

Carina Eckart

Offenheit – Vielfalt – Komplexität

Eine Betrachtung ausgewählter Bauten Günter Behnischs im Spiegel
der Architekturentwicklung während der Bonner Republik

Dissertation zur Erlangung des akademischen Grades
Doktorin der Ingenieurwissenschaften (Dr.-Ing.)

vorgelegt im Fachbereich Architektur Stadtplanung Landschaftsplanung
der Universität Kassel

Gutachter:

Prof. Dr.-Ing. Dr. h.c. Manuel Cuadra

Prof. Dr. phil. Thorsten Bürklin

Tag der mündlichen Prüfung: 12. Juli 2016

Vorwort

Das Verfassen einer Dissertation ist vergleichbar mit einer Bergwanderung und ihren Herausforderungen sowie den sich eröffnenden Rück- und Ausblicken. Ebenso wie bei einer solchen Wanderung bedarf es zum Gelingen zahlreicher Weggefährten: Mein Dank gilt daher insbesondere Herrn Prof. Dr.-Ing. Dr. h. c. Manuel Cuadra, der mein Forschungsvorhaben während meiner Mitarbeit am Fachgebiet Architekturgeschichte/ Geschichte der gebauten Umwelt der Universität Kassel unterstützte und den Impuls für eine Auseinandersetzung mit dem Werk Günter Behnischs gab sowie Herrn Prof. Dr. Thorsten Bürklin, meinem Zweitgutachter. Ebenso gilt mein Dank allen Architekturbüros, Archiven und Fotografen, die die Nutzung des vorliegenden Bildmaterials ermöglicht haben – besonders Frau Dr. Elisabeth Spieker sowie Herrn Prof. Christian Kandzia, dessen Fotografien nicht nur die Architektur, sondern auch das *Wesen* der Gebäude zum Ausdruck bringen. Für die zahlreiche Anregungen, die freundschaftliche Unterstützung und den fachlichen Austausch möchte ich mich an dieser Stelle bei Anja, Axel, Daniela, Lisa, Niko und Timo bedanken. Ähnlich einer Wanderung in den Bergen gibt es immer wieder auch Wegstrecken, die einer besonderen Anstrengung bedürfen. Für die Unterstützung, auch auf diesen Wegetappen, danke ich von Herzen meiner Familie: meinen Eltern und Sebastian.

Inhalt

1	Einleitung	7
1.1	Thematische Einführung.....	7
1.2	Eigenes Forschungsinteresse und Eingrenzung des Themas	13
1.3	Vorgehensweise.....	15
1.4	Forschungsüberblick.....	19
2	Studium im Zeichen der Neukonstitution der Stuttgarter Architekturabteilung	23
2.1	Behnischs Studienjahre in Stuttgart	23
2.2	Die Anfänge der Stuttgarter Schule.....	25
2.3	Die Stuttgarter Architekturabteilung nach 1945.....	29
2.4	Rolf Gutbrod und Günter Wilhelm – Beispiele des <i>Neuen Bauens</i> ..	31
2.5	Internationalisierung und Einfluss der Besatzungsmächte	37
3	Kontinuität und Wandel – Bauen in der <i>Ersten</i> <i>Nachkriegsmoderne</i>.....	40
3.1	Architektur und Städtebau (1945-1963)	40
3.2	Vogelsangschule, Stuttgart (1955-1961)	54
3.2.1	Die Einflüsse der Reformbewegung auf den Schulbau der 1950er Jahre ..	54
3.2.2	Baugeschichte und -beschreibung	74
3.2.3	Architekturhistorische Einordnung	80
4	Technikglaube und Fortschrittsoptimismus – Bauen in der <i>Zweiten Nachkriegsmoderne</i>	85
4.1	Architektur und Städtebau (1963-1980)	85

4.2	Ingenieurschule, Ulm (1959-63)	108
4.2.1	Typisierung, Standardisierung und Vorfertigung – Schulbau der 1960er Jahre	108
4.2.2	Baugeschichte und -beschreibung	115
4.2.3	Architekturhistorische Einordnung	119
4.3	Anlagen und Bauten für die Spiele der XX. Olympiade München 1972, München (1967-1972)	122
4.3.1	Geschichtliche Entwicklung der Bauten und Anlagen für Olympische Spiele	122
4.3.2	„Auf dem Weg zur Olympiastadt“	133
4.3.3	Bewerbung um die XX. Olympiade	136
4.3.4	Oberwiesenfeld	139
4.3.5	Wettbewerb	140
4.3.6	Anlagen und Bauten	143
4.3.7	Landschaft	151
4.3.8	Design	156
4.3.9	Architekturhistorische Einordnung	158
4.4	Progymnasium „Auf dem Schäfersfeld“, Lorch (1970-1973)	165
4.4.1	Die Schule als Fabrik – Flexibilität und Variabilität im Schulbau seit den späten 1960er Jahren	165
4.4.2	Baugeschichte und -beschreibung	177
4.4.3	Architekturhistorische Einordnung	182

5 Zitierfreude und formale Experimente – *Postmoderne* und *Dekonstruktivismus* 185

5.1	Architektur und Städtebau (1980-1989)	185
5.2	Hauptschule „Auf dem Schäfersfeld“, Lorch (1978-1982)	201
5.2.1	Das Ende des Schulbau-Booms – die 1980er Jahre	201
5.2.2	Baugeschichte und -beschreibung	202
5.2.3	Architekturhistorische Einordnung	206

5.3	Hysolar-Forschungs- und Institutsgebäude, Stuttgart-Vaihingen (1986-1987).....	210
5.3.1	Baugeschichte und -beschreibung	210
5.3.2	Architekturhistorische Einordnung	215
5.4	Deutsches Postmuseum, Frankfurt am Main (1982-1990)	218
5.4.1	Experimentierfeld der Postmoderne – Museumsbau der 1980er Jahre .	218
5.4.2	Kulturpolitik als Imagefaktor – das Frankfurter <i>Museumsufer</i>	224
5.4.3	Baugeschichte und -beschreibung	236
5.4.4	Architekturhistorische Einordnung	244
5.5	Plenarbereich für den Deutschen Bundestag, Bonn (1983/87-1992)	249
5.5.1	Geschichtliche Entwicklung des Parlamentsbaus	249
5.5.2	Reichstagsgebäude – Pendant zur Machtrepräsentation der Monarchie	254
5.5.3	Bonn wird vorläufige Bundeshauptstadt – Umbau der Pädagogischen Akademie.....	260
5.5.4	Ende des Provisoriums – Planungen zum Ausbaus Bonns	263
5.5.5	Baubeschreibung.....	268
5.5.6	Der Plenarbereich als Exempel für das Bauen in der Demokratie	275
6	Gestalt suchen	283
6.1	Mensch und Technik – Lehrer und Vorbilder	283
6.2	Vier Schulen – vier Momente	284
6.3	Situationsarchitektur	290
6.4	Architektonische Interpretation nationaler Selbstdarstellung	292
7	Abkürzungsverzeichnis	296
8	Literaturverzeichnis	297
9	Abbildungsverzeichnis	318

Die Arbeit besteht aus insgesamt 2 Teilen:

Teil I / II: Textteil

Teil II / II: Abbildungen

1 Einleitung

1.1 Thematische Einführung

„In der Zeit nach dem Kriege bot mir ein Architekt an, Lehmhäuser zu entwickeln, die wir dann in großer Zahl realisieren wollten. Nicht etwa aus Gründen der Ökologie – so würden wir das heute sehen. Nein, seinerzeit konnten wir uns nicht vorstellen, daß wir in absehbarer Zeit unser Land in der heute als normal gesehenen Art und Weise hätten bebauen können. Es gab ja nur wenige bewohnbare Häuser in den großen Städten. Und die, die es noch gab, waren verbraucht und hätten renoviert werden müssen.“¹

Trümmer und Traumata bestimmten das gesellschaftliche Bild und Selbstverständnis der Nachkriegsgeneration, die mit der gleichzeitig deprimierenden und hoffnungsvollen Aufgabe konfrontiert war, den Wiederaufbau der zerstörten Städte zu bewältigen. Die umfassenden Zerstörungen erachteten einige Planer als Chance, die Idee einer Symbiose von Stadt und Landschaft umsetzen zu können. Der Ursprung dieser Intention reicht dabei bis zu den Anfängen der Reformbewegung am Ende des 19. Jahrhunderts zurück.² Auch das städtebauliche Leitbild *der gegliederten und aufgelockerten Stadt*, das die Wiederaufbauplanungen der 1950er Jahre bestimmte, ist vor dem Hintergrund dieser Entwicklungslinie zu betrachten.³ In der Architektur verfolgte man in den 1950er Jahren den Anschluss an die Entwicklung des *Neuen Bauens*, die im Ausland stattgefunden hatte.⁴ Ferner wollte man durch die Vermeidung von Axialität und Symmetrien Bezüge zu den monumentalen Bauten der Nationalsozialisten vermeiden. Die in der unmittelbaren Nachkriegszeit entstandenen Bauten sollten demgegenüber eine neue Leichtigkeit vermitteln.⁵

Eine der wichtigsten Bauaufgaben der 1950er Jahre war der Schulbau – zum einen aufgrund der umfassenden Zerstörungen von Schulgebäuden während des Zweiten Weltkriegs, zum anderen wegen der politischen Funktion, die im Hinblick auf die Erziehung zum demokratischen Bürger mit dieser Bauaufgabe verbunden wurde.⁶

¹ Behnisch, Günter: Sächsische Akademie der Künste. Vortrag. Chemnitz 1998. <http://www.behnisch-partner.de/lectures-and-essays/1998> [Stand: 07.03.2016].

² Vgl. Ludovico, Fabian: Karl Otto - Architekt und Lehrer. Ein biographischer Beitrag zur deutschen Nachkriegsmoderne. Marburg 2010. Zugl. Diss. Heidelberg, Institut für Europäische Kunstgeschichte, S. 50; vgl. Pehnt, Wolfgang: Deutsche Architektur seit 1900. München 2005, S. 270.

³ Vgl. Ludovico 2010, S. 62.

⁴ Vgl. Nerdinger, Winfried: Materialästhetik und Rasterbauweise. Zum Charakter der Architektur der 50er Jahre. In: Durth, Werner/Gutschow, Niels (Hg.): Architektur und Städtebau der fünfziger Jahre. Ergebnisse der Fachtagung in Hannover 1990 (Schriftenreihe des Deutschen Nationalkomitees für Denkmalschutz, Bd. 41). Bonn 1990, S. 38-49, S. 42.

⁵ Vgl. Nerdinger, Winfried: Aufbrüche und Kontinuitäten. In: Nerdinger, Winfried (Hg.): Architektur der Wunderkinder. Aufbruch und Verdrängung in Bayern 1945-1960. Salzburg/München 2005, S. 9-23, S. 14.

⁶ Vgl. Herbig, Bärbel: Die Darmstädter Meisterbauten. Ein Beitrag zur Architektur der 50er Jahre. Darmstadt 2000. Zugl. Diss. Philipps-Universität Marburg, Institut für Kunstgeschichte, S. 39.

Mit den beginnenden 1960er Jahren zeichnete sich in Architektur und Städtebau ein Paradigmenwechsel ab. Dieser war in der Architektur durch die Hinwendung zu industriellen Produktionsweisen gekennzeichnet. Im Städtebau stand das Leitbild der gegliederten und aufgelockerten Stadt verstärkt in der Kritik.⁷ Stattdessen wurde die Forderung nach *Urbanität durch Dichte* laut, die sich schon bald als neues städtebauliches Leitbild durchsetzte.⁸ Der Wandel war jedoch nicht nur ein Ergebnis der Kritik am Leitbild der gegliederten und aufgelockerten Stadt, sondern auch ein Resultat der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Bedingungen der beginnenden 1960er Jahre.⁹ Die folgenden Jahre waren geprägt durch das wirtschaftliche Wachstum, steigende Bevölkerungsprognosen und den Glauben an die Möglichkeiten der Technik.¹⁰ Der Machbarkeitsglaube prägte auch die zahlreichen utopischen Visionen der Zeit. Die Grenzen zwischen Utopie und Wirklichkeit waren dabei fließend, denn die utopischen Entwürfe beeinflussten etwa den Bau von Großwohnkomplexen.¹¹ Einhergehend mit dem steigenden Wohlstand und der Herausbildung einer breiten Mittelschicht wurde gleichsam der Anspruch an eine höhere Bildung laut. Der Schulbau war folglich weiterhin eine der bedeutendsten Bauaufgaben. Ferner wurden Hochschulen ausgebaut und sogar neu gegründet.¹² Dazu bediente man sich der Verwendung industriell vorgefertigter Bauteile, mit denen man eine Senkung der Kosten und Verkürzung der Bauzeiten erreichen wollte.¹³ Damit änderte sich auch das Aufgabenfeld des Architekten, der sich nun verstärkt mit der Bautechnik auseinandersetzen musste, während die Ästhetik in den Hintergrund trat.¹⁴

Im Laufe der 1960er Jahre zeichneten sich politische Veränderungen ab, die sich durch eine Abwendung von der konservativen Politik der Vergangenheit charakterisieren lassen; dazu gehörten unter anderem die Studentenproteste.¹⁵ Die erste Ölkrise 1973 und die Weltwirtschaftskrise beeinflussten die wirtschaftliche Situation in der

⁷ Vgl. Durth, Werner/Gutschow, Niels: Appell. In: Durth, Werner/Gutschow, Niels (Hg.): Architektur und Städtebau der fünfziger Jahre. Ergebnisse der Fachtagung in Hannover 1990 (Schriftenreihe des Deutschen Nationalkomitees für Denkmalschutz, Bd. 41). Bonn 1990, S. 7.

⁸ Vgl. Philipp, Klaus Jan: Die große Euphorie. Machbarkeitswahn und Freiheitsversprechen im Städtebau der 60er und 70er Jahre. In: Hassler, Uta/Dumont d'Ayot, Catherine (Hg.): Bauten der Boomjahre, Paradoxien der Erhaltung. Tagungsband des Instituts für Denkmalpflege und Bauforschung der ETH Zürich. Gollion 2009, S. 56-71, S. 56.

⁹ Vgl. Krämer, Steffen: „Urbanität durch Dichte“- Die neue Maxime im deutschen Städte- und Siedlungsbau der 1960er Jahre. In: Buttler, Adrian von/Heuter, Christoph (Hg.): denkmal!moderne. Architektur der 60er Jahre: Wiederentdeckung einer Epoche (Jovis Diskurs). Berlin 2007, S. 106-115, S. 106 f.

¹⁰ Vgl. Duesberg, Christoph: Megastrukturen. Architekturutopien zwischen 1955 und 1975. Berlin 2013. S. 9.

¹¹ Vgl. Beckmann, Karen: Urbanität durch Dichte? Geschichte und Gegenwart der Großwohnkomplexe der 1970er Jahre (Architekturen, Bd. 29). Bielefeld 2015. Zugl. Diss. Leibniz Universität Hannover, Institut für Geschichte und Theorie der Architektur, S. 286.

¹² Vgl. Hassler, Uta: Offene Fragen. In: Hassler/Dumont d'Ayot 2009, S. 8-17, S. 10.

¹³ Vgl. Staib, Gerald/Dörrhöfer, Andreas/Rosenthal, Markus: Elemente + Systeme. Modulares Bauen: Entwurf, Konstruktion, neue Technologien (Edition Detail). München 2008, S. 33 f.

¹⁴ Vgl. Langenberg, Silke: Bauten der Boomjahre. Architektonische Konzepte und Planungstheorien der 60er und 70er Jahre. Dortmund 2006. Zugl. Diss. Universität Dortmund, Fakultät Bauwesen, S. 135.

¹⁵ Vgl. Beckmann 2015, S. 119 f.

Bundesrepublik.¹⁶ Mit den ökonomischen und politischen Veränderungen zu Beginn der 1970er Jahre wurde nun der technische Fortschritt vermehrt infrage gestellt. In der Kritik standen ebenso die Großsiedlungen, die einige Jahre zuvor noch als Ausdruck des Fortschritts galten. In der Bauwirtschaft war man mit steigenden Baukosten und einer geringeren Nachfrage konfrontiert.¹⁷ Infolge der sich abzeichnenden Veränderungen verlagerten sich auch die Schwerpunkte und man wandte sich nun vermehrt der Stadterneuerung zu.¹⁸ Ausschlaggebend dafür war der schlechte Zustand des Wohnungsbestandes in den Innenstädten, nachdem man sich in den Jahren zuvor vor allem den Neubauplanungen gewidmet hatte.¹⁹

In der Forschung etablierte sich für den Zeitraum nach 1945 bis zum Ende der 1970er Jahre der Begriff *Nachkriegsmoderne*. Der Kunsthistoriker Roman Hillmann hat dargelegt, dass es diesbezüglich jedoch einer Differenzierung in zwei Phasen bedarf: die *Erste Nachkriegsmoderne* und die *Zweite Nachkriegsmoderne*.²⁰ Die *Erste Nachkriegsmoderne* endete zwischen 1957 und 1963 mit einer Übergangsphase.²¹ Als Schlusspunkt der *Zweiten Nachkriegsmoderne* wurde das Denkmalschutzjahr 1975 diskutiert. Hillmann hat verdeutlicht, dass sich damit zwar ein Wendepunkt abzeichnete, das Ende der Phase jedoch erst mit der Durchsetzung der Postmoderne zu einer allgemeinen Strömung ab 1980 bestimmt werden kann.²²

„Als die Architektur sich anschickte, in die Städte zurückzukehren, hatte sie eine Begleiterin, die Postmoderne.“²³ Der Leitbildwandel kann zum einen aus dem gesellschaftlichen Wandel als Folge der zunehmenden Protestbewegungen erklärt werden, zum anderen durch den Einfluss italienischer, deutscher und amerikanischer Architekturkritik-

¹⁶ Vgl. Schüler, Ute: „Yesterday, all my trouble seemed so far away“. In: Hopfner, Karin/Simon-Philipp/Christina/Wolf, Claus (Hg.): *Größer - höher - dichter. Wohnen in Siedlungen der 1960er und 1970er Jahre in der Region Stuttgart*. Stuttgart/Zürich 2012, S. 20-23, S. 20.

¹⁷ Vgl. Durth, Werner/Sigel, Paul (Hg.): *Baukultur. Spiegel gesellschaftlichen Wandels*. Berlin 2009, S. 574-576.

¹⁸ Vgl. Hopfner, Karin/Simon-Philipp, Christina: *Größer, höher, dichter. Wohnungs- und Städtebau der 1960er und 1970er Jahre*. In: Hopfner, Karin/Simon-Philipp, Christina/Wolf, Claus (Hg.): *Größer, höher, dichter. Wohnen in Siedlungen der 1960er und 1970er Jahre in der Region Stuttgart*, Stuttgart/Zürich 2012, S. 14-17, S. 17.

¹⁹ Vgl. Krämer, Stefan: *Neues Wohnen in neuen Städten?* In: Hopfner/Simon-Philipp/Wolf 2012, S. 28-33, S. 32.

²⁰ Vgl. Hillmann, Roman: *Ordnung und Vielfalt. Zur Architektur der 1960er Jahre*. In: Philipp, Klaus Jan (Hg.): *Rolf Gutbrod. Bauen in den Boomjahren der 1960er* (Schriften des Südwestdeutschen Archivs für Architektur und Ingenieurbau (SAAI) am Karlsruher Institut für Technologie (KIT)). Salzburg/Wien 2011a, S. 50-67, S. 52.

²¹ Vgl. Hillmann, Roman: *Die erste Nachkriegsmoderne: Ästhetik und Wahrnehmung der westdeutschen Architektur 1945-63* (Forschungen zur Nachkriegsmoderne). Petersberg 2011b. Zugl. Diss. Technische Universität Berlin, Institut für Kunstwissenschaft und Historische Urbanistik, S. 24 und S. 26.

²² Vgl. ebd., S. 62.

²³ Pehnt 2005, S. 404.

ker.²⁴ Zu diesen gehörten Charles Jencks, Paolo Portoghesi und Heinrich Klotz, der Gründungsdirektor des Deutschen Architekturmuseums in Frankfurt am Main.²⁵ Die 1980er Jahre wurden zugleich die Zeit des Museumsbaus.²⁶ Wolfgang Pehnt stellte dazu fest: „Zwischen den neuen Museumsbauten und der postmodernen Zitatefreude in der Architekturszene stellte sich etwas wie Wahlverwandtschaft ein.“²⁷

In Abgrenzung dazu wurde jedoch vermehrt der Wunsch nach einer neuen architektonischen Formensprache laut und alternative Tendenzen zeichneten sich ab. Eine Ausstellung des Museums of Modern Art präsentierte im August 1988 die Arbeit von sieben Architekten unter dem Titel „Deconstructivist Architecture“.²⁸ Obwohl die Ausstellung durchaus kontrovers diskutiert wurde, wünschte man sich, mit der Ausstellung eine Alternative zur postmodernen Architektur zu erhalten oder gar die Abwendung hiervon vollziehen zu können.²⁹ Obwohl es dem Kurator, wie er betonte, nicht darum ging, einen neuen Stil zu schaffen, wurde der *Dekonstruktivismus* in den Medien vielfach als Strömung oder sogar Baustil gedeutet.³⁰ Die Auswahl der gezeigten Architekten gründete dabei vor allem auf formal-ästhetischen Kriterien, sodass dahinter die Vielschichtigkeit der architektonischen Ansätze zurückstand.³¹ Doch auch im Hinblick auf diese Kriterien war die Auswahl der gezeigten Architekten aufgrund der deutlichen Unterschiede nur schwer nachvollziehbar.³² Deutsche Architekten, darunter Günter Behnisch, wurden in der Folge als *Dekonstruktivisten* eingeordnet.³³ Diese Zuordnung war insofern fragwürdig, als dass „[...] der Begriff ‚dekonstruktivistisch‘ [...] als Synonym für ‚schräg gebaut‘ gebraucht [wurde].“³⁴ Dem Chaos und der scheinbaren Beliebigkeit entgegneten einige Architekten zu Beginn der 1990er Jahre mit einem reduzierten Formenrepertoire sowie einer einfachen und klaren Ästhetik.³⁵ In seinem 2005 erschienenen Band über die Deutsche Architektur seit 1900 resümierte der Architekturhistoriker Wolfgang Pehnt zur Architekturentwicklung seit dem Ende der 1980er Jahre:

²⁴ Vgl. Müller-Raemisch, Hans-Reiner: Die Postmoderne (Die 80er Jahre). In: Müller-Raemisch, Hans-Reiner (Hg.): Leitbilder und Mythen in der Stadtplanung. 1945-1985. Frankfurt am Main 1990, S. 139-169, S. 139.

²⁵ Vgl. Branscome, Eva/Szacka, Léa-Catherine: Die postmoderne Architektur und ihre Geburtshelfer. Im Gespräch mit Charles Jencks und Paolo Portoghesi. In: ARCH+ 47 (2014) 18-27, S. 18.

²⁶ Vgl. Pehnt 2005, S. 409.

²⁷ Ebd.

²⁸ Vgl. Kraft, Simone: Dekonstruktivismus in der Architektur? Eine Analyse der Ausstellung „Deconstructivist Architecture“ im New Yorker Museum of Modern Art 1988 (Architekturen, Bd. 27). Bielefeld 2015. Zugl. Diss. Eberhard Karls Universität Tübingen, Kunsthistorisches Institut, S. 9 f.

²⁹ Vgl. ebd., S. 58.

³⁰ Vgl. ebd., S. 65.

³¹ Vgl. ebd., S. 12.

³² Vgl. ebd., S. 14.

³³ Vgl. Pehnt 2005, S. 472.

³⁴ Kraft 2015, S. 12.

³⁵ Vgl. Pehnt 2005, S. 482.

„Wie in fast allen Ländern steht in Deutschland ein breites Repertoire unterschiedlicher Ausdrucksmöglichkeiten bereit. Nicht alles, aber vieles ist gleichzeitig möglich.“³⁶

Die Entwicklung, die in den 1990er Jahren folgte, bedarf der Berücksichtigung eines entscheidenden politischen Ereignisses: Am 09. November 1989 fiel die Mauer; am 03. Oktober 1990 wurde im Bundestag der Beitritt der DDR zur Bundesrepublik beschlossen.³⁷ Damit hatten sich die politischen Voraussetzungen gänzlich verändert:

„Mit dem Fall der Mauer und der Auflösung der Sowjetunion ging das ‚Kurze 20. Jahrhundert‘ zu Ende, das mit dem Ausbruch des Weltkriegs 1914 begonnen hatte. Auf dem Weg zur Wiedervereinigung musste sich Deutschland in Abstimmung mit den Großmächten neu positionieren [...]. Über vier Jahrzehnte hatte das programmatische Understatement der Bonner Republik dazu beigetragen, die angesichts der deutschen Geschichte verständlichen Bedenken zu zerstreuen. Die ‚Haltung der Zurückhaltung‘ war gleichsam Teil der Staatsräson geworden.“³⁸

Im Sommer 1991 beschloss der Bundestag die Verlegung des Parlaments nach Berlin.³⁹ Die zahlreichen Architekturdebatten der Folgejahre waren insbesondere mit der spezifischen Berliner Bauszene und der Frage nach dem Erscheinungsbild der Hauptstadt verbunden.⁴⁰

Einer, der das Bild der Bonner Republik auch international mit seinen Bauten geprägt hatte, war der Architekt Günter Behnisch. Die Schweizer Zeitung Tages-Anzeiger schrieb über den 1922 in Lockwitz bei Dresden geborenen und 2010 in Stuttgart verstorbenen Architekten: „Er schuf das offene Gesicht der Bonner Republik.“⁴¹ In dem Artikel wurde das Werk des Architekten wie folgt beschrieben:

„Günter Behnisch hat sie nicht nur erkannt, die Welt der damaligen Bundesrepublik Deutschland, er hat sie auch geformt, mit seinen heiteren, gelegentlich verspielten Baukunstwerken, und damit schrieb er sich in die Annalen der Architekturgeschichte der Bonner Republik ein.“⁴²

Der Spiegel betitelte Behnisch als „Architekt des gläsernen Deutschlands“⁴³, die Frankfurter Allgemeine Zeitung beschrieb ihn als den „[...] Baumeister der deutschen

³⁶ Ebd., S. 470.

³⁷ Vgl. Durth, Werner/Sigel, Paul (Hg.): Baukultur. Spiegel gesellschaftlichen Wandels. Berlin 2009, S. 630.

³⁸ Ebd., S. 635.

³⁹ Vgl. ebd., S. 636.

⁴⁰ Vgl. Pehnt 2005, S. 482.

⁴¹ Hübsch, Reinhard: Er schuf das offene Gesicht der Bonner Republik. Günter Behnisch, der bedeutendste deutsche Architekt der letzten Jahrzehnte, ist gestorben. In: Tages-Anzeiger (14.07.2010). <http://www.tagesanzeiger.ch/kultur/architektur/Er-schuf-das-offene-Gesicht-der-Bonner-Republik-story/19795569> [Stand: 27.02.2016].

⁴² Ebd.

⁴³ o. A.: Günter Behnisch tot. Architekt des gläsernen Deutschlands. In: Spiegel Online (12.07.2010). <http://www.spiegel.de/kultur/gesellschaft/guenter-behnisch-tot-architekt-des-glaesernen-deutschlands-a-706132.html> [Stand: 27.02.2016].

Demokratie.“⁴⁴ Für diese Interpretation stehen vor allem zwei Werke: Zum einen die Anlagen und Bauten, die anlässlich der Olympischen Spiele 1972 in München entstanden sind, zum anderen der 1992 fertiggestellte Plenar- und Präsidialbereich des Deutschen Bundestages in Bonn. In den Anlagen und Bauten sah der Theater- und Kunstkritiker Peter Iden gar eine „[...] Metapher für ein anderes Deutschland“⁴⁵. Die den Bauten und Anlagen in München und Bonn zugrundeliegende Geisteshaltung hat sich auch in den anderen Bauten manifestiert, die Behnisch in Zusammenarbeit mit seinem Team realisierte.⁴⁶ Denn neben diesen repräsentativen Bauaufgaben widmete sich Behnisch vor allem dem Schulbau, der den Großteil seines Werkes ausmacht.⁴⁷

Die Einordnung seines Œuvres in eine architektonische Strömung ist problematisch. Es scheint so, als ob das Werk Günter Behnischs eine Sonderstellung in den architektonischen Entwicklungen seiner Zeit einnimmt, denn, wie Hans Kammerer verdeutlicht, ist Behnisch

„[...] ein Einzelgänger der Architektur, [er] schwimmt nicht im breiten Strom der Konventionen. Sehr wahrscheinlich hat er eine eigene Welt für sich und seine Bauten erdacht. Eine Welt, in der ‚Law and Order‘, also für die Architektur feste Regeln und Ordnungen keinen Platz haben.“⁴⁸

Auch der Architekt Karl Heinz Barth beschrieb die Arbeit Behnischs als „[...] unabhängig von vergänglichen Modernismen und Einflüssen [...]“.⁴⁹ In Zusammenarbeit mit seinem Team habe Behnisch vielmehr die Berücksichtigung der Bedürfnisse der Nutzer in Verbindung mit der „[...] Achtung gegenüber Mensch und Natur [...]“⁵⁰ angestrebt. Darüber hinaus hätte ihn das für einen erfolgreichen Architekten unerlässliche Gespür für das Wirtschaftliche und Rationelle ausgezeichnet.⁵¹ Doch inwiefern kann Behnisch tatsächlich als Antipode zu zeitgleich agierenden Architekten und ihren Werken betrachtet werden? Wie können ausgewählte Bauten des Architekten im Kontext ihrer Entstehungszeit interpretiert und wie das Œuvre des Architekten

⁴⁴ Bartetzko, Dieter: Der Baumeister der deutschen Demokratie. Zum Tod von Günter Behnisch. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung (13.07.2010).

<http://www.faz.net/aktuell/feuilleton/kunst/zum-tod-von-guenter-behnisch-der-baumeister-der-deutschen-demokratie-11009024.html> [Stand: 27.02.2016].

⁴⁵ Iden, Peter: Seine Haltung. Günter Behnisch zum Gruß. In: Städtische Kunstsammlungen Chemnitz (Hg.): Günter Behnisch zum 75. Geburtstag. Eine Festschrift. Chemnitz 1997, S. 18-19, S. 18.

⁴⁶ Vgl. ebd.

⁴⁷ Spieker, Elisabeth: Günter Behnisch – Die Entwicklung des architektonischen Werkes. Gebäude, Gedanken und Interpretationen. 2006. Zugl. Diss. Universität Stuttgart, Fakultät für Architektur und Stadtplanung.

<http://elib.uni-stuttgart.de/opus/volltexte/2006/2485/> [Stand: 05.01.2016], S. 39.

⁴⁸ Kammerer, Hans: Einige Anmerkungen zu Günter Behnisch. In: Städtische Kunstsammlungen Chemnitz 1997, S. 24-27, S. 24.

⁴⁹ Barth, Karl-Heinz: o. T. In: Städtische Kunstsammlungen Chemnitz 1997, S. 8-9, S. 8.

⁵⁰ Ebd.

⁵¹ Vgl. ebd.

innerhalb der architekturhistorischen Entwicklung seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs verortet werden?

1.2 Eigenes Forschungsinteresse und Eingrenzung des Themas

Die vorliegende Arbeit zielt auf eine differenzierte Betrachtung ausgewählter Bauten des Architekten Günter Behnisch im architekturhistorischen Kontext. Hierbei liegt der Schwerpunkt auf der architekturgeschichtlichen Entwicklung in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts – eben jenen Jahren, in denen der Architekt wirkte. Ziel der Arbeit ist es, die Eigentümlichkeiten von Behnischs Bauten im Kontext ihrer Entstehungszeit zu eruieren. Im Gegensatz zu den bisherigen Forschungsarbeiten, die sich zunächst den unterschiedlichen Werkphasen des Architekten gewidmet haben, thematisiert die vorliegende Arbeit die Entwicklung seines Werkes vor dem Hintergrund architektonischer und städtebaulicher Paradigmenwechsel. Die ersten Bauten, die Behnisch mit seinem damaligen Büropartner Bruno Lambart realisierte, entstanden in den 1950er Jahren. Dieser Zeitraum stellt zugleich den Ausgangspunkt der Untersuchung dar. Dabei wird eine diachrone Betrachtungsweise zugrunde gelegt, die auch jene Entwicklungen berücksichtigt, in deren Traditionslinie Architektur und Städtebau der jeweiligen Zeit zu betrachten sind. Die vorliegende Untersuchung beginnt mit den ersten eigenständigen Bauprojekten des Architekten in den 1950er Jahren und schließt mit der Betrachtung des Plenar- und Präsidialbereichs des Deutschen Bundestages in Bonn ab. Mit der Wiedervereinigung und der Verlegung des Parlaments nach Berlin vollzog sich ein Wandel, der neue Ansprüche an die Architektur bedingte. Zahlreiche Baumaßnahmen folgten, bei denen es auch um die Frage nach dem Umgang mit der Stadt ging.⁵² Man fürchtete, dass sich der hohe Investitionsdruck von Unternehmen negativ auf den Städtebau auswirken und zum Verlust historischer Stadtstrukturen führen würde.⁵³ Unter dem Titel „Pariser Platz. Kritische Rekonstruktion des Bereichs und Dokumentation zur Geschichte und Zukunft des Platzes“ hatte der Berliner Senatsbaudirektor Hans Stimmann 1991 eine Publikation herausgegeben. Darin wurde sich gegen einen historisierenden Wiederaufbau des Pariser Platzes ausgesprochen:

„Es muß eine sorgfältige Durcharbeitung des Vorhandenen, der baulichen Reste, Spuren, neuen Anforderungen und wünschenswerten Nutzungen stattfinden. Dies bedeutet kritische Rekonstruktion, indem nichts Historisches neu formuliert wird, ohne daß es nicht auch für die Stadtzukunft brauchbar ist.“⁵⁴

⁵² Vgl. Durth/Sigel 2009, S. 648.

⁵³ Vgl. ebd., S. 646.

⁵⁴ Senatsverwaltung für Bau- und Wohnungswesen (Hg.): Pariser Platz. Kritische Rekonstruktion des Bereichs. Berlin 1991, S. 5. Zitiert in: Durth/Sigel 2009, S. 649.

Nach zwei Gutachten zu der Traufhöhe und der Parzellenstruktur wurde schließlich eine Gestaltungssatzung für den Pariser Platz formuliert, die einen dreiteiligen Aufbau im Sockel-, Basis- und Attikageschoss sowie Lochfassaden empfahl.⁵⁵

Für den Neubau der Akademie am Pariser Platz entschied man sich im Frühjahr 1994 für den Entwurf Günter Behnischs in Zusammenarbeit mit Werner Durth. Doch die Grundsteinlegung konnte erst im Jahr 2000 nach zahlreichen Debatten erfolgen. Während man sonst den Empfehlungen zur Platzgestaltung in Bezug auf Proportionen und Gliederung folgte, löste die durch die Architekten vorgeschlagene Glasfassade heftige Diskussionen aus. Im Zuge dessen wurde Behnisch als „Gegner der Berliner Bau-tradition“⁵⁶ kritisiert.⁵⁷

„Es stand kein guter Stern über diesem Projekt, an dem, wie nirgendwo sonst in Berlin, die Debatte über unterschiedliche Meinungen zu einem angemessenen Umgang mit historisch bedeutsamen Orten in schärfste Polemik umschlug.“⁵⁸

Die an dieser Stelle nur kurz skizzierten Aspekte verdeutlichen die Komplexität und die spezifischen Eigenheiten, die der Bau der Akademie der Künste in Berlin mit sich brachte: Neben dem Ausbau Berlins zur Hauptstadt und der speziellen Berliner Bau-szene gehörten dazu die Geschichte des Pariser Platzes sowie die des Gebäudes selbst, das unter anderem einstmals als Gefängnis der Volkspolizei genutzt wurde.⁵⁹ Für die Betrachtung und Verortung der Akademie der Künste ist die Einbeziehung der städtebaulichen Entwicklung Berlins nach der Wiedervereinigung vor dem Hintergrund eines Paradigmenwechsels, die historische Entwicklung des Pariser Platzes selbst sowie der Vergleich mit den anderen dort zeitgleich entstandenen Gebäuden notwendig. Nur anhand dessen lässt sich die Stellung Behnischs innerhalb des Architekturdiskurses der Zeit eruieren. Die Analyse und Verortung der Akademie der Künste kann in diesem Rahmen daher keine Berücksichtigung finden.

Die Grundlage der folgenden Untersuchung ist zunächst, die architektonischen und städtebaulichen Leitbilder der jeweiligen Entwicklungsphasen seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs bis zur Wiedervereinigung herauszuarbeiten. Dabei sollen nicht nur die Entwicklungen in der Bundesrepublik Berücksichtigung finden, sondern, sofern diese als relevant erscheinen, auch internationale Einflüsse integrativer Bestandteil der Betrachtung sein. Vor diesem Hintergrund werden ausgewählte Bauten des Architekten im Hinblick auf die der Entstehung zugrunde liegenden Entwicklungen verortet. Ziel der vorliegenden Arbeit ist es damit, zu überprüfen, inwiefern die Bauten des Architek-

⁵⁵ Vgl. ebd.

⁵⁶ Ebd., S. 651.

⁵⁷ Vgl. ebd.

⁵⁸ Ebd.

⁵⁹ Vgl. ebd., S. 650.

ten Günter Behnisch tatsächlich eine Sonderstellung im architektonischen Kontext der jeweiligen Zeit einnehmen. Durch die Analyse von Bauten aus verschiedenen Schaffensphasen soll weiterhin besprochen werden, ob anhand dessen eine Annäherung oder Abgrenzung innerhalb der Entwicklungen festgestellt werden kann.

1.3 Vorgehensweise

„Im Rückblick [...] meine ich, daß die Art unserer Arbeiten sich verändert hat, kontinuierlich, ich hoffe: weiterentwickelt; in Abhängigkeit von den Aufgaben, von der Zeit, von den Techniken, abhängig von den mit uns arbeitenden Personen, von unserem eigenen Bewußtsein, unserem Können und so fort.

Ich meine auch, man könnte ‚Abschnitte‘ in unserer Arbeit erkennen. Solche Abschnitte werden markiert in der Regel von einem besonderen Bauwerk – von einem Bauwerk, welches neuartig oder auch nur anders zu sein scheint als die vorangegangenen,“⁶⁰

schreibt Günter Behnisch. Für die vorliegende Arbeit wurden daher folgende Anlagen und Bauten für eine nähere Betrachtung und Analyse ausgewählt: die Vogelsangschule in Stuttgart (1955-1961), die Ingenieurschule in Ulm⁶¹ (1959-1963), die Bauten und Anlagen anlässlich der Olympischen Spiele in München (1967-1972), das Progymnasium⁶² (1970-1973) und die Hauptschule in Lorch (1987-1982) sowie das Hysolar-Forschungs- und Institutsgebäude der Universität⁶³ in Stuttgart (1986-1987), das Bundespostmuseum⁶⁴ in Frankfurt (1982-1990) und der zentrale Bereich der Bauten des Deutschen Bundestages⁶⁵ in Bonn (1983/87-1992).

Die Auswahl der Bauten und Anlagen anlässlich der Olympischen Spiele 1972 und des zentralen Bereichs der Bauten des Deutschen Bundestags gründet auf deren herausragender Stellung innerhalb der deutschen Architekturgeschichte des 20. Jahrhunderts. Sie nehmen innerhalb des Œuvres des Architekten zugleich eine Sonderstellung ein.

Wie bereits dargelegt, widmete sich Behnischs Werk jedoch vor allem dem Schulbau. Mit der Vogelsangschule und der Ingenieurschule wurden zwei Bauten ausgewählt, die zwar in zeitlicher Nähe zueinander entstanden sind, ansonsten jedoch kaum unterschiedlicher sein könnten. Mit dem Progymnasium in Lorch deutete sich ebenfalls eine neue Entwicklung im Werk des Architekten an, die ihre Fortführung in der Hauptschule in Lorch findet. Mit der Auswahl der genannten Objekte lässt sich nicht nur die

⁶⁰ Behnisch, Günter: Die Zeit vor dem Olympiapark in München, Stuttgart 1993, in: Gauzin-Müller, Dominique (Hg.): Behnisch & Partner. 50 Jahre Architektur. Berlin 1997, S. 28-31, S. 28.

⁶¹ Heute: Hochschule Ulm.

⁶² Heute: Schäfersfeldschule - Realschule und Werkrealschule.

⁶³ Heute: Visualisierungsinstitut der Universität Stuttgart.

⁶⁴ Heute: Museum für Kommunikation.

⁶⁵ Heute: World Conference Center Bonn.

Entwicklung innerhalb des Werkes nachvollziehen, sondern auch die des Schulbaus von der Nachkriegszeit bis zum Beginn der 1980er Jahre.

Mit dem Hysolar-Forschungs- und Institutsgebäude in Stuttgart-Vaihingen wurde ein kleines Bauprojekt ausgewählt, das jedoch in der Folge große Aufmerksamkeit erlangte. Dieses Gebäude wurde zugleich als Beleg dafür angesehen, die Arbeiten Behnischs und seines Teams zu den Dekonstruktivisten zu zählen. Das Postmuseum in Frankfurt erscheint vor allem im Hinblick auf einen Vergleich mit weiteren Bauten des Museumsufers für eine Analyse besonders relevant.

Der vorliegenden Untersuchung liegt eine Einteilung der architektonischen und städtebaulichen Entwicklung innerhalb des betrachteten Zeitraums in drei Phasen zugrunde:

1. Die erste Phase umfasst die Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg bis zum Beginn der 1960er Jahre.
2. Die zweite Zeitspanne widmet sich den 1960er und 1970er Jahren.
3. Die letzte Phase endet mit der Wiedervereinigung.

Die biographischen Besonderheiten des Architekten in der entsprechenden Zeitspanne werden der Darstellung der allgemeinen Entwicklung vorangestellt.

Die Zuordnung der ausgewählten Bauten erfolgte entsprechend ihrer Entstehungszeit. Wie insbesondere die Beschäftigung mit dem Schulbau verdeutlicht, bedarf es zur Einordnung der Bauten in den architekturhistorischen Kontext auch der Berücksichtigung der speziellen Anforderungen an die jeweilige Bauaufgabe, die in diesem Fall beispielsweise durch die Pädagogik und Bildungspolitik der Zeit beeinflusst wurde. Daher wird der Baugeschichte und -beschreibung ein Überblick über die Entwicklung der jeweiligen Bauaufgabe vorangestellt. Die Architekturbeschreibung bildet schließlich die Grundlage für die architekturhistorische Einordnung, die die genannten Punkte auswertet und zusammenfasst.

Der Analyse der Bauten vorangestellt, werden zunächst die Studienjahre des Architekten vor dem Hintergrund der Architekturentwicklung näher beleuchtet. Dabei soll zum einen herausgestellt werden, inwiefern die zeitgeschichtlichen Umstände die Ausbildung des Architekten beeinflusst haben, zum anderen, mit welchen richtungsweisenden Einflüssen die Lehrenden die Gestaltungsauffassung des Architekten geprägt haben. Als dieser sein Studium, das er in einem Gefangenenlager begonnen hatte, an der Architekturabteilung der Technischen Hochschule in Stuttgart ab 1947 fortsetzte,

war dort gerade erst der Lehrbetrieb wieder aufgenommen worden.⁶⁶ Demnach wird zu fragen sein, wie man mit dem historischen Erbe der traditionsreichen Ausbildungsstätte, die unter dem Namen *Stuttgarter Schule* firmierte, nach dem Zweiten Weltkrieg umging. Ferner gilt es zu erörtern, welche Lehrenden die Ausrichtung der Architekturabteilung in dieser Zeit prägten und für welche Gestaltungsauffassung sie standen. Daneben sollen Kontinuitäten und Brüche offengelegt werden, sodass die Betrachtung einen Rückblick auf die Anfänge der Stuttgarter Schule integriert. Im Anschluss daran sollen zwei Lehrende und ihre Gestaltungsauffassungen eingehender vorgestellt werden, die das architektonische Schaffen des Architekten besonders geprägt haben: Rolf Gutbrod und Günter Wilhelm. Ferner widmet sich die Darstellung dem Einfluss der Besatzungsmächte und der Internationalisierung der Stuttgarter Architekturabteilung. Die Einflüsse des Auslandes bilden zugleich die Schnittstelle zum nächsten Kapitel.

Das folgende Kapitel behandelt die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg bis zum Beginn der 1960er Jahre, der Ersten Nachkriegsmoderne. Dieses Kapitel dient der Erörterung architektonischer und städtebaulicher Leitbilder sowie der Herausarbeitung von Kontinuitäten, die bis zum Ende des 19. Jahrhunderts reichen. Dass die städtebaulichen Leitbilder Einfluss auf die Schulbauplanung nahmen, verdeutlicht die daran anschließende Beschäftigung mit der Vogelsangschule in Stuttgart. In diesem Rahmen wird zu klären sein, an welche Traditionslinien man im Schulbau der 1950er Jahre anknüpfen konnte und welche Rolle Vorbilder aus dem Ausland spielten.

Der daran anschließende Abschnitt beschäftigt sich mit der Zweiten Nachkriegsmoderne und folglich mit der Architektur und dem Städtebau der 1960er und 1970er Jahre. Diese Jahre waren vor allem durch Fortschrittsoptimismus und Technikgläubigkeit geprägt. Dabei wird zu fragen sein, inwiefern sich dies auf den Leitbildwandel auswirkte und welche weiteren Faktoren dafür ausschlaggebend waren.

Die Beschäftigung mit der Ingenieurschule in Ulm verdeutlicht einen Wendepunkt innerhalb des architektonischen Werks von Günter Behnisch. Im Zuge dieser These soll der Frage nachgegangen werden, ob sich am Beispiel Behnischs allgemeine Tendenzen im Schulbau dieser Zeit erkennen lassen.

Das Kapitel umfasst ferner die Bauten und Anlagen für die Spiele der XX. Olympiade in München. Entsprechend der diachronen Betrachtungsweise finden neben der zeitgenössischen Architekturentwicklung auch Rückbezüge auf die antiken

⁶⁶ Vgl. Behnisch, Günter: Der zweite Aufbruch in die Moderne. Vortrag von Günter Behnisch im Rahmen des Internationalen Architektur-Forums zum 75. Jahrestag der Weißenhofsiedlung, Stuttgart 19.-21. Juli 2002. weissenhof2002.de/pdf/Vortrag-Behnisch.pdf [Stand: 05.11.2013], S. 2-7, S. 2.; vgl. Renz, Kerstin: Nehmen Sie doch ein freches Grau! Günter Wilhelm und die „Stuttgarter Schule“ der Nachkriegszeit. In: Philipp, Klaus Jan/Renz, Kerstin (Hg.): *Architekturschulen. Programm – Pragmatik – Propaganda*. Tübingen/Berlin 2012, S. 53-65, S. 53.

Olympischen Spiele Berücksichtigung sowie die Benennung der wesentlichen Entwicklungsetappen der Olympischen Spiele der Neuzeit. Dabei wird besonders auf das Olympiastadion in Berlin aus dem Jahr 1936 Bezug genommen, da die Austragung der Spiele der Machtdemonstration der Nationalsozialisten diene. Inwiefern wollte man sich in München hiervon abgrenzen? Welche Rolle spielte die Gestaltung? Ferner soll der Beitrag der Anlagen und Bauten der XX. Olympiade für die Stadtentwicklung Münchens beleuchtet werden.

Als weiteres Untersuchungsobjekt dieser Phase wird das Progymnasium herangezogen. Seit Mitte der 1960er Jahre zeichnete sich in der Schulbauentwicklung eine Veränderung ab, die bereits Mitte der 1970er Jahre in der Kritik stand. Inwiefern das Progymnasium als Beispiel eines alternativen Weges gedeutet werden kann, soll hierbei verdeutlicht werden.

Der letzte Themenkomplex beschäftigt sich mit den 1980er Jahren, deren Architektur mit den Begriffen *Postmoderne* und *Dekonstruktivismus* verbunden wird. Dabei verfolgt die Arbeit unter anderem eine Annäherung an die genannten Begriffe. Wer hat sie geprägt? Was wurde mit ihnen assoziiert?

Durch die Analyse der Hauptschule „Auf dem Schäfersfeld“ soll erörtert werden, inwiefern der bei dem Progymnasium erprobte Ansatz eine Fortführung gefunden hat. Anhand des Hysolar-Forschungs- und Institutsgebäudes in Stuttgart sollen Bezüge zu jenen Tendenzen herausgearbeitet werden, die unter dem Begriff *Dekonstruktivismus* zusammengefasst wurden.

Mit dem Postmuseum in Frankfurt bietet sich zudem ein spannender Vergleich mit jenen Museumsbauten an, die als Exempel der postmodernen Architektur gewertet werden. Dabei wird auch auf die Stadtentwicklung Frankfurts und die Bedeutung des Museumsufers für die Imagebildung der Stadt einzugehen sein.

Am Ende dieser Phase steht der Plenarbereich des Deutschen Bundestags in Bonn – zu einer Zeit geplant, in der man nicht mehr an die Wiedervereinigung glaubte und erst danach fertiggestellt. Die Fertigstellung des Plenarbereichs des Deutschen Bundestags markiert zugleich das Ende der Bonner Republik. Das Kapitel integriert die Erörterung der wesentlichen Entwicklungsetappen des Parlamentsbaus. Besonders wird Bezug auf das Reichstagsgebäude in Berlin genommen, das noch während des Kaiserreichs entstand und in das man nach dem Umbau durch Norman Foster nach der Wiedervereinigung zurückkehrte. Ferner werden die ersten Jahre Bonns als provisorischer Hauptstadt geschildert. Dabei wird auch der erste Erweiterungsbau der Pädagogischen Akademie durch den Architekten Hans Schwippert berücksichtigt. Mit der Vorstellung, dass eine Wiedervereinigung ausgeschlossen sei, begann in den 1970er Jahren die Planung des Ausbaus der Stadt Bonn zur Bundeshauptstadt; zwanzig Jahre danach endete sie

mit der Eröffnung des Plenarsaals und des Präsidialbereichs nach dem Entwurf von Behnisch & Partner. Den Abschluss des Kapitels bildet die Frage nach dem Verhältnis von Architektur und Politik. Insbesondere soll dabei erörtert werden, ob und wann sich ein kanonisches Leitmotiv für das Bauen in einer Demokratie herausgebildet hat.

Die Arbeit schließt mit einer zusammenfassenden Darstellung der Untersuchungsergebnisse.

1.4 Forschungsüberblick

Bei der Beschäftigung mit dem Werk des Architekten können zunächst seine eigenen Beiträge herangezogen werden, die in der Fachpresse veröffentlicht wurden. Allerdings ist anzumerken, dass Günter Behnisch nie ein zusammenhängendes architektonisches Manifest zu seinen Bauten oder seinen Gedanken, die seine Bauten beeinflussten, verfasst hat. Dennoch bieten die zahlreichen Zeitschriftenartikel und -aufsätze Erklärungen zu den bedeutsamsten Bauten und Projekten. Weiterhin geben die Werkmonographien, die vom Büro Behnisch & Partner herausgegeben wurden, Anhaltspunkte zur Erarbeitung der Fragestellung.⁶⁷

Die Sekundärliteratur zum Werk Günter Behnischs stellt sich als heterogen dar und reicht von Darstellungen von Behnischs Arbeit in der Fachpresse bis hin zu Beiträgen, die in enger Zusammenarbeit mit dem Architekten und seinem Büro entstanden sind. Dazu zählt unter anderem der von Johann-Karl Schmidt und Ursula Zeller herausgegebene Katalog, der im Rahmen einer Ausstellung in der Galerie der Stadt Stuttgart entstanden ist. Dieser bezieht sich auf Bauten und Projekte der Jahre 1952-1992 und enthält zahlreiche, teils persönliche Erläuterungen zu den Arbeiten des Architekten.⁶⁸ Daneben kommen darin Personen zu Wort, mit denen Behnisch zusammengearbeitet hat, etwa der Landschaftsarchitekt Günther Grzimek, der über seine Erfahrungen bei der Gestaltung des Olympiaparks in München berichtet.⁶⁹

Nach einer kurzen Einführung zum Büro Behnisch & Partner sind es bei Dominique Gauzin-Müller vor allem Fotos der Gebäude und Pläne, die den Hauptteil der Veröffentlichung ausmachen und durch Zitate Behnischs ergänzt werden.⁷⁰

Eine weitere Publikation, die sich mit den Bauten von Günter Behnisch und seinem Team auseinandersetzt, stammt von Peter Blundell Jones – einem Architekturhistoriker, dessen Schwerpunkt im Bereich der *organischen Architektur* liegt. In seiner Ab-

⁶⁷ Behnisch & Partner (Hg.): Bauten und Entwürfe 1952-1974. Stuttgart 1975; Behnisch & Partner: Architekten Behnisch & Partner. Arbeiten aus den Jahren 1952-1987. Stuttgart 1987; Behnisch & Partner: Behnisch & Partner. Bauten und Projekte 1987-1997. Stuttgart 1996.

⁶⁸ Schmidt, Johann-Karl/Zeller, Ursula (Hg.): Behnisch & Partner. Bauten 1952-1992. Stuttgart 1992 (Ausst.-Kat. Behnisch & Partner. Bauten 1952-1992, Galerie der Stadt Stuttgart, Stuttgart 1992).

⁶⁹ Grzimek, Günther: Gedanken zur Gestaltung der Olympialandschaft. In: Schmidt/Zeller 1992, S. 33-37.

⁷⁰ Gauzin-Müller, Dominique: Behnisch & Partner. 50 Jahre Architektur. Berlin 1997.

handlung liefert Peter Blundell Jones einen kurzen Abriss über Biographisches sowie die entscheidenden Entwicklungsstationen im Œuvre des Architekten. Weiterhin versucht er, die Bauten Behnischs in die *organische* Tradition einzugliedern, die damit in Bezug zu den Schriften Hugo Häring stehen, deren Umsetzung sich aber am eindrucklichsten in den Bauten von Hans Scharoun zeigt. Es schließt sich eine Übersicht der Bauwerke mit kurzen Erläuterungen an. Diese wurde nach Bauaufgaben untergliedert.⁷¹

Eine umfassende Analyse des Gesamtwerkes erfolgte durch Elisabeth Spieker. Die Ergebnisse ihrer Arbeit wurden dem Institut für öffentliche Bauten und Entwerfen der Universität Stuttgart 2005 als Dissertation vorgelegt. Die Arbeit von Elisabeth Spieker ist für das geplante Dissertationsprojekt von besonderer Bedeutung, dient sie doch als Grundlage der weiteren Bearbeitung. Die Monografie ist in fünf Werkphasen unterteilt, wobei diese sich größtenteils in der Chronologie überschneiden. Eine allgemeine Beschreibung der Architekturentwicklung wird den einzelnen Phasen vorangestellt, nicht aber konkret in Bezug zu den Bauten Behnischs gesetzt. Vielmehr sind es biographische, politische wie auch gesellschaftliche Einflüsse, die die Architektin in ihrer Dissertation erörtert.⁷² Demgegenüber soll das Schaffen des Architekten in der vorliegenden Arbeit eine übergeordnete Betrachtung erfahren, indem erörtert wird, wie dieses in den architekturhistorischen Kontext nach dem Zweiten Weltkrieg einzuordnen ist.

Zur Architektur des 20. Jahrhunderts findet sich eine Fülle von Publikationen: Während jedoch die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts eingehend in der Forschungsliteratur diskutiert wurde, stellt sich die Literaturlage für die Zeit nach 1945 weniger umfangreich dar, begründet durch die zeitliche Nähe. Nichtsdestotrotz gibt es einige gelungene Publikationen, die diese Zeit seitens der architektonischen Entwicklungen betrachten. Zu nennen wäre hierbei jene von Jürgen Joedicke, der die wesentlichen Strömungen und Tendenzen ab 1950 schildert.⁷³ Einen Schwerpunkt auf die deutsche Architekturgeschichte ab 1900 legt Wolfgang Pehnt, der die wesentlichen Impulse auf diese herausarbeitet.⁷⁴ Den Einfluss des gesellschaftlichen Wandels auf die Baukultur thematisieren Werner Durth und Paul Sigel in ihrer umfangreichen Darstellung. Sie

⁷¹ Blundell Jones nimmt eine Einteilung in Schul-, Sport, Sozial-, Kultur-, Verwaltungs-, Verkehrs- und Bundesbauten vor. Blundell Jones, Peter: Günter Behnisch. Basel 2000.

⁷² Spieker, Elisabeth: Günter Behnisch - Die Entwicklung des architektonischen Werkes. Gebäude, Gedanken und Interpretationen. 2006. Zugl. Diss. Universität Stuttgart, Fakultät für Architektur und Stadtplanung.

<http://elib.uni-stuttgart.de/opus/volltexte/2006/2485/> [Stand: 05.01.2016].

⁷³ Joedicke, Jürgen: Architekturgeschichte des 20. Jahrhunderts. Von 1950 bis zur Gegenwart. Stuttgart/Zürich 1998.

⁷⁴ Pehnt, Wolfgang: Deutsche Architektur seit 1900. München 2005.

widmen sich darin auch der Selbstdarstellung der Bundesrepublik, etwa in Bezug auf die Olympischen Spiele 1972 in München.⁷⁵

Der erste Themenkomplex beschäftigt sich mit den Studienjahren Behnischs an der Stuttgarter Architekturabteilung. In diesem Rahmen spielt auch die Geschichte der Institution eine bedeutsame Rolle. Der von Kerstin Renz und Klaus-Jan Philipp herausgegebene Tagungsband widmet sich der Architekturlehre mit Schwerpunkt auf die *Stuttgarter Schule*.⁷⁶ Der darin enthaltene Beitrag von Kerstin Renz verdeutlicht zudem die Ausgangsbedingungen der Stuttgarter Architekturabteilung nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs und enthält wertvolle Hinweise zum Einfluss der Besatzungsmächte.⁷⁷

Den Leitbildern der Wiederaufbauplanungen widmen sich Werner Durth und Niels Gutschow in ihrer Darstellung.⁷⁸ Inwiefern diese Eingang in die Schulbauplanungen der 1950er Jahre gefunden haben, thematisiert Jenny Rohlmann.⁷⁹ Der Schwerpunkt liegt auf Gymnasien im Regierungsbezirk Münster, die im Zeitraum zwischen 1945 und 1960 entworfen wurden. Die genannte Publikation ist jedoch insofern von besonderer Relevanz, als dass Rohlmann darüber hinaus die internationalen Einflüsse auf die westdeutsche Schularchitektur und die Schulbautagungen thematisiert. Damit werden die wesentlichen Anforderungen an und Vorbilder für den Schulbau der 1950er Jahre erläutert, die sich auch auf den Entwurf für die Vogelsangschule in Stuttgart ausgewirkt haben. Ebenso hat sich Alfred Bruno Schmucker mit der Schulbauentwicklung beschäftigt;⁸⁰ der Fokus seiner Darstellung liegt auf dem bayerischen Schulbau der Jahre 1945-1975. Ebenso wie Rohlmann stellt auch Schmucker Bezüge zur westdeutschen und internationalen Entwicklung des Schulbaus her. Durch die allgemeine Darstellung der Schulbauentwicklung bis 1975 bietet die Publikation zahlreiche, wichtige Hinweise für die Einordnung der Vogelsangschule, der Ingenieurschule in Ulm sowie dem Progymnasium in Lorch. Einen umfassenden Einblick in die Entwicklung von Architektur und Städtebau der 1960er und 1970er Jahre bietet der von Uta Hassler und Catherine Dumont d'Ayot herausgegebene Tagungsband.⁸¹ Die darin enthaltenen Aufsätze widmen

⁷⁵ Durth, Werner/Sigel, Paul (Hg.): Baukultur. Spiegel gesellschaftlichen Wandels. Berlin 2009.

⁷⁶ Philipp, Klaus Jan/Renz, Kerstin (Hg.): Architekturschulen. Programm – Pragmatik – Propaganda. Tübingen und Berlin 2012.

⁷⁷ Renz, Kerstin: Nehmen Sie doch ein freches Grau! Günter Wilhelm und die „Stuttgarter Schule“ der Nachkriegszeit. In: Philipp/Renz 2012, S. 53-65.

⁷⁸ Durth, Werner/Gutschow, Niels (Hg.): Architektur und Städtebau der fünfziger Jahre. Ergebnisse der Fachtagung in Hannover 1990 (Schriftenreihe des Deutschen Nationalkomitees für Denkmalschutz, Bd. 41). Bonn 1990.

⁷⁹ Rohlmann, Jenny: Neue Schulbaukonzepte in Nordrhein-Westfalen nach dem Zweiten Weltkrieg. Dargestellt am Beispiel der Gymnasien im Regierungsbezirk Münster (Schriften zur Kunstgeschichte, Bd. 5). Hamburg 2004. Zugl. Diss. Universität Münster.

⁸⁰ Schmucker, Alfred Bruno: Schulbau in Bayern 1945-1975. Von der Zwergschule zum Schulzentrum, vom Pavillon zur Großstruktur. Frankfurt am Main 2012. Zugl. Diss. Technische Universität München.

⁸¹ Hassler, Uta/Dumont d'Ayot, Catherine (Hg.): Bauten der Boomjahre, Paradoxien der Erhaltung. Tagungsband des Instituts für Denkmalpflege und Bauforschung der ETH Zürich. Gollion 2009.

sich unter anderem dem Einsatz der Vorfertigung im Hochschulbau.⁸² Auch bei den Schulbauten von Günter Behnisch spielt der Einsatz vorgefertigter Bauelemente in den 1960er Jahren eine wichtige Rolle. Das bedeutendste Projekt in dieser Phase ist die Errichtung der Bauten und Anlagen für die Olympischen Spiele 1972 in München. Einen historischen Überblick über die Rahmenbedingungen der Olympiade geben Kay Schiller und Christopher Young.⁸³ Architektur und Design werden in diese historische Gesamtdarstellung integriert. Der von Stefanie Hennecke, Regine Keller und Juliane Schneegans herausgegebene Tagungsband enthält zahlreiche Beiträge, die sich mit dem Olympiapark aus verschiedenen Perspektiven befassen. Der Schwerpunkt liegt auf dem Einfluss des Landschaftsarchitekten Günther Grzimek.⁸⁴

Die Architekturwicklung seit den 1980er Jahren ist, bedingt durch die zeitliche Nähe, hingegen nicht so umfassend aufgearbeitet wie die der Jahre von 1945 bis zur Mitte der 1970er Jahre. Simone Kraft hat sich in ihrer 2015 veröffentlichten Dissertation mit der Ausstellung „Deconstructivist Architecture“ im Museum of Modern Art 1988 beschäftigt.⁸⁵ Die Autorin verdeutlicht darin die Schwierigkeiten, die Arbeit der sieben gezeigten Architekten unter dem Begriff *Dekonstruktivismus* zu subsumieren, eine Schwierigkeit, die auch die Zuordnung Günter Behnischs zum Dekonstruktivismus betrifft.

Bei der Beschäftigung mit dem Postmuseum gilt es, die Planungen der Stadt Frankfurt für das Museumsufer zu berücksichtigen, die den Bau weiterer Museen in unmittelbarer Nachbarschaft zu Behnischs Museumsbau bedingten. Dass man mit dem Museumsufer vor allem auf eine Verbesserung des Stadt-Images abzielte, verdeutlicht Franziska Puhan-Schulz.⁸⁶ Der Fertigstellung des Postmuseums in Frankfurt folgte die Eröffnung des Plenarbereichs in Bonn. Eine wesentliche Frage, die sich in diesem Zusammenhang stellt, ist die nach dem Verhältnis von Architektur und Demokratie. Hilfreiche Hinweise dazu bietet Guido Brendgens, der sich in seiner Dissertation mit der Kanonisierung von Leitmotiven im deutschen Parlamentsbau seit der Gründung der Bundesrepublik beschäftigt.⁸⁷

⁸² Langenberg, Silke: Suche nach Systemen. Hochschulbau in der Bundesrepublik (1960-1980). In: Hassler/Dumont d'Ayot 2009, S. 164-181.

⁸³ Schiller, Kay/Young, Christopher: München 1972. Olympische Spiele im Zeichen des modernen Deutschland. Göttingen 2012, S. 23. Die Publikation wurde 2010 bereits auf Englisch unter dem Titel „The 1972 Munich Olympics and the Making of Modern Germany“ veröffentlicht.

⁸⁴ Hennecke, Stefanie/Keller, Regine/Schneegans, Juliane (Hg.): Demokratisches Grün. Olympiapark München. Berlin 2013.

⁸⁵ Kraft, Simone: Dekonstruktivismus in der Architektur? Eine Analyse der Ausstellung „Deconstructivist Architecture“ im New Yorker Museum of Modern Art 1988 (Architekturen, Bd. 27). Bielefeld 2015. Zugl. Diss. Eberhard Karls Universität Tübingen, Kunsthistorisches Institut.

⁸⁶ Puhan-Schulz, Franziska: Museen und Stadtimagebildung. Amsterdam-Frankfurt/Main-Prag : ein Vergleich (Schriften zum Kultur- und Museumsmanagement). Bielefeld 2005. Zugl. Diss. Goethe-Universität Frankfurt a. M., Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie.

⁸⁷ Brendgens, Guido: Demokratisches Bauen. Eine architekturtheoretische Diskursanalyse zu Parlamentsbauten in der Bundesrepublik Deutschland (Schriftenreihe Architekturtheorie und empirische Wohnfor-

2 Studium im Zeichen der Neukonstitution der Stuttgarter Architekturabteilung

2.1 Behnischs Studienjahre in Stuttgart

Die zeitgeschichtlichen Umstände prägten die Ausbildung von Günter Behnisch wesentlich: In einem Lager für Kriegsgefangene in England hatte er Bernd Koesters kennengelernt, einen ehemaligen Assistenten des Stuttgarter Hochschullehrers Paul Schmitthenner, der dort mit anderen die Organisation einer Architekturausbildung übernommen hatte. Er war es auch, der Behnisch empfahl, sein Studium in Stuttgart fortzusetzen, welches er dort schließlich auf Grundlage seiner Entwürfe aus dem Gefangenlager 1947 im dritten Fachsemester beginnen konnte.⁸⁸ Zuvor hatte sich Behnisch an anderen Hochschulen beworben, nachdem die Einreise in die sowjetische Besatzungszone und damit zurück nach Chemnitz aufgrund seiner Vergangenheit als Marineoffizier nicht mehr möglich war. Er lebte zunächst bei der Familie eines Kameraden aus Kriegszeit in Osnabrück, sammelte dort in einem Praktikum Erfahrungen als Maurer. Jedoch war es ihm nicht möglich, einen Studienplatz in Hannover zu bekommen. Die Hochschulpolitik war seinerzeit stark durch die Einflussnahme der Besatzungsmächte bestimmt, sodass die Entscheidung für Stuttgart auch auf einen Mangel an Alternativen zurückzuführen ist.⁸⁹

Erst ein Jahr vor Behnischs Studienbeginn in Stuttgart war in den Architekturabteilungen der Technischen Hochschulen in der amerikanischen Besatzungszone, zu denen neben der in Stuttgart auch die in Darmstadt, Karlsruhe und München gehörten, der Lehrbetrieb wieder aufgenommen worden. Der Bedarf an ausgebildeten Fachkräften war im Zeichen des Wiederaufbaus groß, sodass man für die Stuttgarter Architekturabteilung eine Vergrößerung vorsah. Die Aufbauleistung der Fakultät übernahm in seiner Funktion als Dekan Richard Döcker, der seit 1946 den Lehrstuhl für Städtebau und Entwerfen innehatte.⁹⁰ Döcker, Vertreter des Neuen Bauens und ehemaliger Bauleiter der Weißenhofsiedlung, vertrat eine Gestaltungsauffassung, die durch Zukunftsoptimismus und Fortschrittsgläubigkeit geprägt war. Als Leiter der Zentralstelle für den Aufbau Stuttgarts (ZAS) sowie als Mitglied des württembergischen Innenministeriums zeigte sich dies auch in Bezug auf seine Vorstellungen zum Wiederaufbau, bei dem er

schung, Bd. 3). Aachen 2008. Zugl. Diss. Technische Universität Dresden, Institut für Baugeschichte, Architekturtheorie und Denkmalpflege.

⁸⁸ Vgl. Behnisch 2002, S. 2.

⁸⁹ Vgl. Spieker 2006, S. 20.

⁹⁰ Vgl. Renz 2012, S. 53; Lupfer, Gilbert: Architektur der fünfziger Jahre in Stuttgart (Stuttgarter Studien, Bd. 10). Tübingen und Stuttgart 1997. Zugl. Dissertation Universität Tübingen, S. 78.

auf einen völligen Neuanfang abzielte. Für Stuttgart schlug er etwa vor, die Stadt außerhalb der alten Stadtanlage neu aufzubauen. Ähnlich radikal äußerte er sich 1952 in Bezug auf den Stuttgarter Schlossplatz, bei dem durch den Abriss des Kunstgebäudes und des Schlosses Platz für Landtagsgebäude nebst Parkanlagen geschaffen werden sollte:⁹¹ „Mit derartigen Projekten, die in inkonzilianter Weise eingebracht wurden, übernahm Döcker die Rolle des ‚Bilderstürmers‘ und drängte jeden Gegner in die des Reaktionärs.“⁹²

Einen Neuanfang forderte Döcker auch für die traditionsreiche Ausbildungsstätte, die seit den 1920er Jahren als *Stuttgarter Schule* firmierte. Insbesondere wehrte er sich gegen personelle Kontinuitäten und setzte sich vehement gegen die Rückkehr des einstigen Hochschullehrers Paul Schmitthenner ein, der die Lehre als Professor für Baukonstruktionslehre und Entwerfen wesentlich geprägt hatte. Sowohl Döckers ästhetische als auch politische Haltung beförderten seine Abneigung gegen Schmitthenner, der für eine traditionalistische Architekturauffassung stand. Ebenso bestanden persönliche Differenzen; so soll Schmitthenner 1927/28 Döckers Berufung an die Technische Hochschule verhindert haben. Döcker konnte demnach zunächst infolge von Schmitthenners Einwirken keinen Einfluss gewinnen; nach dem Zweiten Weltkrieg stand die Situation unter umgekehrten Vorzeichen.⁹³ So schrieb er an den Rektor der Technischen Hochschule:

„Schmitthenner hat über anderthalb Jahrzehnte nichts unterlassen (gerade seine Parteizugehörigkeit hat ihm dies ganz besonders ermöglicht), jede Absicht einer zeitgemäßen oder fortschrittlichen Architekturauffassung zu unterbinden, zu diffamieren und zu verbieten, so daß die Entwicklung architektonischen Gestaltens in Deutschland wesentlich durch seine Person und Stellung verhindert wurde. Man kann nun von Schmitthenner im Alter von 64 Jahren weder erwarten noch ihm zumuten, daß er seine über ein ganzes Leben lang vertretenen Auffassungen aufgibt oder ändert, da eine Persönlichkeit wie Schmitthenner sich weder aufgeben noch ändern kann.“⁹⁴

Trotz seiner ehemaligen NSDAP-Mitgliedschaft wurde er im Spruchkammerverfahren von 1947 freigesprochen. Eine Rückkehr Paul Schmitthenners an die Technische Hochschule in Stuttgart gab es dennoch nicht, was der Intervention Döckers und seiner Mitstreiter, zu denen auch Hans Scharoun gehörte, zugeschrieben werden kann. Als Moti-

⁹¹ Vgl. Lupfer 1997, S. 77; Schmidt, Dietrich W.: Idealismus und Dogmatik einer neophilen Architekturwelt - Richard Döcker. In: Becker, Norbert/Quarthal, Franz (Hg.): Die Universität Stuttgart nach 1945. Geschichte - Entwicklungen - Persönlichkeiten. Ostfildern 2004, S. 112-123, S. 117.

⁹² Lupfer 1997, S. 77.

⁹³ Vgl. Kirsch, Karin: Die Weißenhofsiedlung. Werkbund-Ausstellung „Die Wohnung“, Stuttgart 1927. Stuttgart 1987, S. 156.

⁹⁴ Döcker, Richard: Brief vom 11. Februar 1948 an das Rektorat der Technischen Hochschule Stuttgart. Zitiert in: Durth, Werner: Deutsche Architekten. Biographische Verflechtungen 1900-1970. München 1992, S. 423.

vation dafür benennt Gilbert Lupfer nicht nur Schmitthenners „politische Gesinnung“⁹⁵, sondern in Anbetracht des Wiederaufbaus auch Macht- und Wirtschaftsinteressen sowie die Frage, welche architektonische Formensprache die folgenden Jahre prägen sollte.⁹⁶ Auf Hochschulebene spielte auch die Neukonstitution des Hochschulkollegiums eine Rolle, die eine Rückkehr Schmitthenners erschwerte, denn lediglich drei seiner alten Kollegen waren nach 1945 an die Hochschule zurückgekehrt: Hugo Keuerleber, Professor für Baugestaltung und Entwerfen, Harald Hanson, der Baugeschichte unterrichtete und Wilhelm Tiedje, der zunächst temporär den Lehrstuhl von Paul Schmitthenner übernommen hatte, bevor er in die Abteilung für Bauingenieur- und Vermessungswesen wechselte. Folglich fehlte Schmitthenner von dieser Seite der notwendigen Rückhalt.⁹⁷

Ab 1948 kamen mit Rolf Gutbrod, Günter Wilhelm, Rolf Gutbier, Hans Brüllmann und Hans Volkart neue Lehrende hinzu. Nichtsdestotrotz blieb die „nun bald in ‚Erste Stuttgarter Schule‘ umgetaufte ‚Stuttgarter Schule‘ [...] lebendig. Lebendig sowohl in der Erinnerung aller ehemaligen Schüler in beiden Teilen Deutschlands als auch in Stuttgart und der Hochschule selbst“⁹⁸, denn zu jenen ehemaligen Schülern zählte unter anderem ein Großteil des neuen Kollegiums.⁹⁹ Auch die Architekturauffassung Behnischs wurde noch durch das Gedankengut der *Ersten Stuttgarter Schule* geprägt und weist damit zeitgeschichtliche Bezüge auf, deren Wurzeln zu Beginn des 20. Jahrhunderts liegen.¹⁰⁰ Im Folgenden soll daher ein Überblick über die Charakteristika der Ersten Stuttgarter Schule gegeben werden sowie deren Bedeutung vor und nach dem Zweiten Weltkrieg.

2.2 Die Anfänge der Stuttgarter Schule

Die Geschichte der *Stuttgarter Schule* geht einher mit den Reformbewegungen seit der Jahrhundertwende und damit den Erneuerungsbestrebungen in der Architektur, vor deren Hintergrund auch das Werk Theodor Fischers zu betrachten ist.

Theodor Fischer gilt als „Begründer und geistiger Vater“¹⁰¹ der Stuttgarter Schule. Neben Henry van der Velde, Peter Behrens, Hermann Muthesius, Richard Riemerschmid und weiteren gehörte er zu den ersten Mitgliedern des 1907 gegründeten Werkbundes. Trotz teils divergenter Meinungen in Bezug auf das Ausmaß der Er-

⁹⁵ Lupfer 1997, S. 34.

⁹⁶ Vgl. ebd.

⁹⁷ Vgl. Lupfer 1997, S. 33 f.; vgl. Renz 2012, S. 53.

⁹⁸ Philipp, Klaus Jan: Die Stuttgarter Schule. Eine Rezeptionsgeschichte. In: Philipp/Renz 2012, S. 39-51, S. 47.

⁹⁹ Vgl. ebd., S. 48.

¹⁰⁰ Vgl. Spieker 2006, S. 14.

¹⁰¹ Ebd.

neuerung gab es dennoch in den wesentlichen Punkten Übereinstimmung: die Ablehnung des Historismus und der Großstadt.¹⁰²

Als Ausgangspunkt für die Entwicklung der Architektur betrachtete Theodor Fischer das Handwerk. Charakteristisch für seine Architekturauffassung waren, so Jürgen Joedicke, die „Fügung natürlicher Baustoffe; die Auffassung, ein Bauwerk durch Erleben der spezifischen Bedingungen des Ortes und der Region zu gestalten – beides Merkmale der späteren Stuttgarter Schule.“¹⁰³ Ferner waren Fischers Arbeiten durch die Beziehung von Architektur und Städtebau gekennzeichnet, wie sich anhand seiner Vorträge zur Stadtbaukunst nachvollziehen lässt. Obwohl Theodor Fischer nur bis 1909 in Stuttgart lehrte, war seine Wirkung auf die Stuttgarter Architekturabteilung weitreichend.

Nach dem Ausscheiden Fischers wurde Paul Bonatz auf dessen Lehrstuhl berufen, der für ihn zuvor im Stadtbauamt München sowie als Assistent gearbeitet hatte.¹⁰⁴ Ihm folgte im Herbst 1918 Paul Schmitthenner, der als führender Architekt im Bereich des Kleinwohnungsbaus galt. Die von ihm geplanten Siedlungen Staaken und Plaue hatten Vorbildcharakter für den Wohnungsbau der Zeit und waren als *Reichsgartenstädte* für die Arbeiter staatlicher Munitionsbetriebe bestimmt. Die Siedlung in Staaken basierte auf nur fünf Grundrissen in Kombination mit verschiedenen Fassadenvarianten. Die Ausbauelemente waren genormt. Damit wurde eine gezielte Typisierung des Bauprozesses erreicht – eine Forderung, die 1914 auch im Werkbund diskutiert worden war.¹⁰⁵

Die Berufung Schmitthenners fiel zusammen mit dem Ende des Ersten Weltkriegs und dem Zusammenbruch des Kaiserreiches infolge der Novemberrevolution. In Berlin wurde im gleichen Jahr der Arbeitsrat für Kunst gegründet, der fortan die Autonomie von Künstlern und Architekten forderte. Neben Walter Gropius, Hans Poelzig, Heinrich Tessenow, Max und Bruno Taut war auch Paul Schmitthenner einer von elf Architekten, die sich im Arbeitsrat für Kunst engagierten. Wie die Namen der genannten Architekten verdeutlichen, war eine Polarisierung innerhalb der Architektenschaft zu diesem Zeitpunkt noch kein Thema und so verstand sich der Arbeitsrat nicht als Stilbewegung einer bestimmten architektonischen Gestaltungsauffassung, sondern zielte vielmehr auf

¹⁰² Vgl. Lupfer 1997, S. 24.

¹⁰³ Vgl. Joedicke, Jürgen: Die Stuttgarter Schule. Die Entwicklung der Architekturabteilung zwischen 1918 und 1945. In: Voigt, Johannes H. (Hg.): Festschrift zum 150jährigen Bestehen der Universität Stuttgart (Beiträge zur Geschichte der Universität, Bd. 2). Stuttgart 1979, S. 438-450, S. 439.

¹⁰⁴ Vgl. ebd., S. 440 f.

¹⁰⁵ Vgl. Voigt, Wolfgang: Im Kern modern? Eine Verteidigung Paul Schmitthenners. In: Krauskopf, Kai/Lippert, Hans-Georg/Zaschke, Kerstin (Hg.): Neue Tradition. Konzepte einer antimodernen Moderne in Deutschland von 1920 bis 1960. Dresden 2009, S. 69-95, S. 71; vgl. Muthesius, Hermann: Werkbund-Thesen, 1914. In: Conrads, Ulrich: Programme und Manifeste zur Architektur des 20. Jahrhunderts (Bauwelt-Fundamente) 2. Aufl. Gütersloh 1964, S. 25-26, S. 25.

die Mitwirkung an der Neugestaltung der Republik ab:¹⁰⁶ „Kunst und Volk müssen eine Einheit bilden. Die Kunst soll nicht mehr Genuß Weniger, sondern Glück und Leben der Masse sein. Zusammenschluß der Künste unter den Flügeln einer großen Baukunst ist das Ziel“¹⁰⁷, so der Leitsatz des Arbeitsrates.¹⁰⁸

Das neue demokratische Staatswesen machte gleichsam eine Reform des Hochschulstudiums an den Architekturausbildungsstätten unabdingbar. So forderte etwa Martin Dülfer, Architekt und Rektor der Technischen Universität in Dresden, eine größere Berücksichtigung der Fähigkeiten des Einzelnen sowie eine stärkere künstlerische Ausrichtung der Ausbildung.¹⁰⁹ Dülfers Rede wurde in Hochschulkreisen eingehend diskutiert. Uneinigkeit bestand jedoch insbesondere in Bezug auf die Integration der handwerklichen Ausbildung in die Lehre, wie sie etwa am 1919 gegründeten *Bauhaus* praktiziert wurde. In der Zeitschrift „Die Volkswohnung“ rief Walter Curt Behrendt zur Diskussion der Architektenerziehung auf, in der Behrendt auch selbst zu Wort kam und Kritik an der Verwissenschaftlichung der Architektenausbildung und dem Festhalten an alten akademischen Traditionen übte, demzufolge „[...] eine Wissenschaft vom Bauen, nicht bauen“¹¹⁰ gelehrt würde.

Gemeinsam mit Paul Bonatz hatte Schmitthenner bereits im Winter 1918, also kurz nach seiner Berufung, die Reform des Hochschulstudiums an der Technischen Universität Stuttgart eingeleitet, unterstützt durch Berthold Heyman, dem Sozialdemokraten und ersten Kultusminister der Republik in Württemberg.¹¹¹ Die Ergebnisse der Reform präsentierte Paul Schmitthenner in der von Behrendt initiierten Diskussion; erstmals fand in diesem Zusammenhang auch die Bezeichnung *Stuttgarter Schule* Verwendung.¹¹² Die in Stuttgart praktizierte Lehre, so Schmitthenner, zeige eine große Praxisnähe und sei deshalb auch auf die spätere Ausübung des Berufes abgestimmt. Für eine auf das Bauwerk ausgerichtete Lehre sei infolgedessen „[...] allein die werkmäßige Schulung des technischen Gefühls überhaupt und das Verständnis einzelner Baustoffe jeder Konstruktion [entscheidend].“¹¹³ Der neuen Praxisnähe entsprach auch, dass die Studierenden zunächst eine einjährige Handwerkerpraxis absolvierten, bevor sie an die Hochschule kamen, sowie die Vermittlung von Fächern wie Mathematik, Statik oder

¹⁰⁶ Vgl. Voigt 2009, S. 72 f.

¹⁰⁷ Arbeitsrat für Kunst: Unter den Flügeln einer großen Baukunst, 1919. In: Conrads 1964, S. 41-42, S. 42.

¹⁰⁸ Davon ausgehend wurden sechs Forderungen gestellt. Eine davon bezieht sich auf den Unterricht von Künstlern und Architekten, der fortan nicht mehr unter staatlicher Bevormundung stehen sollte. Vgl. Philipp 2012, S. 39.

¹⁰⁹ Vgl. Philipp 2012, S. 39.

¹¹⁰ Behrendt, Walter Curt: Architektenausbildung. In: Die Volkswohnung. Zeitschrift für Wohnungsbau und Siedlungswesen 5 (1923) 17/18, S. 209-211, S. 210. Zitiert in: Philipp 2012, S. 40.

¹¹¹ Vgl. Voigt 2009, S. 78.

¹¹² Vgl. Philipp 2012, S. 41.

¹¹³ Schmitthenner, Paul: Über Architektenerziehung auf den deutschen Technischen Hochschulen. In: Die Volkswohnung. Zeitschrift für Wohnungsbau und Siedlungswesen, 5 (1923) 17/18, S. 213-222, S. 220. Zitiert in: Philipp 2012, S. 40.

Baustofflehre am konkreten Beispiel.¹¹⁴ Für die Erziehung und Bildung der Studierenden spielte das Fach Baugeschichte eine wesentliche Rolle, die seit 1911 Ernst Fiechter lehrte. Während die traditionelle Lehre von der Vermittlung naturwissenschaftlicher Kenntnisse sowie der Stilgeschichte geprägt war, stellte der in Stuttgart erarbeitete Lehrplan die Praxis vor die Theorie.¹¹⁵ Die Reform der Hochschule bedingte weder eine Vereinheitlichung von Lehrkonzepten und -inhalten, noch war damit eine bestimmte architektonische Haltung vorgegeben. Dies änderte sich im Zusammenhang mit der Weißenhofsiedlung, die anlässlich der Werkbund-Ausstellung „Die Wohnung“ 1927 in Stuttgart errichtet wurde. Ausgehend von den ausgelösten Kontroversen bildeten sich zwei gegnerische Lager, die sich in den Architektenvereinigungen *Der Ring* und *Der Block* gegenüberstanden – die Modernen und die Traditionalisten, deren Architekturauffassung und Bautradition von ersteren als unzeitgemäß empfunden wurde.¹¹⁶ So schreibt der Architekt Gustav Adolf Platz, ein Fürsprecher des Neuen Bauens, in seinem Werk „Baukunst der neuesten Zeit“ aus dem Jahr 1927:

„Stuttgart hat aber nach dem Krieg durch die Siedlung Weißenhof das neue Bauen entscheidend gefördert, das sich von der Stuttgarter Schule emanzipiert hat. Zwischen beiden Arten besteht – so tief man die Kluft aufgerissen hat – das Gesetz der logischen Abfolge.“¹¹⁷

Der Konflikt innerhalb der Architektenschaft entwickelte sich parallel zur politischen Situation, die in der Spätphase der Weimarer Republik durch eine zunehmende Radikalisierung gekennzeichnet war. Nicht nur unterschiedliche ästhetische und ideologische Auffassungen führten zu dieser Kontroverse, sondern auch persönliche Motive der jeweiligen Akteure im Wettstreit um Lehrstühle und Aufträge.¹¹⁸

Zwischen 1931 und 1934 zeigte sich bei Paul Schmitthenner eine zunehmende politische Radikalisierung, wie sein Engagement für den Kampfbund deutscher Kultur und seine NSDAP-Mitgliedschaft belegen. Als Architekt hoffte er darauf, im Dritten Reich eine führende Rolle übernehmen zu können. Bereits 1934 wurde das Scheitern von Schmitthenners Ambitionen deutlich, denn Albert Speer hatte diese Funktion übernommen. Der Stuttgarter Hochschullehrer hingegen erhielt nur kleine Aufträge. In seinen Vorlesungen ab 1938 äußerte sich Schmitthenner sodann regimekritisch in Bezug auf die monumentale Staatsarchitektur Albert Speers.¹¹⁹ Paul Bonatz war im Gegensatz zu Schmitthenner kein bekennender Nationalsozialist, erhielt aber staatliche

¹¹⁴ Vgl. Philipp 2012, S. 41.

¹¹⁵ Vgl. Voigt 2009, S. 79.

¹¹⁶ Vgl. Philipp 2012, S. 42.

¹¹⁷ Platz, Gustav Adolf: Die Baukunst der neuesten Zeit. 2. Aufl. Berlin 2000., S. 52. Zitiert in: Philipp 2012, S. 43.

¹¹⁸ Vgl. Lupfer 1997, S. 29.

¹¹⁹ Vgl. Voigt 2009, S. 90 f.

Großaufträge für den Bau der Reichsautobahnen. 1942 emigrierte Bonatz in die Türkei, weitere Arbeiten für das Regime blieben aus.

Der Einfluss der Stuttgarter Schule auf die Architektur des Nationalsozialismus zeigte sich dennoch an anderer Stelle, denn während die Monumentalbauten im Stil des Neoklassizismus gebaut wurden, herrschte bei Wohn- und Kommunalbauten eine traditionalistische Gestaltung vor.¹²⁰

2.3 Die Stuttgarter Architekturabteilung nach 1945

Auf Hochschulebene hatte im Sommer 1945 Richard Grammel das Amt des Rektors der Hochschule übernommen und war mit der Frage nach der Entlassung respektive Wiedereinstellung seiner Professorenkollegen vor dem Hintergrund ihrer NS-Vergangenheit konfrontiert. Lediglich vier von vierundsechzig ordentlichen und außerordentlichen Professoren, die am 01. Juli 1945 der Hochschule angehörten, wurden dauerhaft von der Hochschule suspendiert, sodass die Entnazifizierung nur ein geringes Ausmaß hatte. Die Entscheidung oblag in der amerikanischen Besatzungszone einer Gruppe von „politisch akzeptablen Vertretern der Fakultät“¹²¹, die sich jedoch im Zuge persönlicher Verbindungen zumeist für ihre Kollegen aussprachen. Der „Reinigungsausschuss“ nahm schließlich Mitte des Jahres seine Arbeit an der Hochschule auf und erstellte gemeinsam mit der amerikanischen Militärverwaltung einen Überblick über die politische Belastung der Hochschulmitglieder, jedoch ohne längerfristige und umfassende Auswirkungen. Im August wurden schließlich durch die Landesverwaltung für Kultus, Erziehung und Kunst 17 Professoren ihres Amtes entbunden. Nichtsdestotrotz erhielten sie weiterhin ihre Bezüge und hatten darüber hinaus in den meisten Fällen die kommissarische Leitung ihres Lehrstuhls inne. Faktische Entlassungen fanden erstmals im November und Dezember 1945 durch die amerikanische Militärregierung statt. Harald Hanson, der Baugeschichte lehrte, wurde erst im darauffolgenden Jahr entlassen – ein Irrtum, der die Schwierigkeiten im Prozess der Entnazifizierung repräsentiert.¹²²

In der Architekturabteilung der Technischen Hochschule wurde mit der Entscheidung für die Berufung Richard Döckers ein entscheidender Schritt für deren Weiterentwicklung eingeleitet. Die zweite wichtige Frage bezüglich der Neuorientierung der Architekturabteilung erfolgte dann im Zusammenhang mit der Kontroverse um den *Fall Schmitthenner*, denn ab 1947/1948 kehrte, trotz öffentlicher Kritik, die Vielzahl der

¹²⁰ Vgl. Lupfer 1007. S. 30 f.

¹²¹ Vollnhals, Clemens (Hg.): Entnazifizierung. München 1991, S. 155. Zitiert in: Becker, Norbert: Die Entnazifizierung der Technischen Hochschule Stuttgart. Becker, Norbert: Die Entnazifizierung der Technischen Hochschule Stuttgart. In: Becker/Quarthal 2004, S. 35-48, S. 35.

¹²² Vgl. ebd., S. 35 f.

entlassenen Professoren wieder an die Hochschule zurück. Nicht so Paul Schmitthenner, gegen den die Entscheidung fiel und damit „[...] zu einer deutlichen Weichenstellung für die Architekturlehre an der TH Stuttgart wurde. Schließlich machte sie den Weg frei zum Bruch mit den Traditionalisten und zu einer eindeutigen Orientierung an der Moderne.“¹²³

Döcker leitete die Architekturabteilung, erhielt aber innerhalb des Kollegiums und als Lehrender in den folgenden Jahren eine Außenseiterstellung. Denn seine Architekturauffassung galt als dogmatisch und infolgedessen nicht den Anforderungen der Zeit entsprechend; auch in baulicher Hinsicht konnte Döcker nicht mehr an die Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg anknüpfen.¹²⁴ Dies spiegelte sich auch in seiner Lehre wider:

„So sehr ihn die menschlichen Bedürfnisse beim Hausbau leiteten, so wenig scheint er sie als Pädagoge beachtet zu haben. Nach den Jahren der Missachtung und Bevormundung durch die damals Überlegenen, die er als demütigend empfand, ging es dem einst Unterlegenen nun darum, eigene Überlegenheit zu demonstrieren, die allzu oft in Zynismus und Sarkasmus umschlug. [...]. Seine vernunftbetonten und humanen Visionen verhärteten sich zur dogmatischen Lehre.“¹²⁵

Im Sinne der personellen Erneuerung kamen neben Richard Döcker in den folgenden Jahren weitere Lehrende hinzu. Zu diesen zählten Hans Brüllmann, Rolf Gutbier, Günter Wilhelm und Rolf Gutbrod.¹²⁶

Der Architekt und Darmstädter Hochschullehrer Max Bächer charakterisierte die Professorenschaft rückblickend wie folgt:

„Richard Döcker der kämpferische Vorreiter der Avantgarde, der für seine unbeugsame Haltung von seinen Gegnern erst schmäählich gedemütigt und danach nur widerwillig rehabilitiert wurde, der Mann, der Stuttgart neu erfinden wollte; später dann Rolf Gutbrod, der weltoffene, umgängliche Anreger, der den Studenten neue Freiheiten schenkte oder der gradlinige Günter Wilhelm, bei dem man wusste, woran man war und dem das Amalgam zwischen der Stuttgarter Tradition und einer soliden Moderne gelang [...]. Gemeinsam schufen Hugo Keuerleber und Richard Döcker, später mit den anderen zusammen, eine von ideologischer und Indoktrination befreite Architekturabteilung [...], ein unkonventionelles, frisches Team von Dozenten, teils mit, teils ohne Lehrerfahrung, die [...] durch ihre unterschiedlichen Auffassungen die Vielfalt einer künftigen Stuttgarter Architekturlehre gegen den erheblichen Widerstand einiger ‚linientreuer‘ Assistenten durchsetzen, die als Stellvertreter ihrer kontaminierten Ordinarien Reformen behinderten und den neuen Geist mit Hass verfolgen.“¹²⁷

¹²³ Ebd., S. 42 f.

¹²⁴ Vgl. Spieker 2006, S. 23.

¹²⁵ Schmidt 2004, S. 120.

¹²⁶ Der Lehrstuhl Baukonstruktion I wurde 1948 von Hans Brüllmann übernommen, Entwerfen und Siedlungswesen von Rolf Gutbier sowie Baukonstruktion II und Entwerfen von Günter Wilhelm. Rolf Gutbrod war zunächst als Lehrbeauftragter tätig. Vgl. Spieker 2006, S. 23; vgl. Dongus, Margot: Rolf Gutbrod (Wasmuth-Hochschulschriften, Bd. 1). Tübingen und Berlin 2002. Zugl. Dissertation Universität Stuttgart 2000, S. 39.

¹²⁷ Bächer, Max: Primus inter pares – Rolf Gutbier. In: Becker/Quarthal 2004, S. 129-133, S. 129.

Auch in der Studentenschaft gingen die Meinungen dazu auseinander, wobei es hier zunächst um formalästhetische Aspekte, nicht aber um die politische Vergangenheit der Lehrenden ging.¹²⁸

Günter Behnisch erinnerte im Rahmen eines Vortrags 2002 an diese ersten, prägenden Jahre, die durch neue Architekturideale gekennzeichnet waren und mit den neuen Lehrenden auch Eingang in die Hochschullehre fanden:

„Die Vorbilder änderten sich. Jetzt waren Bauten Le Corbusiers, Jan Duikers, Hans Scharouns und anderer moderner Architekten Vorbild für uns. Die Akzente hatten sich verschoben, infolge anderer politischer Situationen. Wir lernten die Architektur der Skandinavier und der Schweizer und die der deutschen Emigranten kennen. Und an der Hochschule waren nun auch andere Entwurfslehrer. [...] Vor allem Gutbrod und Wilhelm wirkten auf mich. Ihre Bauten schienen Beispiele dieses Neuen Bauens.“¹²⁹

Dabei differierten die architektonischen Konzepte der beiden Lehrenden, sodass sich, wie Elisabeth Spieker feststellte, zwei Ausrichtungen erkennen lassen: ein „konstruktiv-struktureller“ und ein „räumlich-künstlerischer“ Ansatz.¹³⁰ Günter Wilhelm vertrat dabei den erst genannten Ansatz, Rolf Gutbrod sowie Heinrich Lauterbach standen hingegen für den zweiten Ansatz. Heinrich Lauterbach lehrte zu dieser Zeit *Einführung in das Entwerfen*, beeinflusst durch die Texte von Hugo Häring und die Bauten Hans Scharouns.¹³¹

2.4 Rolf Gutbrod und Günter Wilhelm – Beispiele des *Neuen Bauens*

Im Folgenden sollen die beiden Lehrenden und ihre architektonischen Konzepte eingehender betrachtet werden, denn beide prägten die Ausbildung Behnischs wesentlich. Zugleich sammelte er bei ihnen erste Berufserfahrungen. Zunächst war Günter Behnisch als studentische Hilfskraft, später als wissenschaftliche Hilfskraft an Wilhelms Institut tätig.¹³² Darüber hinaus arbeitete er gelegentlich in Wilhelms Architekturbüro, wo er auch seinen ersten Büropartner Bruno Lambart kennenlernte. Auch bei Rolf Gutbrod gewann Behnisch Einblicke in dessen Arbeitsweise, indem er am Wettbewerb des Verwaltungsgebäudes der Industrie- und Handelskammer mitarbeitete.¹³³

Neben der Lehre der beiden Hochschuldozenten werden die wesentlichen Charakteristika ihrer Gestaltungsauffassung dargelegt. Ebenso sollen in diesem Rahmen Bezüge zur Ersten Stuttgarter Schule offengelegt werden, denn sowohl Gutbrod als auch

¹²⁸ Vgl. Bächer ebd., S. 129.

¹²⁹ Behnisch 2002, S. 3.

¹³⁰ Spieker, Elisabeth: „Es muss doch nicht unbedingt immer ein Haus werden!“. Rolf Gutbrods Spuren im Werk von Günter Behnisch. In: Philipp 2011, S. 122-139, S. 124.

¹³¹ Vgl. ebd.

¹³² Von Mai 1951 bis Januar 1953 war Behnisch als wissenschaftliche Hilfskraft tätig, bis 1955 als Stundenassistent. Vgl. Spieker 2006, S. 25.

¹³³ Vgl. ebd., S. 26 und S. 37.

Wilhelm hatten in jenen Jahren in Stuttgart studiert, in denen die Lehre wesentlich durch Bonatz und Schmitthenner geprägt wurde.

Günter Wilhelm wurde 1908 im baden-württembergischen Neckartenzlingen geboren. Schon früh begeisterte er sich für Architektur – insbesondere das Neue Bauen entfachte sein Interesse. Daraus entstand eine Mitarbeit als Praktikant an der Baustelle der Weißenhofsiedlung. Wilhelm entschloss sich zu einem Studium der Architektur in Berlin, um dort auf die Vertreter der modernen Architektur zu treffen und von ihnen zu lernen. In Berlin studierte er schließlich bei Heinrich Tessenow, nachdem Poelzig keine weiteren Studenten mehr aufgenommen hatte. In diesem Zusammenhang hatte Günter Wilhelm auch Albert Speer kennengelernt, der ebenso bei Tessenow studierte. Der Abschluss seines Diploms, erfolgte nach einer Praxisphase in der Schweiz, schließlich 1932 in Stuttgart. Die Arbeitssituation für Architekten stellte sich seinerzeit schwierig dar. Daraus folgte, dass der junge Architekt zunächst bei Karl Elsaesser, einem Stuttgarter Architekten, arbeitete – jedoch ohne in der dort ausgeübten Tätigkeit seine berufliche Erfüllung zu finden.¹³⁴ Daher entschied sich Wilhelm für die Selbstständigkeit. Darüber hinaus arbeitete er ab 1934 für zwei Jahre am Lehrstuhl von Paul Bonatz. Von 1940 bis 1946 hatte Wilhelm zunächst seinen Wehrdienst abgeleistet und kam dann in Kriegsgefangenschaft. Nach seiner Rückkehr an die Architekturabteilung der Technischen Hochschule in Stuttgart übernahm er zunächst als Lehrbeauftragter den Lehrstuhl von Paul Bonatz, dann ab 1948 den Lehrstuhl von Paul Schmitthenner für Baukonstruktion II, dessen Persönlichkeit und Lehre zu diesem Zeitpunkt, wie bereits dargestellt wurde, stark in der Kritik standen. Und so distanzierte sich auch Wilhelm von seinem Vorgänger, dessen Architekturauffassung und Denken er nicht teilte.¹³⁵

„Humanes Bauen“ lautete das Thema der Antrittsvorlesung von Wilhelm, der von seinen Studenten als gradlinig charakterisiert wurde. Diese Gradlinigkeit spiegelte sich in seiner Architekturauffassung wider. Dazu schreibt Ingeborg Flagge, dass es ihm vor allem „um Wahrheit in der Architektur“¹³⁶ ging. Der Architekt äußerte sich dazu wie folgt: „Das ist mehr als eine Beschäftigung mit Fassade, Gliederung, Ornament. Es geht um die Einheit von Konstruktion und Gestaltung.“¹³⁷

Wilhelms architektonisches Schaffen widmete sich vor allem dem Schulbau. Dies verwundert insofern nicht, als dass nach dem Zweiten Weltkrieg ein großer Bedarf an neuen Schulgebäuden bestand. Außerdem sollten mit der Architektur der Schule zugleich die neuen gesellschaftlichen und politischen Intentionen zum Ausdruck gebracht

¹³⁴ Vgl. Flagge, Ingeborg: Architektenportrait Günter Wilhelm. In: Der Architekt (1986) 9, S. 393-398, S. 395.

¹³⁵ Vgl. ebd., S. 393 und S. 396.

¹³⁶ Ebd. S. 393.

¹³⁷ Wilhelm, Günter: o. T. o. J., zitiert in: Flagge 1986, S. 393.

werden. Der Stuttgarter Hochschullehrer gründete auch das an der Hochschule ansässige Schulbauinstitut, welches ab 1963 die Arbeit aufnahm.

Vorbildwirkung auf den Schulbau der Nachkriegszeit hatte vor allem die von Wilhelm entworfene Schulanlage am Gänsberg in Stuttgart-Rot, die zwischen 1950 und 1953 gebaut wurde (Abb. 1). Darin waren eine Volks-, Sonder- und Berufsschule für 2000 Schüler untergebracht.¹³⁸ Günter Wilhelm war durch seine Beteiligung an den Schulbautagungen, die zwischen 1949 und 1951 in verschiedenen Städten abgehalten wurden, über die neusten Entwicklungen und Anforderungen in diesem Bereich informiert.¹³⁹

Bereits in den 1950er Jahren experimentierte Günter Wilhelm im Bereich der Vorfertigung und Typenplanung. Gleichzeitig waren ihm die damit verbundenen Schwierigkeiten bewusst, etwa die durch das Prinzip der Reihung hervorgerufene Monotonie des Gebäudes. Dem versuchte er entgegenzuwirken, indem er die Bauten in den jeweiligen landschaftlichen Kontext integrierte.¹⁴⁰

Eine weitere Lehrperson, die Behnischs Studium und sein späteres Schaffen wesentlich prägen sollte, war Rolf Gutbrod. Rolf Gutbrod war in Stuttgart aufgewachsen, wo er die Waldorfschule besuchte, die nach der Revolution 1919 gegründet worden war. Dort lernte er die Lehre der Anthroposophie kennen:

„Es war eine besondere Sicht auf die Welt, die ihm damals vermittelt wurde, auf eine Welt, die nicht durch Rivalität und Kampf, sondern durch das Verständnis für das Tun der Anderen und die eigene Mitwirkung in gemeinsamer Absicht zum Besseren verändert werden sollte“¹⁴¹,

erinnerte der Architekturhistoriker Werner Durth, der eine langjährige Freundschaft mit Gutbrod gepflegt hatte. Das Architekturstudium hatte Gutbrod 1929 zunächst an der Technischen Hochschule Berlin-Charlottenburg aufgenommen, an der seinerzeit Heinrich Tessenow und Hans Poelzig lehrten.¹⁴² Nach nur einem Semester wechselte er an die Technische Hochschule Stuttgart, um dort weiter zu studieren. Ausschlaggebend für diese Entscheidung war ein Vortrag von Paul Schmitthenner in Berlin, der den jungen Studenten nachhaltig beeindruckt hatte.¹⁴³ Sowohl Schmitthenners Lehrmethoden als auch die Systematik der Entwurfsentwicklung, die er bei ihm kennenlernte, fanden Eingang in Gutbrods spätere Arbeit sowie eigene Lehre. Daneben studierte Gutbrod bei Heinz Wetzlar, seinerzeit Professor für Städtebau, der ihm die Berücksichti-

¹³⁸ Vgl. Flagge 1986, S. 393.

¹³⁹ Vgl. Renz 2010, S. 189.

¹⁴⁰ Vgl. Flagge 1986, S. 394 f.

¹⁴¹ Durth, Werner: Dem Bau ein Lebewesen. Rolf Gutbrod zum 100. Geburtstag. In: Philipp 2011, S. 10-31, S. 11.

¹⁴² Vgl. Dongus 2002, S. 14.

¹⁴³ Ebenso konnte der Unterricht der Unterstufe den Anforderungen Gutbrods nicht gerecht werden, denn erst in der Oberstufe unterrichteten Tessenow und Poelzig. Vgl. dazu: Dongus 2002, S. 15.

gung der Topographie, des städtebaulichen Kontextes sowie den Bezug zum *genius loci* näherbrachte.

Neben dem landschaftsgebundenen Bauen übte das Neue Bauen in dieser Zeit einen großen Einfluss auf seine Architekturauffassung aus. Dieses wurde an der Hochschule zu dieser Zeit durch Hugo Keuerleber vermittelt, Professor für Baustoffkunde, Technischen Ausbau sowie Entwerfen. Realisierte Beispiele des Neuen Bauens waren zu dieser Zeit zudem durch die Weißenhofsiedlung in Stuttgart präsent.¹⁴⁴ Das Studium schloss Rolf Gutbrod 1935 mit einer Diplomarbeit bei Paul Bonatz ab.¹⁴⁵ Das Thema, mit dem sich die Studenten in diesem Jahre beschäftigten, waren Bauten für den *Reichsnährstand*, für den zeitgleich ein Wettbewerb ausgeschrieben wurde, an dem sich Bonatz beteiligte. Im Anschluss daran arbeitete er im Büro von Günter Wilhelm.¹⁴⁶ Mit dem Beginn des Zweiten Weltkriegs wurde Gutbrod einberufen und ab 1939 als Bauamtsvorstand des Luftwaffenbauamts München II tätig, bevor er unter anderem in Brüssel, Sizilien und Libyen die Funktion des Feldbauamtsvorstandes innehatte und die Koordination von kriegswichtigen Bauaufgaben übernahm. Obwohl er kein Mitglied der NSDAP war, wurde Gutbrod bis zum Ende des Krieges Chefreferent der Organisation-Todt-Zentrale in Berlin.

1946 kam Gutbrod in das kriegszerstörte Stuttgart zurück und eröffnete dort noch im gleichen Jahr sein Architekturbüro. Das Angebot über die Leitung des Stuttgarter Stadtplanungsamtes, das er 1945 erhalten hatte, lehnte er jedoch ab.¹⁴⁷ Er engagierte sich aber in beratender Funktion für die Zentrale für den Aufbau der Stadt Stuttgart (ZAS).

Als Lehrbeauftragter für Entwerfen kam Rolf Gutbrod 1947 auf Initiative Döckers und Keuerlebers an die Stuttgarter Architekturfakultät, die seinerzeit vor einem Neubeginn stand.¹⁴⁸ Sowohl Richard Döcker als auch Rolf Gutbrod verfolgten ähnliche Ziele, denn „auch Gutbrod [sah] die Notwendigkeit der Erneuerung der Architektur im Prozess kultureller Selbstverständigung unter der neuen Wertorientierung einer jungen Demokratie [...]“.¹⁴⁹ Acht Jahre später, 1954, erfolgte die Berufung zum außerordentlichen Professor für Innenraumgestaltung und Entwerfen, 1961 zum ordentlichen Professor.¹⁵⁰ Auskunft über die Inhalte seiner Lehre und zugleich seiner Architekturauffassung gab Gutbrod im Rahmen seiner Antrittsvorlesung 1953. Darin beschrieb er die Innenraumgestaltung als zentrale Aufgabe des Architekten, bei der es jedoch nicht um

¹⁴⁴ Vgl. Dongus 2002, S. 20 f.

¹⁴⁵ Vgl. ebd., S. 27.

¹⁴⁶ Vgl. Durth 2011, S. 13.

¹⁴⁷ Vgl. Dongus 2002, S. 31-33.

¹⁴⁸ Vgl. ebd. S. 39 f.

¹⁴⁹ Durth 2011, S. 16.

¹⁵⁰ Vgl. Dongus 2002, S. 41.

Möbel oder Dekoration ginge, sondern vielmehr um „[...] das Innenräumliche im Gesamten. Also nicht das Vorübergehende der Raumnutzung, sondern das bleibende der Raumgestalt [...]“¹⁵¹ In seinem Vortrag plädierte Gutbrod folglich dafür,

„dem Studierenden zu helfen, von seinen formalen Zwangsvorstellungen loszukommen, indem ihm klargemacht wird, daß die vornehmste Aufgabe des Architekten nicht darin gesehen werden kann, schöne Häuser zu bauen, sondern darin Räume zu schaffen, in denen Menschen wohnen und arbeiten können, in denen sie sich wohlfühlen.“¹⁵²

Dabei ging es ihm niemals darum, eine Lehre dazu zu formulieren, sondern vielmehr die Studenten zu eigenen Lösungswegen zu ermutigen. Deshalb resümierte Gutbrod:

„Ich kann Ihnen nur darzustellen versuchen, auf welchem Weg ich mich um eine Lösung bemühen würde. Der Innenraum erscheint mir bestimmbar durch vier Hauptfaktoren: 1. durch die räumliche Gestalt 2. durch die Führung des Lichts 3. durch die Wahl der Werkstoffe und deren Bearbeitung, 4. durch die Farbgebung.“¹⁵³

Die genannten Themen wurden im Rahmen einer Vorlesung anhand konkreter Beispiele erläutert, um damit den Studierenden die Möglichkeit zu eröffnen, die Umsetzung der Theorie in der Praxis zu sehen und zu beurteilen.¹⁵⁴

Auch Gutbrods eigene Bauten dienten den Studenten als Anschauungsobjekte. Zu diesen Bauten gehörte unter anderem die Milchbar im Höhenpark Killesberg in Stuttgart, die anlässlich der Bundesgartenschau 1950 entstand (Abb. 2). Der Baukörper ist in das abfallende Gelände eingebettet. Die Berücksichtigung der Topographie wirkte sich auch auf die Gestaltung des Innenraums aus, der verschiedene Ebenen aufweist. Der Bau zeigte eine starke Beziehung von Innen- und Außenraum, die scheinbar ineinander übergehen, denn die großen Glasflächen, die durch eine Stahl-Glas-Konstruktion gegliedert werden, geben den Blick auf den Flamingosee frei, zu dem eine geschwungene Sandsteintreppe führt. Als Material für die Seitenwände wurde lokaler Sandstein verwendet, sodass ein Bezug zu den bereits vorhandenen Ausstellungsbauten hergestellt werden konnte. Das Pultdach ist mit Welleternit gedeckt.¹⁵⁵

„Bewußt stellt Gutbrod hier konventionelles Handwerk in Gegensatz zu industrieller Vorfertigung, Geschlossenheit zu Offenheit, was den Eindruck von Schwere und

¹⁵¹ Gutbrod, Rolf: Gedanken zu Lehre. Antrittsvorlesung an der Technischen Hochschule Stuttgart, 1953. In: architektur-galerie am weißenhof (Hg.): Rolf Gutbrod. Bauten in Stuttgart. Stuttgart 1991. S. 32, S. 34, S. 36. Veröffentlicht in: Dongus 2002, S. 277.

¹⁵² Ebd.

¹⁵³ Ebd.

¹⁵⁴ Vgl. ebd., S. 277 f.

¹⁵⁵ Vgl. ebd., S. 71 f.

Schwerelosigkeit bewirkt. Der Pavillon lebt aus der Spannung polarer Gegensätze, die auf das Prinzip des Kontrasts verweisen.“¹⁵⁶

Das bekannteste Bauwerk Gutbrods ist aber wohl die in Zusammenarbeit mit Adolf Abel realisierte Stuttgarter Liederhalle (Abb. 3). Das Konzerthaus besteht aus insgesamt drei Konzertsälen, die sich um das Foyer gruppieren (Abb. 4). Die Säle unterscheiden sich durch ihre jeweilige Grundform: der polygonale Mozartsaal, der rechteckige Silchersaal und der Beethovensaal, der größte Raum des Ensembles, dessen Grundriss an einen Klavierflügel erinnert. Ausgehend von dieser Differenzierung der Konzertsäle und dennoch eine Gesamtheit bildend, wird das Entwurfsprinzip dem *organischen Bauen* zugeschrieben. Im Beethovensaal steigt eine geschwungene Empore auf, deren Form von den Deckenelementen übernommen wird.¹⁵⁷ Das zweigeschossige Foyer eröffnet von der Galerie aus den Blick in das Hauptfoyer, von dem der Beethovensaal erschlossen wird. Der Zugang in die untere Foyerebene erfolgt über zwei freitragende Treppen, die diagonal durch den Raum verlaufen (Abb. 5). Das Foyer dient als Kommunikations- und Begegnungszentrum. Die Treppen hingegen eröffnen den Besuchern vielfältige Blickbeziehungen. Das Entwurfsprinzip des Foyers gleicht der Anlage von Wegen und Plätzen. Im Vergleich mit den späteren Schulbauten Behnischs wird spätestens dort der Einfluss des Hochschullehrers Gutbrod deutlich. So stellt auch Margot Dongus in ihrer Arbeit zu Rolf Gutbrod deutliche Parallelen zwischen dem Foyer der Liederhalle und den Eingangshallen der Mittelpunktschule in Oppelsbohm und dem Progymnasium in Lorch fest; Unterschiede gibt es jedoch hinsichtlich der Materialverwendung.¹⁵⁸

In der Nachkriegszeit widmete sich Gutbrod zunächst dem internationalen Architekturgeschehen, allen voran den deutschen Emigranten wie Ludwig Mies van der Rohe und Walter Gropius, die in die USA übersiedelt waren. Ein nachhaltiger Einfluss der beiden Architekten auf das Werk des Stuttgarter Hochschullehrers ist jedoch nicht festzustellen. Wie viele andere Architekten seiner Generation orientierte er sich an den Entwicklungen in Skandinavien, insbesondere an den Bauten Alvar Aaltos. Zur selben Zeit wurde er mit den Ideen Hugo Häring vertraut, den er durch Richard Döcker kennengelernt hatte.¹⁵⁹ Sowohl bei Hugo Häring als auch bei Alvar Aalto lernte Rolf Gutbrod einen alternativen architektonischen Ansatz kennen.¹⁶⁰ „Hugo Häring's Auffassung immanent – ein Merkmal der Lehre der „Stuttgarter Schule“ – ist die Gestaltung

¹⁵⁶ Ebd., S. 72.

¹⁵⁷ Geschwungene Formen sind ein zeittypisches architektonisches Motiv der 1950er Jahre. Vgl. ebd., S. 86 f.

¹⁵⁸ Vgl. ebd., S. 88-90.

¹⁵⁹ Vgl. ebd., S. 181.

¹⁶⁰ Vgl. ebd., S. 184.

des ‚Bauwerk(s) als individuelle Lösung, das auf einen bestimmten Ort bezogen ist‘.¹⁶¹ Wie bereits anhand der Milchbar deutlich wurde, zeigen die Bauten Gutbrods eine starke Ortsgebundenheit, die zum einen in der Berücksichtigung der Topographie und zum anderen bei der Materialwahl zum Ausdruck kommt. In der Gestaltungsauffassung Gutbrods wird eine Anlehnung an Hugo Häring's Theorie vom „organhaften Bauen“ deutlich, wie sich insbesondere anhand der Liederhalle aufzeigen lässt.¹⁶²

2.5 Internationalisierung und Einfluss der Besatzungsmächte

Neben der internen Neuorientierung und dem Einfluss neuer Lehrender wurde die Entwicklung der Architekturabteilung durch den Einfluss der amerikanischen Besatzungsmächte geprägt, die zunächst die Aufsicht übernommen hatten. Für die Reform des deutschen Bildungswesens im Sinne der *re-education*, also der Umerziehung der deutschen Bevölkerung durch die Besatzungsmächte, spielten die Hochschulen eine bedeutende Rolle, auch weil dort das erforderliche Personal für den Wiederaufbau ausgebildet werden sollte. Einen Eingriff in die Diskussion um die Wiedereinstellung Paul Schmitthenners gab es dennoch nicht, obwohl sich Richard Döcker in dieser Angelegenheit an die US-Militärregierung gewandt hatte.

Ab 1947/48 änderten sich die Ziele der amerikanischen Besatzungsmächte: In Anbetracht des Kalten Krieges wurde fortan eine Westintegration der Bevölkerung angestrebt. Dies wirkte sich auch auf die Hochschulpolitik aus, die in den Folgejahren eine Kursänderung erfuhr. Im August 1947 kam Walter Gropius erstmals nach seiner Übersiedlung in die USA zurück nach Deutschland, um als *visiting expert* im Auftrag des amerikanischen US-Militärgouverneurs General Lucius D. Clay einen Bericht des Wiederaufbaus und seiner Probleme anzufertigen.¹⁶³ Er besuchte zahlreiche Städte, darunter Berlin und Frankfurt; auch in Stuttgart traf er Vertreter der hiesigen Architekturabteilung. Gropius' Resümee beschrieb einen großen Nachholbedarf in der Architektenschaft. Ebenso verzeichnete er einen großen Mangel an Fachliteratur, der in Anbetracht der vorherrschenden Bildungslücke sowohl Studierenden als auch Lehrenden Aufschluss über aktuelle Tendenzen aus den Vereinigten Staaten und anderen Ländern geben sollte. In diesem Zusammenhang war an Gropius auch der Austausch mit ausländischen Fachgruppen seitens seiner deutschen Kollegen herangetragen worden. Mit dem *cultural exchange program* wurde ab 1948 dem Bedürfnis nach Informationstransfer entsprochen, sodass ein Stipendienprogramm die Reise von Fach- und Führungskräften sowie Studierenden in die Vereinigten Staaten ermöglicht werden konnte. Zu

¹⁶¹ Ebd., S. 186.

¹⁶² Vgl. ebd., S. 188 f.

¹⁶³ Vgl. Renz 2012, S. 53 f.

den Stipendiaten gehörten unter anderem der Architekt Sep Ruf sowie Paul Seitz, seinerzeit Stadtbaurat in Hamburg.¹⁶⁴

Von den Professoren der Stuttgarter Architekturabteilung hatte sich Günter Wilhelm beworben. Im Frühjahr 1949 trat Wilhelm als erster Stuttgarter Professor seine Reise in die USA an. In diesen vier Monaten besuchte er zunächst die Nordwest- sowie Nordoststaaten und hielt sich unter anderem in New York, Washington und Chicago auf. Wilhelm wollte sich auf seiner Reise insbesondere über den Stand des zeitgenössischen Schulbaus informieren, wozu er im Rahmen zahlreicherer Besichtigungen Gelegenheit bekam. Er lernte in diesem Zusammenhang vor allem standardisierte Schulen kennen, die seit den 1930er Jahren entstanden waren und mit dem Ende des Krieges im Rahmen von Schulbauprogrammen noch stärker realisiert wurden. Wilhelm erkannte die Nachteile der besichtigten Bauten; eine Übertragung auf den deutschen Schulbau der Nachkriegszeit schloss er aus, waren ihm Gebäudetechnik und Rationalisierung zum einen zu teuer, zum anderen entsprachen sie nicht seinen ästhetischen Vorstellungen. Im Rahmen des Kulturprogramms besuchte er das Museum of Modern Art in New York, wo er sich über den Stand der Schularchitektur der Westküste informieren konnte. Dies beeindruckte ihn so sehr, dass er einen Besuch dorthin beantragte, der ihm schließlich bewilligt wurde.¹⁶⁵ Neben der Konstruktionsoptimierung lobte Wilhelm sowohl die Beziehung zur Landschaft und die Berücksichtigung des Nutzers als auch die Verwendung von örtlichen Materialien. Günter Wilhelm zeigte diese Bauten im Rahmen seiner Lehre häufig, stellten sie für ihn doch die Weiterentwicklung der Schulbauten dar, die in der Weimarer Republik im Rahmen der Reformschulbewegung entstanden waren.¹⁶⁶ Ebenso veröffentlichte er Reiseberichte, in denen er seine Erfahrungen schilderte, nicht ohne negative Kritik.¹⁶⁷

Gemeinsam mit dem Landesgewerbeamt zeigte die Architekturabteilung der Technischen Hochschule 1950 die Wanderausstellung „Architektur der USA seit 1947“, die über das zeitgenössische Bauen in den Vereinigten Staaten Aufschluss geben sollte. Präsentiert wurden eine Auswahl von Studien- sowie Abschlussarbeiten der herausragenden amerikanischen Fakultäten sowie eine Ausstellung der bedeutendsten Fachzeitschriften. Die Ausstellung war für die Studierenden und teils für die Hochschullehrenden vielfach der erste Berührungspunkt mit der amerikanischen Architektur und den dortigen Ausbildungsstätten. Damit erwies sich die Veranstaltung als hervorragende Möglichkeit zur Orientierung im Kontext der internationalen Architekturentwick-

¹⁶⁴ Vgl. ebd., S. 56.

¹⁶⁵ Vgl. ebd., S. 58.

¹⁶⁶ Vgl. ebd., S. 59.

¹⁶⁷ Vgl. ebd., S. 61.

lung.¹⁶⁸ Doch wie Kerstin Renz feststellte, zielte „die Didaktik der Ausstellung [...] auf die Stilisierung der USA als Motor der Moderne und postuliert[e] die Existenz einer nationalen Architektur – eine deutlich vom Kalten Krieg diktierte propagandistische Note [...].“¹⁶⁹ Mit der Standortwahl Stuttgarts erhielt die Ausstellung zudem eine spezifische Aussage, wie die Architekturhistorikerin weiterhin feststellte:

„Nach über zwei Jahrzehnten der baukulturellen Nabelschau an der ‚Stuttgarter Schule‘, an der man allenfalls einen Vergleich mit den skandinavischen Ländern oder der Schweiz zuließ, wird der Blick nach Westen gerichtet. Die Initiative hierfür geht von der Stuttgarter Architekturabteilung selbst aus.“¹⁷⁰

Die Architekturabteilung organisierte zudem 1950 eine Schulbautagung, an deren Organisation Günter Wilhelm maßgeblich beteiligt war. Die Finanzierung der Tagung wurde durch die Amerikaner getragen und bot seinerzeit Raum für die Erarbeitung von Empfehlungen für den Schulbau auf der Basis von architektonischen und pädagogischen Grundlagen. Die Erarbeitung von internationalen Schulbaustandards beschäftigte Wilhelm auch in den folgenden Jahren, die Einrichtung eines Instituts für Schulbau erreichte er jedoch erst 1964.

Der internationale Informationstransfer war für die Neuausrichtung der Architekturfakultät in diesen Jahren von großer Bedeutung, da sich zum einen Kontinuitäten feststellen ließen. Zum anderen war es dadurch möglich, Aufschluss über die Weiterentwicklung der modernen Architektur zu erhalten, so wie sie in den USA, den skandinavischen Ländern, der Schweiz oder den Niederlanden stattgefunden hatte.¹⁷¹

Die Studienjahre Behnischs in Stuttgart wurden folglich durch das Verhältnis von Erneuerungsbestrebungen und Vergangenheitsbewältigung geprägt. Die Neuausrichtung der Architekturabteilung war sowohl durch politische, persönliche als auch ästhetische Motive beeinflusst, die vor allem im Streit um die Person Schmitthenner ihren Höhepunkt erlangten. Die Neuordnung der Lehre sollte insbesondere durch personelle Veränderungen möglich werden. Obwohl die neuen Dozenten selbst in ihrer Ausbildung und Entwicklung durch die vormalige Lehre in Stuttgart geprägt waren, zeigten sie ein großes Interesse sowohl an alternativen Architekturkonzepten wie dem *organischen Bauen* als auch den internationalen Entwicklungen. Somit ebneten sie den Weg für eine veränderte Hochschullehre, wie sie auch Günter Behnisch erfuhr.

¹⁶⁸ Vgl. Renz 2012, S. 63.

¹⁶⁹ Ebd.

¹⁷⁰ Ebd.

¹⁷¹ Vgl. ebd. S. 63 f.

3 Kontinuität und Wandel – Bauen in der *Ersten Nachkriegsmoderne*

3.1 Architektur und Städtebau (1945-1963)

Günter Behnisch schloss 1951 sein Studium ab. Zu diesem Zeitpunkt war er bereits seit einem Jahr am Wettbewerb für die Industrie- und Handelskammer im Büro von Rolf Gutbrod beteiligt. Daneben arbeitete Behnisch gelegentlich für das Architekturbüro Günter Wilhelms, bei dem auch Bruno Lambert, sein späterer Partner, angestellt war. Dadurch intensivierte sich der Kontakt zwischen den beiden Architekten, die sich bereits aus Studienzeiten kannten.¹⁷² Gemeinsam beteiligten sich Behnisch und Lambert am Wettbewerb der Kreishandelschule in Schwäbisch Gmünd. Obwohl sie 1952 als Zweitplatzierte aus dem Wettbewerb hervorgingen, entschied man sich dazu, dass der Entwurf der beiden jungen Architekten realisiert werden sollte. Im selben Jahr erfolgte die Gründung eines gemeinsamen Büros. Zu ihren Mitarbeitern gehörten ab Mitte der 1950er Jahre die ehemaligen Studenten von Behnisch Fritz Auer und Carlo Weber, die er im Rahmen seiner Assistentenstelle an der Universität kennengelernt hatte. Ergänzt wurde das Team zwischen 1950 und 1960 durch Erhard Tränker, Winfried Büxel, Manfred Sabatke, Horst Bidlingmeier, Harry Ludszuweit, Frohmut Kurz und Lothar Seidel.¹⁷³ Die Architekten widmeten sich in diesen ersten Jahren der Bürogemeinschaft vor allem dem Schulbau.¹⁷⁴

Im Fokus der folgenden Darstellung sollen jene Einflussfaktoren beschrieben werden, die das Baugeschehen seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs bis zum Anfang der 1960er Jahre wesentlich geprägt und damit Einfluss auf die erste Phase von Behnischs beruflichen Werdegang genommen haben. In diesem Zusammenhang soll neben der Vorstellung der architektonischen und städtebaulichen Entwicklung der 1950er Jahre zugleich auf die Kontinuität von Leitbildern hingewiesen werden.

„Die erste Wiederaufbauphase nach dem Zweiten Weltkrieg ist heute eine abgeschlossene Geschichtsepoche [...]. Mit dem Stil- und Geschichtsbegriff der ‚Fünfziger Jahre‘ bezeichnet man die Architektur der unmittelbaren Nachkriegszeit bzw. des Wiederaufbaus von 1945 bis Anfang der Sechziger Jahre.“¹⁷⁵

¹⁷² Spieker 2006, S. 37.

¹⁷³ Der Vorzug gegenüber dem ersten Preisträger resultierte aus der Dachform: Während dieser ein Flachdach vorgeschlagen hatte, sah der Entwurf von Behnisch und Lambert ein Satteldach vor. Vgl. Spieker 2006, S. 38.

¹⁷⁴ Vgl. ebd., S. 39.

¹⁷⁵ Durth/Gutschow 1990, S. 7.

schreiben Werner Durth und Niels Gutschow im Appell des 1990 erschienenen Tagungsbandes „Architektur und Städtebau der fünfziger Jahre“. Dass hinsichtlich der Begriffsbezeichnung sowie der zeitlichen Einordnung seinerzeit umfassender Diskussionsbedarf bestand, belegt die im Rahmen der Tagung geführte Debatte unter dem Titel „Wodurch bilden die 50er Jahre eine Epoche?“¹⁷⁶. Auch Roman Hillmann greift in seiner 2011 veröffentlichten Dissertation die Frage nach der Periodisierung und Bezeichnung auf und fokussiert die zeitliche Eingrenzung darin auf die Jahre von 1945-1963. Das Anfangsdatum begründet Hillmann wie folgt: „Auch wenn es keine ‚Stunde Null‘ gab, so setzte doch 1945 eine neue und demokratische Diskussion über die Architektur ein, die dann auch in den Bauten Ausdruck fand.“¹⁷⁷ Hillmann geht von einer Übergangsphase aus, die er auf den Zeitraum von etwa 1957 bis 1963 datiert. Eingeleitet wurde diese Übergangsphase durch die *Internationale Bauausstellung* in Berlin.¹⁷⁸ Als Periodenbezeichnung plädiert der Kunsthistoriker für die Verwendung des Begriffs *Erste Nachkriegsmoderne*, die damit die Zugehörigkeit der Architektur der Nachkriegszeit zur Moderne zum Ausdruck bringt.¹⁷⁹ In Architektur und Städtebau lässt sich mit den beginnenden 1960er Jahren ein Wandel feststellen: Während man sich in der Architektur vermehrt industriellen Produktionsweisen zuwandte, zeichnete sich im Städtebau eine Abkehr vom Leitbild der gegliederten und aufgelockerten Stadt ab.¹⁸⁰

In Anbetracht der umfassenden Zerstörungen der Städte nach dem Zweiten Weltkrieg hatte man mancherorts – etwa in Berlin, Dresden oder Hannover – Überlegungen angestellt, von einem Wiederaufbau gänzlich abzusehen und stattdessen die Städte an anderer Stelle völlig neu zu errichten. Die Ruinen sollten hingegen der Natur überlassen werden. Von dieser Vorstellung war auch Max Taut geleitet, der in seinem 1946 herausgegeben Band „Berlin im Aufbau“ anstelle des Wiederaufbaus der ehemaligen Blockrandbebauungen die Anlage von Gärten auf den verbliebenen Schuttbergen darstellte (Abb. 6). Dennoch wusste auch Taut um die noch vorhandenen Bodenwerte, etwa die bestehenden Telefon- und Wasserleitungen oder die Kanalisation, die in die Neubauplanungen einbezogen werden mussten.¹⁸¹ Die Vorstellung, die Zerstörungen als Möglichkeit für städtebauliche Neuplanungen nach modernen Gesichtspunkten zu begreifen, beschäftigte zahlreiche Planer dieser Zeit. Damit verbunden war die Hoff-

¹⁷⁶ Die Leitung der Podiumsdiskussion oblag Niels Gutschow, der die Einführung und das Schlusswort der Veranstaltung übernahm. Die Beiträge der Podiumsdiskussion wurden von Klaus von Beyme, Jost Hermand, Hermann Glaser, Thomas Topfstedt, Hiltrud Krier und Manfred Fischer vorgetragen. Vgl. dazu Gutschow, Niels: Podiumsdiskussion. Wodurch bilden die 50er Jahre eine Epoche? In: Durth/Gutschow 1990, S. 81-108.

¹⁷⁷ Hillmann 2011b, S. 26.

¹⁷⁸ Vgl. ebd., S. 26.

¹⁷⁹ Vgl. ebd., S. 24.

¹⁸⁰ Vgl. Durth/Gutschow 1990, S. 7.

¹⁸¹ Vgl. Pehnt 2005, S. 266 f.; vgl. Durth/Gutschow 1988, S. 210.

nung, die Probleme der historisch gewachsenen Städte nun überwinden zu können. Während seiner Deutschlandreise hatte auch Walter Gropius auf diesen einmaligen Umstand hingewiesen.¹⁸² Wie bereits dargestellt, waren solche Absichten auch in Stuttgart präsent, wo sich Richard Döcker intensiv mit Neubauplanungen beschäftigte und für den Wiederaufbau Stuttgarts außerhalb der alten Stadtanlage plädierte.¹⁸³ Gleichzeitig war der Umgang mit den realen Bedingungen erforderlich, die durch Wohnungsnot und einen Mangel an Baustoffen geprägt waren. Daher entstanden zunächst behelfsmäßige Lösungen.

Die zur selben Zeit entwickelten radikalen Vorschläge der Planer waren vor allem durch die Publikationen Le Corbusiers inspiriert. Auch dem Autoverkehr wurde durch die Anlage von großen Stadtautobahnen eine zunehmende Bedeutung beigemessen, obwohl seinerzeit nur wenige Personen tatsächlich ein Auto besaßen.¹⁸⁴

„In ihrer aufgelockerten Bauweise hatten die großen mit den kleinen Plänen, die Hochhausplantagen mit den realistischen Kleinsiedlungen die Abkehr von der steinernen Stadt gemeinsam. In Licht und Grün sollte das Leben spielen und glücklichen Bewohnern verschaffen, was Le Corbusier die *joies essentielles* nannte, die wesentlichen Freuden: den weiten Blick, den freien Horizont (nur hier und da schwebt ein anderer Wolkenkratzer über den Baumwipfeln), den Gesang der Vögel, die Stille hoch über dem brausenden Leben, den Gang der Gestirne am Firmament [Hervorhebung im Original].“¹⁸⁵

So veranschaulicht Wolfgang Pehnt die Vorstellungen, die von den Planern mit dem Wiederaufbau verbunden wurden. Ein wesentlicher Leitgedanke, der die Wiederaufbauplanungen sowohl in Bezug auf die Hochhaus- als auch hinsichtlich der Siedlungsplanungen prägte, war die Idee, eine Symbiose von Stadt und Landschaft zu schaffen.¹⁸⁶ Der Ursprung dieser Intention ging auf die Reformbewegungen Ende des 19. Jahrhunderts zurück und stand damit in einer langen Tradition.¹⁸⁷ Diese Entwicklungslinie soll im Folgenden nachgezeichnet werden, um die Kontinuität städtebaulicher Leitbilder zu verdeutlichen, die Eingang in die Wiederaufbauplanungen gefunden haben.

In England, wo die Kritik an den Industriestädten am stärksten war, entwickelte Ebenezer Howard das Konzept der Gartenstadt, das 1898 in seiner Publikation „Tomorrow: A peaceful path to real reform“ veröffentlicht wurde.¹⁸⁸ Mit der Frage nach der zukünftigen Entwicklung der Städte entfachte Howard seinerzeit eine Diskussion, die über viele Jahrzehnte fortgeführt werden sollte. An dem bisherigen Städtebau hatte er

¹⁸² Vgl. Herbig 2000, S. 24.

¹⁸³ Vgl. Lupfer 1997, S. 77.

¹⁸⁴ Vgl. Pehnt 2005, S. 267 f.

¹⁸⁵ Ebd., S. 270.

¹⁸⁶ Vgl. ebd.

¹⁸⁷ Vgl. Ludovico 2010, S. 50; vgl. Pehnt 2005, S. 270.

¹⁸⁸ Vgl. Durth/Gutschow 1988, S. 167-168.

die Fokussierung auf technische Interessen bemängelt und damit auch die Tatsache, dass die gesellschaftspolitische Bedeutung des Städtebaus keine Berücksichtigung fände.¹⁸⁹ Die Gartenstädte in Howards Konzept (Abb. 7) sollten nicht mehr als 32.000 Einwohner umfassen und mit anderen Gartenstädten zu einem Cluster zusammengefasst werden. Als Mittelpunkt der kreisförmigen Anordnung der Gartenstädte sah er eine Zentralstadt vor, die für 58.000 Einwohner ausgelegt werden sollte. Die Verbindung zwischen den Gartenstädten und der Zentralstadt sollte mittels Landstraßen und einer Eisenbahntrasse ermöglicht werden. Im Zentrum plante der Reformier einen begrünten Platz mit öffentlichen Gebäuden, etwa dem Rathaus, einem Theater und einer Bibliothek. Für die Gliederung der Zentralstadt sah Howard ringförmige, mit Bäumen gesäumte Boulevards vor. Im Grünstreifen der 125 Meter breiten Grand Avenue verortete Howard Schulen, Kirchen sowie Spielplätze (Abb. 8).¹⁹⁰ Das Gartenstadt-Konzept war keineswegs antistädtisch ausgelegt, sondern zielte vielmehr darauf ab, die Vorteile des Stadt- und Landlebens zusammenzubringen. Zugleich verfolgte der Brite mit seinem Konzept die Intention einer Bodenreform.¹⁹¹ Seine Vorstellung traf europaweit auf große Resonanz. Die Vorbildwirkung zeigte sich auch in Deutschland, wo 1902 die Gründung der Deutschen Gartenstadt-Gesellschaft erfolgte.¹⁹² Dennoch hatten die meisten Realisierungen, die bis zum Ersten Weltkrieg entstanden waren, nur wenig gemeinsam mit dem ursprünglichen Konzept aus England.¹⁹³ Ein wesentliches Problem war vor allem die fehlende Autonomie in Bezug auf Ökonomie und Kommunalpolitik. Ursächlich dafür war, dass es sich vielmehr um Arbeitersiedlungen handelte, die eine Bindung der Arbeitskräfte an die Unternehmen gewährleisten sollten und auch im Sinne des unternehmerischen Interesses verwaltet wurden.¹⁹⁴

Nach dem Ende des Ersten Weltkriegs entwickelten Dichter, Künstler und Architekten utopische Visionen neuer Formen des gemeinschaftlichen Zusammenlebens.¹⁹⁵ Zu diesen Visionären gehörte auch Bruno Taut, ein ehemaliger Schüler sowie Mitarbeiter von Theodor Fischer. Auch wenn er Howards ursprüngliches Konzept der Gartenstadt nicht ohne Kritik sah, dachte er die Gartenstadt-Idee in seiner 1919 veröffentlichten Publikation „Die Stadtkrone“ weiter.¹⁹⁶ *Die Stadtkrone* stellt den Mittelpunkt von Tauts Stadt der Zukunft dar und sollte die zentralen Einrichtungen beinhalten (Abb. 9).

¹⁸⁹ Vgl. Düwel, Jörn/Gutschow, Niels: Städtebau in Deutschland im 20. Jahrhundert. Ideen – Projekte – Akteure (Studienbücher der Geographie). 2. Aufl. Berlin/Stuttgart 2005, S. 44.

¹⁹⁰ Vgl. Lampugnani, Vittorio Magnago: Die Stadt im 20. Jahrhundert Visionen, Entwürfe, Gebautes. Bd. 1. Berlin 2010, 25.

¹⁹¹ Vgl. Ludovico 2010, S. 52.

¹⁹² Vgl. Düwel/Gutschow, S. 45.

¹⁹³ Vgl. ebd., S. 49.

¹⁹⁴ Die Ilse Bergbau-Actiengesellschaft gründete beispielsweise die Gartensiedlung Margarethenhöhe in Essen. Die Gartensiedlung Hellerau geht auf die Dresdner Werkstätten für Handwerkskunst zurück. Vgl. Pehnt 2005, S. 50.

¹⁹⁵ Vgl. ebd., S. 99.

¹⁹⁶ Vgl. ebd., S. 102.

Den Bau unterteilte er dazu in mehrere Ebenen: Die Einrichtungen des alltäglichen Lebens, etwa Restaurants und Geschäfte, sollten sich auf der untersten Ebene befinden, darüber kulturelle Einrichtungen, etwa ein Museum und die Oper. Den Abschluss würde der „Tempel der Gemeinschaft“ bilden, den er sich als Kristallbau vorstellte.¹⁹⁷ 1920 veröffentlichte der Architekt seine Schrift die „Auflösung der Städte“.¹⁹⁸ Anstelle von Städten stellte er darin die Vision weiträumig verteilter Siedlungen mit dezentralen Bereichen für die Gemeinschaft vor (Abb. 10).¹⁹⁹

Mitte der 1920er Jahre erfuhr die Gartenstadt-Idee eine Transformation und wurde nun „mit konzeptionellen Vorstellungen großräumiger Stadtentwicklung und sozial-reformerischer Programmatik verbunden.“²⁰⁰ In diesem Zusammenhang kann auf die Planungen von Ernst May für Frankfurt und Breslau verwiesen werden, der sich mit der Stadterweiterung durch Trabantsiedlungen auseinandergesetzt hatte. In seiner Darstellung kommt zum Ausdruck, dass dieser in der Großstadt vor allem eine gesundheitliche Gefahr für die Bewohner erkannte. Um dieser entgegenzuwirken, plädierte er für eine aufgelockerte Bauweise.

„Das konzentrierte, homogene Wachstum der Großstädte hat die gesundheitlichen Bedingungen der Stadtbewohner auf das schwerste gefährdet. Die Stadt muss aufgelockert, die einzelnen Stadtkomplexe [müssen] in sich geschlossen in Freiland eingebettet werden. Eine solche Dezentralisierung ermöglicht eine Entlastung der Kernstadt von unnötigem Verkehr, schiebt die Bebauung hinaus in billiges Außengelände und ermöglicht daher eine gesündere Bauart.“²⁰¹

Das in den 1950er Jahren postulierte Leitbild der gegliederten und aufgelockerten Stadt findet demnach bereits bei May seine Entsprechung.²⁰²

Das Interesse der Planer und Architekten galt in den 1920er Jahren europaweit vor allem dem Siedlungsbau. Fragen der Stadtplanung und des Städtebaus traten demgegenüber in den Hintergrund. Die Wohnbevölkerung in den Städten nahm in dieser Zeit ab, denn immer mehr Menschen zogen in die neu geschaffenen Siedlungen in der Peripherie. In den Innenstädten überwogen indessen Geschäftshäuser und Verwaltungsbauten.²⁰³ Le Corbusier nahm die Nutzungstrennung als Ausgangspunkt seiner Überlegungen und wandte diese auf seinen Plan der *Ville Contemporaine* an (Abb. 11). In einem rechteckigen Areal ordnete Le Corbusier 24 Wolkenkratzer an, in deren Mitte er einen Zentralbahnhof mit darüber liegendem Landeplatz für Lufttaxis platzierte.

¹⁹⁷ Damus, Martin: Architekturform und Gesellschaftsform. Architektur und Städtebau unter dem Einfluss von Industrialisierung, Großvergesellschaftung und Globalisierung (Bd. 1: 1890-1945). Berlin 2010, S. 216.

¹⁹⁸ Vgl. Pehnt 2005, S. 103.

¹⁹⁹ Vgl. Durth, Werner: Die Stadtlandschaft. Zum Leitbild der gegliederten und aufgelockerten Stadt. In: Durth/Gutschow 1990, 24-37, S. 25.

²⁰⁰ Durth/Gutschow 1988, S. 171.

²⁰¹ May, Ernst. o.T. o.J. In: Bauwelt (1986) 28, S. 1074. Zitiert in: Durth/Gutschow 1988, S. 172.

²⁰² Vgl. Durth / Gutschow 1988, S. 172.

²⁰³ Vgl. Damus 2010, S. 266.

Unterhalb des Zentralbahnhofs sollten die Schnellstraßen verlaufen. Die Umgebung um die Wolkenkratzer stellte sich Le Corbusier als Parklandschaft vor, in der Kulturinstitutionen, Restaurants oder Verwaltungseinrichtungen liegen sollten. Während die Führungsschicht in „Villenblocks“ wohnen würde, die er um den Bereich der Bürotürme anordnete, fanden sich die Wohngebiete der Mittelschicht in Le Corbusiers Plan nicht wieder. Er ging davon aus, dass diese in den Gartenstädten am Rand der Stadt lebten, um von dort aus zu den Fabriken zu gelangen. Die Ordnung der *Ville Contemporaine* sollte folglich ein Gegenentwurf zur historisch gewachsenen Stadt bieten, die Le Corbusier als chaotisch empfand.²⁰⁴ Die Vorstellung einer Trennung der Funktionen wurde auch in die *Charta von Athen* übernommen, die 1933 im Rahmen der vierten Tagung des CIAM²⁰⁵ unter dem Thema „Stadt“ durch Le Corbusier formuliert worden war. Die Veröffentlichung der *Charta von Athen* erfolgte 1942.²⁰⁶

Nach der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten blieben die diskutierten Themen weiterhin aktuell. Die Funktionstrennung, einhergehend mit der Auflockerung der städtischen Strukturen, brachte man nun mit den politischen Intentionen überein und begründete die Notwendigkeit durch luftschutztechnische Fragen der Kriegsvorbereitung.²⁰⁷ Seit 1934 war Gottfried Feder Reichskommissar für Siedlungswesen. Er entwickelte ein Konzept, das eine Gliederung des *Stadtkörpers* in *Stadtzellen* vorsah. Diese wiederum sollten zu Zellverbänden zusammengeschlossen werden, die sich als Teil eines Unterkerns um die Stadtmitte anordnen würden.²⁰⁸ Durth und Gutschow haben das Konzept Feders wie folgt zusammengefasst:

„Zur ‚Festigung und Stärkung der Familie, der lebendigen Urzelle der Volksgemeinschaft‘ wird von der kleinsten Einheit aus in streng hierarchischer Ordnung ein Konzept totalitärer Planung entwickelt, das sich auf der Ebene ausgreifender ‚Raumordnung‘ mit Vorschlägen zur Landesplanung verbinden kann [...].“²⁰⁹

In der Nachkriegszeit sollte die von Feder ermittelte Gliederungseinheit für die Planungen aufgegriffen werden. Feder beschreibt dabei die Volksschule als „kernbildende Kraft“²¹⁰. Ausgehend von den 500 bis 600 Schülern würde folglich die Gesamteinwohnerzahl bei 3500 liegen, die jeweils eine Gemeinschaft bilden und über die notwendigen Versorgungseinrichtungen verfügen sollten.²¹¹

²⁰⁴ Vgl. ebd., S. 268 f.

²⁰⁵ CIAM steht für Congrès International d'Architecture Moderne. Die deutsche Bezeichnung lautet: Internationaler Kongress Moderner Architektur. Die Gründung erfolgte 1928. Vgl. Damus 2014, S. 273.

²⁰⁶ Vgl. ebd.

²⁰⁷ Vgl. Durth 1990, S. 27.

²⁰⁸ Vgl. Durth/Gutschow 1988, S. 175 f.

²⁰⁹ Ebd., S. 177.

²¹⁰ Feder, Gottfried: Die neue Stadt. Versuch einer Begründung einer neuen Stadtplanungskunst aus der Sozialstruktur der Bevölkerung. Berlin 1939, S. 2. Zitiert in: Durth/Gutschow 1988, S. 177.

²¹¹ Vgl. ebd.

Im Sommer 1940 wurde Konstanty Gutschow mit der Erarbeitung eines Generalbauungsplans für Hamburg beauftragt.²¹² Bereits im Jahr zuvor hatte sich Gutschow mit Hans Bernhard Reichow und Wilhelm Wortmann zusammengeschlossen, mit denen er den Begriff *Ortsgruppe als Siedlungszelle* entwickelt hatte. Die Größenordnung der *Siedlungszellen* sollte dabei analog zu den Ortsgruppen der NSDAP ausgerichtet sein (Abb. 12).²¹³ Ebenso wurde in diesem Zusammenhang der Begriff *Stadtlandschaft* aufgegriffen. Dieser ging ursprünglich auf Siegfried Passarge zurück, Initiator der *Stadtlandschaftskunde*, und wurde zunächst in der Geographie gebraucht. In der Übertragung auf den Städtebau fand der Begriff schließlich Anwendung in Bezug auf die gewünschte Überwindung des Gegensatzes von Stadt und Land.²¹⁴ Gutschow implizierte mit dem Begriff *Stadtlandschaft* jedoch Folgendes: „Die ‚Stadtlandschaft‘ ist als eine neue städtische Organisationsidee zu betrachten, die folgenden Zielen dienen soll: [...] Einer neuen Gemeinschaftsbildung unseres Volkes auf Grund und in Anlehnung an seine politische Neugliederung.“²¹⁵ Die *Ortsgruppe als Siedlungszelle* sollte ein neues Konzept für die Großstadt liefern. Während die Gewerbegebiete an den Haupterschließungsstraßen liegen würden, sah er für die Wohngebiete eine ruhige Lage vor, die nicht durch den Durchgangsverkehr beeinträchtigt werden sollte. Innerhalb von Grünflächen platzierte er Schulen, Kindergärten und Sportplätze.²¹⁶

Das Konzept *Ortsgruppe als Siedlungszelle* wurde schließlich ab 1944 zu einem generellen Prinzip der Stadtgliederung und des Wiederaufbaus umgearbeitet und Gutschow widmete sich der Konkretisierung am Beispiel Hamburgs. Ebenso wurde im September desselben Jahres ein interner Wettbewerb zur Ausarbeitung eines „Idealplans“²¹⁷ für Großstädte ausgeschrieben. Die Düsseldorfer Architekten Helmut Hentrich und Hans Heuser schlugen dazu vor, die Siedlungszellen in einer Kreisform um einen zentralen Platz anzuordnen.²¹⁸ Bis in die letzten Kriegsmonate hinein erfolgte die Suche nach weiteren Varianten der Ortsgruppe als Siedlungszelle.

Die Nationalsozialisten bedienten sich vielfach der Terminologie der Stadtlandschaft, sowohl in Bezug auf die besetzten Ostgebiete als auch im Hinblick auf den Wiederaufbau in Vorausschau auf die zu erwartenden Kriegszerstörungen.²¹⁹ 1941 hatte etwa Hans Bernhard Reichow einen Aufsatz unter dem Titel „Grundsätzliches zum Städtebau im Altreich und im neuen deutschen Osten“ veröffentlicht. Für die besetzten

²¹² Vgl. Necker, Sylvia: Konstanty Gutschow (1902-1978). Modernes Denken und volksgemeinschaftliche Utopie eines Architekten (Forum Zeitgeschichte, Sonderband). München 2012, S. 258.

²¹³ Vgl. Durth/Gutschow 1988, S. 178.

²¹⁴ Vgl. Düwel/Gutschow 2005, S. 122.

²¹⁵ StaHH 322-3 Architekt Konstanty Gutschow. A 42: Schriftsatz B Nr. 2 „Ortsgruppe als Siedlungszelle“. Zitiert in: Necker 2012, S. 264.

²¹⁶ Vgl. Necker 2012, S. 265.

²¹⁷ Konstanty Gutschow, Rundschreiben vom 22. September. Zitiert in: Durth/Gutschow 1988, S. 183.

²¹⁸ Vgl. Durth/Gutschow 1988, S. 183 f.

²¹⁹ Vgl. Ludovico 2010, S. 58.

Gebiete entwickelte er die Idee einer Stadtlandschaft, die das Konzept der zentralen Stadt und der Bandstadt zusammenbringen sollte.²²⁰ Bereits 1940 hatte Reichow in seiner Funktion als Baudirektor die Publikation „Gedanken zur städtischen Entwicklung des Groß-Stettiner Raumes“ veröffentlicht. Darin griff er Gutschows Vorstellung der Siedlungs-zelle auf, die er jedoch mit weiteren Planungsansätzen zur Vorstellung einer Stadtlandschaft erweiterte (Abb. 13). Auch der Landesplaner Wilhelm Wortmann setzte sich mit der Idee einer Stadtlandschaft auseinander. Für ihn implizierte *Stadtlandschaft* jedoch nicht nur eine Auflockerung der Bebauung und die Einbindung von Grünflächen, sondern war zugleich mit einer politischen Intention verknüpft, wonach die Ordnung der Stadt, die sich in einzelnen Zellen widerspiegelt, der politischen Gliederung des Volkes entsprechen sollte.²²¹

Nach der Beendigung des Zweiten Weltkriegs lässt sich eine Fortführung städtebaulicher Leitbilder erkennen:

„Die politische Zäsur durch die Kapitulation am 8. Mai 1945 schlug sich als solche kaum in den städtebaulichen Leitgedanken nieder. Die Planungen zum Wiederaufbau der zerstörten Städte, die schon seit Beginn der Zerstörungen durch Luftangriffe unternommen worden waren, wurden als unabhängig von der politischen Situation und ihre Ziele als weiterhin gültig angesehen. Das zentrale städtebauliche Ziel des zwanzigsten Jahrhunderts, die Gesundung der Beziehung von Stadt und Land war auch in der Zeit des Aufbaus gültig.“²²²

Das Wiederaufgreifen von Planungskonzepten ging einher mit personellen Kontinuitäten, indem die einstigen Fachleute nun auch für den Wiederaufbau herangezogen wurden.²²³ In Bezug auf die Begriffe fand jedoch eine Umbenennung statt: So sprach man nicht mehr von der *Siedlungszelle*, sondern von einer *Nachbarschaft*. Für die Entnazifizierung bediente man sich folglich vor allem dem Austausch von Vokabeln. Zugleich bezog man sich zur Legitimation der Planungskonzepte auf die Entwicklungen im Ausland, um diese von ihrer politischen Belastung zu entbinden.²²⁴ Dazu verwies man etwa auf den Wiederaufbauplan Londons von Patrick Abercrombie (Abb. 14).²²⁵

Für Berlin entwarf Hans Scharoun den sogenannten Kollektivplan, der 1946 öffentlich vorgestellt wurde (Abb. 15). Auch Scharoun begriff die umfassenden Zerstörungen als Möglichkeit, seine Vision einer *Stadtlandschaft* umzusetzen. Entgegen den hierarchischen städtebaulichen Konzepten der Nationalsozialisten mit den monumentalen Achsen und deren Ausrichtung auf Parteibauten verfolgte Scharouns Konzept die Vor-

²²⁰ Vgl. Durth/Gutschow 1988, S. 189.

²²¹ Vgl. ebd., S. 192.

²²² Ludovico 2010, S. 62.

²²³ Durth/Gutschow 1988, S. 193.

²²⁴ Vgl. ebd., S. 196.

²²⁵ Vgl. ebd., S. 301.

stellung eines Gefüges aus gleichwertigen Einheiten, deren Verbindung untereinander ein Verkehrsnetz bilden sollte.²²⁶

Hans Bernhard Reichow veröffentlichte 1948 eine weitere Darstellung unter dem Titel „Organische Stadtbaukunst“. Er knüpfte darin an seine Überlegungen der NS-Zeit an, die Bezeichnungen passte er im Sinne der Entnazifizierung an: Statt der NS-Parteigröße als Gliederungseinheit ging nun auch Reichow vom Einzugsgebiet einer Volksschule aus. Ebenso überarbeitete er die Schemazeichnungen (Abb. 16).²²⁷

Die Durchdringung von Stadt und Landschaft beherrschte folglich das planerische Denken in der Nachkriegszeit. 1957 erschien die Publikation „Die gegliederte und aufgelockerte Stadt“ von Göderitz, Hoffmann und Rainer.²²⁸ Als Grundlage diente eine Forschungsarbeit der Deutschen Akademie für Städtebau und Landesplanung aus dem Jahr 1945, die mit nur geringfügigen Änderungen erneut publiziert wurde.²²⁹ Hinsichtlich der Terminologie der Gliederungsprinzipien bezog man sich auf Clarence Arthur Perry, der bereits in den 1920er Jahren das Konzept der *Neighbourhood Unit* vorgestellt hatte (Abb. 17).²³⁰ Es war jedoch nicht nur eine Anlehnung an die Terminologie, sondern auch ein inhaltlicher Bezug:

„Verbunden mit der Erinnerung an nachbarschaftliche ‚Tatgemeinschaften‘ bei der Kolonisation Amerikas kommt zugleich eine ideologische Komponente zur Geltung, die auf den ‚Pioniergeist‘ neuer Gemeinschaften im alten Europa zum Aufbau der ‚Demokratie von unten‘ zielt“.²³¹

Perry ging in seinem Konzept von einer *protected area* aus, einem vor Verkehr geschützten Bereich um die Volksschule. Die Größenordnung der Volksschule nahm Perry als Grundlage für seine Berechnung der Einwohnerzahl der *Neighbourhood Unit*, bei der er auf 4.800 kam. Die Umgrenzung jeder Einheit sollte eine Hauptverkehrsstraße bilden. Für die Gliederungskonzepte der Planungen nach 1945 erwies sich das Konzept sowohl in sozialer als auch räumlicher Hinsicht als beispielhaft.²³²

Obwohl die Erarbeitung von städtebaulichen Konzepten bereits kurz nach dem Ende des Krieges erfolgte, konnten diese zunächst nicht realisiert werden. Die Möglichkeit zur Umsetzung bot sich erst durch den Marshallplan, ein Hilfsprogramm, das nach dem amerikanischen Außenminister George C. Marshall benannt wurde.²³³ Dennoch war die Umsetzung keineswegs so radikal, wie es sich ein Großteil der Planer zunächst vorgestellt hatte:

²²⁶ Vgl. ebd., S. 207 f.

²²⁷ Vgl. Pehnt 2005, S. 271.

²²⁸ Vgl. Durth/Gutschow 1988, S. 215.

²²⁹ Vgl. Düwel/Gutschow 2005, S. 166.

²³⁰ Vgl. Durth/Gutschow 1988, S. 215.

²³¹ Ebd., S. 215f.

²³² Vgl. ebd., S. 216.

²³³ Vgl. Düwel/Gutschow 2005, S. 164.

„Extreme, wie sie einerseits Fanatiker der Moderne ansteuerten und andererseits die überall tätigen Vereine der Altstadtfreunde forderten, also eine entschiedene Radikalkur oder entschlossene Retrokultur, sind in Westdeutschland schließlich vermieden worden. Maßvolle, manche fanden: kompromißlerische Mittelwege wurden geschätzt. Zukunft sollte gestaltet, aber der Tradition Respekt erwiesen werden.“²³⁴

Die Architektur der 1950er Jahre zeichnete sich durch eine große stilistische Vielfältigkeit aus, die sich nur schwer bestimmten Entwicklungslinien zuordnen lässt. Winfried Nerdinger nennt als Ursache dafür die besonderen Umstände infolge der politischen und gesellschaftlichen Gegebenheiten:

„Nationalsozialismus und der Zweite Weltkrieg blockierten Entwicklungen, die in anderen Ländern weiterliefen, dann gleichsam phasenversetzt nach 1945 auf die deutsche Architektur zurückwirkten und sich mit kontinuierlich weitergeführten Bauauffassungen überlagerten.“²³⁵

Ebenso widerlegt der Architekturhistoriker die Vorstellung von einer „Anpassungsarchitektur“²³⁶ in den 1950er Jahren, also einem Kompromiss zwischen moderner und konservativer Architektur. Bereits in den 1930er Jahren hatten konservative Architekten die moderne Architektur adaptiert, wenngleich zumeist ohne Übernahme des sozialen Gedankens. In den 1950er Jahren hat man aber vor allem an die Weiterentwicklung des *Neuen Bauens* angeschlossen, die vorwiegend im Ausland erfolgt war. Orientierung boten daher vor allem die skandinavischen Länder und die Schweiz.²³⁷ Auch die architektonische Entwicklung der USA wurde daneben zu einem der wichtigsten Impulsgeber für die Architekten der Bundesrepublik, was auf die wirtschaftliche und politische Vormachtstellung der USA in diesen Jahren zurückzuführen ist.²³⁸ Die Verbreitung der dort etablierten Entwicklungen erfolgte, wie das Beispiel der Stuttgarter Hochschule zeigt, durch Wanderausstellungen und im Rahmen von Stipendien in Form von Bildungsreisen in die USA, wie sie beispielsweise auch Günter Wilhelm durchgeführt hatte. Daneben ist die Ausrichtung der westdeutschen Nachkriegspolitik in diesem Zusammenhang zu berücksichtigen:

„Während sich in den zwanziger Jahren die politisch Konservativen für traditionelle bodenständige Architektur, Kunst oder Literatur eingesetzt hatten und im Gegensatz dazu die moderne internationale Kunst von Sozialdemokraten und Linken befördert worden war, vertauschte sich die Haltung in der Ost-West-Konfrontation im Kalten Krieg und dem von Konrad Adenauer gesteuerten Kurs der Westintegration.[...] Mit Gründung der Bundesrepublik gingen Politik, Geld und Wirtschaft mit

²³⁴ Pehnt 2005, S. 274.

²³⁵ Nerdinger 1990, S. 38.

²³⁶ Ebd., S. 42.

²³⁷ Vgl. ebd.

²³⁸ Vgl. Cohen, Jean-Louis: Traditionalisten und Modernisten in den 50er Jahren. Eine europäische Kontroverse. In: Durth/Gutschow 1990, S. 50-61, S. 52.

dem Sieger, und über die Alliierten erhielt auch die moderne Kultur fast offiziellen Status in der Bundesrepublik.“²³⁹

Diese Entwicklung lässt sich nicht nur anhand der Architektur feststellen, sondern auch im Bereich des Designs, der Kunst und des Films. Dadurch wurde die Adaption der modernen Architektur für die konservativen Architekten erleichtert.

Ferner war die Zeit durch eine durchaus symptomatische Vergangenheitsverdrängung gekennzeichnet.²⁴⁰ Zu den Ausnahmen zählte die bereits erläuterte Diskussion um die Wiederberufung Schmitthenners. Die fehlende Rehabilitierung an der Hochschule war jedoch weniger durch seine Rolle während der NS-Zeit bedingt, sondern resultierte vielmehr aus der Besetzung der Lehrstühle, die nun vermehrt Personen innehatten, die eine moderne Architekturauffassung vertraten.²⁴¹ Doch auch viele der modernen Architekten waren für das NS-Regime tätig gewesen. Damit erklärt sich auch, warum eine Vergangenheitsbewältigung von dieser Seite weitestgehend vermieden wurde.

Insbesondere im Industriebau können formale Kontinuitäten von den 1920er Jahren bis in die 1950er Jahre festgestellt werden, wobei die NS-Zeit keineswegs ausklammert ist. Dass viele Architekten gerade im Industriebau weiterarbeiteten, diente ihnen später als Rechtfertigung ihrer Tätigkeit während des Nationalsozialismus.²⁴² Diese Legitimationsstrategie erwies sich rückblickend als sehr fragwürdig:

„Ausgerechnet die Architekten der Fabriken, in denen Mordwaffen der Nazis von der V 2 bis zum Zyklon B hergestellt worden waren, attestierten sich selbst eine weiße Weste. Allein die moderne Form sollte die Mittäterschaft ungeschehen machen.“²⁴³

Die Gegensätze zwischen einer modernen und einer traditionalistischen Formensprache hatten sich verringert. Wie bereits dargestellt, dienten den Vertretern beider Lager vornehmlich die Entwicklungen der Zwischenkriegszeit im Ausland als Vorbild.²⁴⁴ Die Differenzierung der Baukörper sowie die Materialästhetik übernahm man von der skandinavischen Architektur. Für die vielfach in den 1950er Jahren verbreitete Rasterbauweise orientierte man sich hingegen an Vorbildern der 1930er bis 1940er Jahre aus der Schweiz. Auch Ernst Neufert förderte die Verbreitung des Rasterbaus auf der Grundlage seiner Ergebnisse aus der Reichsforschungsgemeinschaft.²⁴⁵ Vor allem in Hinblick auf die Rationalisierung und damit verbundene ökonomische Aspekte plädierte Neufert für das Raster als Entwurfselement.²⁴⁶

²³⁹ Nerdinger 2005, S. 10-14.

²⁴⁰ Vgl. ebd., S. 14.

²⁴¹ Vgl. Nerdinger 1990, S. 42.

²⁴² Vgl. Nerdinger 2005, S. 14.

²⁴³ Ebd., S. 14.

²⁴⁴ Vgl. ebd., S. 14.

²⁴⁵ Vgl. Nerdinger 1990, S. 44.

²⁴⁶ Vgl. ebd., S. 47.

Obwohl formal nur wenige Unterschiede festzustellen sind, differierten die mit der Architektur verbundenen Intentionen. Die Modernen begriffen die Architektur, ähnlich wie die Literaten Thomas Mann oder Walter Dirks, als „[...] einen bekenntnishaften Aufbruch zu neuen Zielen [...]“²⁴⁷ und die „geistige Erneuerung als Grundlage des Wiederaufbaus.“²⁴⁸ In der Architektur wollte man daher jegliche Assoziation mit den monumentalen Bauten der Nationalsozialisten vermeiden. Daraus resultierte eine Ablehnung von Axialität und Symmetrie. Der Materialschwere der Monumentalbauten der Nationalsozialisten entgegnete man mit dem großflächigen Einsatz von Glas.²⁴⁹

„Bei Staatsbauten diene Transparenz geradezu moralisch als Durchsichtigmachen und Offenlegen, als Bild des offenen Gesprächs und der Demokratie wie beim Bundeshaus von Hans Schwippert in Bonn mit der raumhohen Aufglasung zum Rhein.“²⁵⁰

Diese metaphorische Gleichsetzung sollte auch viele Jahre später diskutiert werden, als Günter Behnisch und sein Team mit dem Neubau des Plenarsaals in Bonn beauftragt wurden.

Die Möglichkeit, den Wandel zu einer demokratischen Gesellschaft auch international zu repräsentieren, nahm man 1958 im Rahmen der Weltausstellung in Brüssel wahr. Nach dem Inkrafttreten der Pariser Verträge 1955 hatte die Bundesrepublik ihre staatliche Souveränität zurückerhalten und mit dem Eintritt in die Nato veränderte sich auch ihre politische Stellung. Innenpolitisch war die *Deutsche Frage*²⁵¹ ein vieldiskutiertes Thema. In den 1950er Jahren lehnte man die Anerkennung der DDR als zweiten deutschen Staat vehement ab. In diesem Zusammenhang machte man im Kontext der Weltausstellung in Brüssel auch vom Alleinvertretungsanspruch der Bundesrepublik Gebrauch, der auf der Hallstein-Doktrin gründete. Die DDR war in Brüssel folglich nicht vertreten.²⁵²

Obwohl die Bundesrepublik infolge des starken wirtschaftlichen Wachstums einen umfassenden Aufschwung erfahren hatte, sollte sich der Fokus der Ausstellung nicht auf diesen Aspekt richten.²⁵³ „Die Suche nach einer ‚*menschlichen Architektur*‘ als Rahmen und Maßstab für die humane Dimension des Fortschritts sollte im Mittelpunkt des deutschen Beitrags stehen.“²⁵⁴ Die Architektur wurde in diesem Zusammenhang als wichtigstes Medium verstanden, um ein Gegenbild zur einstigen Machtdemonstration

²⁴⁷ Nerdinger 2005, S. 14.

²⁴⁸ Ebd.

²⁴⁹ Vgl. ebd.

²⁵⁰ Ebd., S. 14 f.

²⁵¹ Ein zentrales Anliegen der Innenpolitik war in den 1950er und 1960er Jahren die staatliche Wiedervereinigung, die im Grundgesetz festgeschrieben war. Vgl. Sigel 2000, S. 179.

²⁵² Vgl. Sigel, Paul: Exponiert. Deutsche Pavillons auf Weltausstellungen. Berlin 2000. Zugl. Diss. Universität Tübingen, S. 179.

²⁵³ Vgl. Sigel 2000, S. 179.

²⁵⁴ Ebd., S. 180.

der Nationalsozialisten zu bieten.²⁵⁵ Mit dem Entwurf des deutschen Pavillons betraute man Sep Ruf und Egon Eiermann.²⁵⁶ Um einen Gartenhof herum ordneten die Architekten quadratische Bauten an. Die Verbindung zwischen diesen erfolgte durch Laufstege (Abb. 18).²⁵⁷ Die Größe der Pavillons variierte dabei von zwei bis drei Geschossen. Die Pavillons waren als Stahl-Glas-Konstruktion ausgeführt. Die daraus resultierende gleichmäßige Struktur stand damit der Irregularität der Gebäudedisposition gegenüber.²⁵⁸

Der deutsche Pavillon auf der Brüsseler Weltausstellung, Paul Schneider-Eslebens Mannesmann-Hochhaus und sogar das viel später entstandene Münchner Olympiastadion von Behnisch & Partner charakterisiert Nerdinger demnach jeweils als entsprechenden „Gegenbau gegen die bodenständige Materialschwere der NS-Architektur.“²⁵⁹ Danach wäre, so der Architekturhistoriker, der Charakter der Architektur der 1950er Jahre nur durch die Abgrenzung zur NS-Zeit zu erklären. Auch die Stuttgarter Liederhalle von Rolf Gutbrod und Adolf Abel kann als Beispiel für eine konsequente Vermeidung von Axialität und Symmetrie herangezogen werden.²⁶⁰

Wie bereits dargelegt, stellt die Liederhalle von Gutbrod und Abel ein Beispiel für die *organische Architektur* dar. Die Ableitung der Form der Konzertsäle resultierte aus den jeweiligen Nutzungsanforderungen, etwa der Akustik. Dadurch werden zugleich die Bezüge zur Theorie Hugo Häring's deutlich, der von *organhaftem Bauen* sprach. Bei dem Wettbewerb für den Neubau der zerstörten Liederhalle wurden von der Jury seinerzeit zwei Entwürfe ausgewählt, einer von Rolf Gutbrod und Adolf Abel sowie ein Entwurf von Hans Scharoun. Die Wahl fiel auf die Arbeitsgemeinschaft Abel und Gutbrod. Nicht nur in Stuttgart, sondern auch in anderen Städten, beispielsweise in Kassel, scheiterte Scharoun damals an der Umsetzung seiner visionären Entwürfe, die man in Anbetracht der materiellen und finanziellen Rahmenbedingungen der Zeit als nur schwer umsetzbar empfand. Der Entwurf Scharouns beeinflusste jedoch deutlich den Ausführungsentwurf von Abel und Gutbrod. Gleichzeitig leistete Gutbrod einen größeren Beitrag am Ausführungsentwurf als noch bei dem Wettbewerbsbeitrag. Dieser hatte sich im Laufe der 1950er Jahre vermehrt der organischen Architektur zugewandt.²⁶¹

Scharoun, der zudem bereits im Kontext der Darmstädter Gespräche 1951 ein Schulkonzept vorgelegt hatte, konnte dieses schließlich bei dem Geschwister-Scholl-

²⁵⁵ Vgl. ebd.

²⁵⁶ Vgl. Ebd., S. 183.

²⁵⁷ Vgl. Pehnt 2005, S. 303.

²⁵⁸ Vgl. Sigel 2000, S. 188.

²⁵⁹ Nerdinger 2005, S. 17.

²⁶⁰ Vgl. ebd.

²⁶¹ Vgl. Lupfer 1997, S. 158-160.

Gymnasium in Lünen realisieren, das zwischen 1956-62 erbaut wurde (Abb. 19). Die Schule in Lünen und die Wohnhochhausgruppe Romeo und Julia in Stuttgart, die zwischen 1954-59 realisiert wurde, leiteten die Spätphase von Scharouns architektonischem Werk ein.²⁶² Der wohl wichtigste Bau in Scharouns Spätwerk ist die Philharmonie in Berlin, die 1963 eröffnet wurde und eines der bedeutendsten Beispiele deutscher Nachkriegsarchitektur darstellt (Abb. 20).²⁶³

In diesem Zusammenhang stellt sich die Frage, inwiefern über das Werk Rolf Gutbrods und Hans Scharouns hinaus organische Architekturkonzepte Eingang in die Nachkriegsarchitektur gefunden haben. Roman Hillmann beschreibt, dass dies zunächst einmal vor allem in formaler Hinsicht festgestellt werden kann, das heißt in den gerundeten und unregelmäßigen Grundrissformen oder Elementen der Innenausstattung – beispielsweise dem Nierentisch.²⁶⁴ Dies hatte jedoch wenig gemeinsam mit dem ursprünglichen architektonischen Konzept, wie Gilbert Lupfer bemerkte:

„Die Organische Architektur wurde in den fünfziger Jahren mehr als ‚Steinbruch‘ für Einzelformen genutzt denn als ganzheitliches Programm rezipiert. Die Zahl der Bauten, die die Forderungen Hugo Häring's oder Frank Lloyd Wright's erfüllten, blieb erschreckend gering.“²⁶⁵

Dennoch wirkten sich die formalen Anleihen positiv auf die Weiterentwicklung der Architektur in den 1950er Jahren aus und erweiterten das Repertoire von Grundrissstrukturen und Raumformen.²⁶⁶ Hillmann resümierte: „Konzepte der organischen Architektur gesellten sich zu den anderen Konzepten der Moderne oder gar des Traditionalismus und rundeten so das Repertoire der Zeit ab.“²⁶⁷

1957 fand in Berlin die Internationale Bauausstellung (Interbau 1957) statt, die eine Bilanz zur Entwicklung der Wiederaufbaujahre bot. Man entschied sich in diesem Rahmen für den Wiederaufbau des im Krieg zerstörten Hansaviertels aus dem 19. Jahrhundert, das nun nach den Prinzipien des modernen Städtebaus bebaut werden sollte. Die Interbau war im Angesicht des Ost-West-Konflikts zugleich als politisches Statement zu verstehen, wodurch die Zugehörigkeit zum Westen bekräftigt werden sollte. Der internationalen Bedeutung verlieh man unter anderem durch die Auswahl der beteiligten Architekten Ausdruck, die aus dreizehn Ländern kamen. Zu diesen zählten auch Le Corbusier und der finnische Architekt Alvar Aalto.²⁶⁸ „Berlin sollte ein Leuchtturm der Moderne werden, was durch die Architektur der *Interbau* augenscheinlich im

²⁶² Vgl. Herbig 2000, S. 64.

²⁶³ Vgl. Pehnt 2005, S. 323.

²⁶⁴ Vgl. Hillmann 2011b, S. 277.

²⁶⁵ Lupfer 1997, S. 135.

²⁶⁶ Vgl. Hillmann 2011b, S. 277.

²⁶⁷ Ebd.

²⁶⁸ Vgl. Pehnt 2005, S. 310-312.

Ansatz bereits gelungen war, doch nicht der Stadtplanung.“²⁶⁹ Ursächlich dafür war der sich abzeichnende Wandel, der vor allem im Kontext der CIAM-Tagungen deutlich wurde. Bereits 1946 war der Internationale Kongress der Modernen Architektur wiederbelebt worden. Doch die zunächst vorherrschende Einigkeit währte nicht lange.²⁷⁰ Eine Abwendung von der *Charta von Athen* hatte sich bereits 1951 im Rahmen des CIAM VII unter dem Titel „Das Herz der Stadt“ angekündigt. Die Neuorientierung resultierte auch aus dem Generationenwechsel. Zu den jungen Architekten, die eine Revision der bis dahin gültigen Grundsätze forderten, gehörten unter anderem Aldo van Eyck, Jacob Berend Bakema sowie Peter und Alison Smithson, die auch zu den Gründungsmitgliedern des Team X gehörten.²⁷¹ Die Auflösung des CIAM erfolgte schließlich 1959 in Otterlo.²⁷²

3.2 Vogelsangschule, Stuttgart (1955-1961)

3.2.1 Die Einflüsse der Reformbewegung auf den Schulbau der 1950er Jahre

„Neuzeitliches Bauen kann an anderen Bauaufgaben unserer Zeit kaum so sinnfälliger und einprägsamer aufgezeigt werden wie am heutigen Schulbau. In den letzten Jahrzehnten, das heißt also ab etwa 1900, hatte die traditionelle und die elektrizistische [sic] Bauperiode einen ausgeprägten Schulbautypus entwickelt [...]. Man kann sich wohl kaum größere Gegensätze vorstellen als diesen traditionellen Schulbau und die neuen Schulbauten, wie sie bei uns seit 1948 in einer Fülle verschiedenartiger Beispiele in allen Landesteilen Westdeutschlands entstanden sind.“²⁷³

In seine Betrachtung bezieht der Architekt nicht nur die positiven Entwicklungen mit ein, die sich seit Beginn des 20. Jahrhunderts zunächst vereinzelt im Schulbau bemerkbar machen, sondern schildert auch jene Mängel, die für ihn den traditionellen Schulbau kennzeichnen. Dabei betont der Architekt:

„Wir brauchen dabei nicht einmal allzu weit zurückblicken, also beispielsweise auf die Anfänge der Schule in den Klosterschulen des Mittelalters. Es genügt, wenn wir uns vergegenwärtigen, wie der Schulunterricht noch um die Wende des 18. zum 19. Jahrhundert beschaffen war. Da gab es neben den Volksschulen noch die Lateinschulen [...]. Beide Schularten [...] kann man sich nicht primitiv genug vorstellen – nicht nur was das Schulgebäude betrifft und deren Inneneinrichtungen, auch das Lehrpersonal entsprach in keiner Weise den Ansprüchen und Vorstellungen, die wir heute bei einem Lehrer oder Erzieher für selbstverständlich halten.“²⁷⁴

²⁶⁹ Durth/Sigel 2009, S. 486.

²⁷⁰ Vgl. Cohen 1990, S. 50.

²⁷¹ Vgl. Durth/Sigel 2009, S. 487.

²⁷² Vgl. Cohen 1990, S. 60.

²⁷³ Elsässer, Martin: Das Schulhaus gestern und heute. In: Jaspert, Reinhard (Hg.): Handbuch moderner Architektur. Eine Kunstgeschichte der Architektur unserer Zeit vom Einfamilienhaus bis zum Städtebau (Reihe der Handbücher). Berlin 1957, S. 613-672, S. 613.

²⁷⁴ Ebd., S. 614.

Elsässers Beitrag wurde Ende der 1950er Jahre veröffentlicht und legt ein sich wandelndes Verständnis der Pädagogik sowie der Bauaufgabe *Schule* offen.

Im Folgenden sollen die wesentlichen Etappen der Entwicklungsgeschichte des Schulbaus dargelegt werden. Dabei werden auch jene Entwicklungslinien dargestellt, die im Rahmen von Schulbautagungen und Schulbaubüchern in Bezug auf die Pädagogik und damit einhergehend des Schulbaus in den 1950er Jahren erneut diskutiert wurden. Der Ursprung liegt, wie Alfred Arno Schmucker verdeutlicht hat, in den „[...] soziale[n], medizinische[n] und pädagogische[n] Entwicklungen in Folge der gesamtgesellschaftlichen Veränderungen und der wirtschaftlichen, sozialen und politischen Krisen gegen Ende des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts.“²⁷⁵

Die Herausbildung eines eigenständigen Bautyps für Schulen erfolgte erst seit Beginn des 19. Jahrhunderts. Bis dahin war der Baustil an der Umgebungsarchitektur ausgerichtet. Dadurch erklären sich die Unterschiede zwischen den in der Stadt und den auf dem Land entstandenen Bauten.²⁷⁶ Der Schulbau sollte seinerzeit vor allem repräsentativen Anforderungen genügen – eine Folge der Verstaatlichung der Schulen 1894. Aus diesem Anspruch resultierte zwangsläufig, dass die Funktion hinter der Gestaltung zurückstehen musste. Eine Differenzierung zwischen den verschiedenen Schulformen gab es lediglich in Bezug auf das Architekturdekor: Je höher der Bildungsgrad, desto mehr Bauschmuck zeichnete den Bau aus.²⁷⁷ Dem Repräsentationsbedürfnis entsprach gleichsam die Lage der Schulen an öffentlichen Plätzen und häufig frequentierten Straßen. Daraus folgte, dass Schüler und Lehrer sowohl dem Straßenlärm als auch der Luftverschmutzung ausgesetzt waren. Die Grundstücke waren ferner meist zu beengt, um Pausen- und Spielplätze schaffen zu können. Ebenso waren Erweiterungen infolge sich wandelnder Bedürfnisse ausgeschlossen.²⁷⁸

Zum Ende des 19. Jahrhunderts setzte man sich vermehrt mit Fragen der Hygiene auseinander, mit dem Ziel gesundheitliche Schäden bei Lehrern und Schülern zu verringern. Infolge der einseitigen Belichtung der Klassenräume konnte damals keine Querlüftung erfolgen. Man bediente sich daher zunächst der Erprobung von Ventilationsvorrichtungen, um der Verbreitung von Krankheiten entgegenzuwirken.²⁷⁹ Die einseitige Belichtung erforderte außerdem, dass die Fenster möglichst hoch geführt wur-

²⁷⁵ Schmucker 2012, S. 27.

²⁷⁶ Meyn, Boris: Die Entwicklungsgeschichte des Hamburger Schulbaus (Schriften zur Kulturwissenschaft, Bd. 18). Hamburg 1998. Zugl. Diss. Universität Hamburg, S. 25.

²⁷⁷ Vgl. Rohlmann 2004, S. 13.

²⁷⁸ Vgl. Rohlmann 2004, S. 14; vgl. Roth, Alfred: Das neue Schulhaus. Zürich 1950, S. 9.

²⁷⁹ Vgl. Schmidt, Rudolph: Volksschule und Volksschulbau. Von den Anfängen des niederen Schulwesens bis in die Gegenwart (Probleme der Erziehung, 3 u. 4). Wiesbaden 1967, S. 221f.; vgl. Rohlmann 2004, S. 14.

den, um auch jene Plätze abseits des Fensters mit ausreichend Licht zu versorgen.²⁸⁰ Zu den schulhygienischen Fragen gehörte ebenfalls die Kleideraufbewahrung, die seit Beginn des 20. Jahrhunderts nicht mehr in, sondern vor den Klassenräumen erfolgte, um damit eine Luftverschlechterung in den Räumen zu vermeiden.²⁸¹

Neue Ansprüche an den Schulbau resultierten aus der zunehmenden Industrialisierung und der damit einhergehenden Technisierung. Dadurch wurden für die Ausbildung vermehrt Spezialräume für den naturwissenschaftlichen und künstlerischen Unterricht benötigt. Darin sollten vor allem praktische Fertigkeiten erlernt werden können.

Bedingt durch steigende Schülerzahlen entstanden in der Folgezeit sehr große Schulgebäude, der repräsentative Charakter trat vermehrt in den Hintergrund. Es etablierte sich der sogenannte *Zweibundtyp*, der sich durch einen langen Korridor auszeichnete, an den jeweils die Klassenzimmer anschlossen.²⁸² Boris Meyn hat auf den dafür assoziativ gebrauchten Begriff *Schulkaserne* hingewiesen, den erstmals der Berliner Stadtbaurat Hermann Blankenstein verwendet hatte.²⁸³ Der Begriff verweist zum einen auf die monotone Architektur, zum anderen auf die praktizierten Lehrmethoden der Zeit. Die damaligen Erziehungsvorstellungen drückten sich auch innerhalb des Klassenzimmers aus: Im Sinne des Frontalunterrichts waren die Sitzbänke fest montiert und auf den Lehrer ausgerichtet. Dieser kontrollierte von seinem erhöhten Katheder das Geschehen im Klassenraum.²⁸⁴

Beeinflusst durch die *Reformpädagogische Bewegung*, deren Ursprünge in der Kulturkritik Ende des 19. Jahrhunderts liegen, zeichnete sich um die Jahrhundertwende im Schulbau ein Wandel ab. Zu den wesentlichen reformpädagogischen Beiträgen gehörte das von der schwedischen Lehrerin Ellen Key verfasste Buch „Das Jahrhundert des Kindes“²⁸⁵. Die neue Stellung des Kindes und die Achtung seiner Rechte sollten nach Ellen Key die Grundlage für bildungspolitische Reformen darstellen.

Der Schulrat Georg Kerschensteiner und der Pädagoge Hugo Gaudig setzten sich Anfang des 20. Jahrhunderts für die Einführung der *Arbeitsschule* ein.²⁸⁶ Hier sollten sich die Schüler Gemeinschaftssinn und Selbstverantwortung aneignen. Zum einen bedurfte es dazu der Einrichtung von Bibliotheken und Arbeitsräumen, zum anderen war

²⁸⁰ Vgl. Schmidt 1967, S. 194; vgl. Rohlmann 2004, S. 15.

²⁸¹ Vgl. Schmidt 1967, S. 227.

²⁸² Vgl. Rohlmann 2004, S. 15.

²⁸³ Vgl. Meyn 1998, S. 111.

²⁸⁴ Vgl. Rohlmann 2004, S. 16.

²⁸⁵ Key, Ellen/ Herrmann, Ulrich (Hg.): Das Jahrhundert des Kindes. Weinheim/Basel 1992. Nachdruck der deutschen Erstausgabe aus dem Jahr 1902.

²⁸⁶ Vgl. Gruhn-Zimmermann, Antonia: Schulbaureform der Weimarer Republik in Berlin. München 1993. Zugl. Diss. Technische Universität München, Fakultät für Architektur, S. 5.

eine höhere Zahl an Fachräumen erforderlich.²⁸⁷ In Bezug auf die neuen pädagogischen Grundgedanken und deren Transformation auf den Schulbau arbeitete Kerschensteiner mit Theodor Fischer zusammen. Eine solche Kooperation war zu diesem Zeitpunkt ungewöhnlich und sollte erst in den 1920er Jahren vermehrt praktiziert werden. Die Lehrplanänderung Kerschensteiners bedingte eine Erweiterung des Raumprogramms um Schulküchen, Räume für den Kunst- und Werkunterricht, Turnsäle sowie Pausenhallen. Daraus resultierte der Bau von Schulhäusern, die sich deutlich von den gewöhnlichen Schulhäusern der Zeit absetzten.²⁸⁸ In seiner Rolle als Leiter des Münchner Hochbauamtes thematisierte Theodor Fischer die Bedeutung des Schulhauses innerhalb des Stadtteils. Nicht mehr Kirche oder Verwaltungsbau sollten das geistige Zentrum des Stadtteils bilden, sondern das Schulhaus.²⁸⁹ Die Pionierarbeit im Bereich des Schulbaus brach in München mit dem Ersten Weltkrieg ab.²⁹⁰ In der Weimarer Republik verlagerten sich die wegweisenden Projekte der Schulbaureform auf Berlin und Frankfurt am Main.²⁹¹

Obwohl es in den 1920er Jahren starke Reformbestrebungen gab, entstanden dennoch nur wenige neue Schulbauten, in denen die Forderungen umgesetzt werden konnten. Ein Grund dafür war, dass ein Großteil der bereits vorhandenen Bauten den Ersten Weltkrieg überdauert hatte. Die Umsetzung der Bildungsreform in den bereits bestehenden Gebäuden erwies sich jedoch als schwierig.²⁹² Am ehesten fanden Veränderungen im Bereich der Innenraumgestaltung statt. Ferner wurden vermehrt Bauten in einbündiger Bauweise realisiert, sodass eine zweiseitige Belichtung der Klassenzimmer möglich wurde. Gleichzeitig versuchte man andere Lehrformen wie die Gruppenarbeit zu etablieren. Dazu nutzte man zunehmend bewegliches Mobiliar zur Ausstattung der Klassenräume.

Auch die Gründung des Bauhauses 1919 beeinflusste das Erscheinungsbild jener Schulbauten, die in der Folgezeit errichtet wurden. Im Stil des Neuen Bauens zeichneten sie sich durch horizontale Fensterbänder und weiß verputzte Fassaden aus.²⁹³ Michael Luley kritisierte, dass es sich dabei jedoch zumeist um „[...] eine Wiederholung althergebrachter Muster im ‚modernen Gewand‘ [...]“²⁹⁴ gehandelt habe.

²⁸⁷ Vgl. Luley, Michael: Eine kleine Geschichte des deutschen Schulbaus. Vom späten 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart (Erziehungskonzeptionen und Praxis, Bd. 47). Frankfurt am Main 2000, S. 36 f.

²⁸⁸ Vgl. Gruhn-Zimmermann 1993, S. 6 f.

²⁸⁹ Vgl. Schneider, Romana: Menschen bilden. Menschenbildung, Schulbau und Gesellschaft. In: Schneider, Romana/Nerdinger, Winfried/Wang, Wilfried (Hg.): Architektur im 20. Jahrhundert. Deutschland (Architektur im 20. Jahrhundert, Bd. 8). München/London/New York 2000 (Ausst.-Kat. Architektur im 20. Jahrhundert. Deutschland, Deutsches Architektur-Museum, Frankfurt a. M. 2000), S. 315-325, S. 315.

²⁹⁰ Vgl. Gruhn-Zimmermann 1993, S. 6.

²⁹¹ Vgl. ebd., S. 1.

²⁹² Vgl. Schneider 2000, S. 316.

²⁹³ Vgl. Rohlmann 2004, S. 19 f.

²⁹⁴ Luley 2000, S. 48.

Zu den fortschrittlichen Projekten der Zeit gehörten daher die Schulbauten, die im Rahmen des Neubaus von Großsiedlungen entstanden waren. Besonders unter der Ägide von Ernst May, Leiter des Hochbauamtes in Frankfurt am Main, und Martin Wagner, seinerzeit Stadtbaurat in Berlin, konnten moderne Schulbauten entstehen. Bei jenen Bauten, die in den 1920er Jahren andernorts realisiert wurden, setzte sich die Pavillonschule als Bautyp durch. Die Öffnungen der Räume ließen einen Zugang zum Außenraum und die Durchführung von Freiluftunterricht zu. Der Grundriss der Klassenräume wurde an das Quadrat angenähert und ermöglichte somit verschiedene Unterrichtsformen. Eine Vereinbarung des Hochbauamtes in Frankfurt und den Schulbehörden 1928 legte sogar fest, zukünftig Schulen ausnahmslos nach dem Pavillonsystem zu bauen. Die Umsetzung des Vorhabens scheiterte an der wirtschaftlichen Situation zum Ende der 1920er Jahre.

Der Wiener Architekt Franz Schuster setzte sich mit der Frage auseinander, wie man die Vorteile der Pavillonschule auf den Geschossbau anwenden könnte.²⁹⁵ Vor allem die Frage nach der Belichtung der Klassenräume griff Schuster auf und entwickelte 1928 einen neuen Bautyp für Schulen. Der nach ihm benannte *Schustertyp* zeichnete sich vor allem durch die Erschließungssituation aus: Jeweils zwei Klassen sollten über ein gemeinsames Treppenhaus zugänglich sein, sodass der Flur entfallen konnte (Abb. 21).²⁹⁶ Dies brachte den Vorteil mit sich, dass damit eine zweiseitige Belichtung der Klassenzimmer sowie deren Querlüftung möglich waren.

In Berlin-Neukölln plante man mit der Dammwegschule 1926 erstmals eine Schule, die verschiedene Schulformen in einem Gebäude vereinen sollte (Abb. 22). Daran beteiligt waren neben Bruno Taut als Architekten der Bezirksschulrat Kurt Löwenstein sowie der Pädagoge Fritz Karsen. Die Wissenserarbeitung sollte im Rahmen von Gruppenarbeiten erfolgen, die durch den Lehrer begleitet werden sollten. Diese Unterrichtsform bedingte die Schaffung spezieller Fachräume. Die Schulanlage sollte zudem nicht nur den Schülern offenstehen, sondern allen Interessierten an den Gemeinschaftseinrichtungen wie dem Schwimmbad oder der Bibliothek.²⁹⁷ Die Fachklassen sollten entsprechend den Entwicklungsstufen des Schülers auf den Seiten eines gebogenen, breiten Korridors angeordnet werden, beginnend bei dem Kindergarten am Kopfende. Nach den Fachklassen der Unterstufe sollte der Mittelstufentrakt folgen, wobei eine Differenzierung zwischen jenen Schülern, die eher theoretisch ausgebildet werden, und den eher praktisch Veranlagten vorgenommen werden sollte. Eine Zusammenführung der beiden Gruppen war im Versammlungsraum angedacht. Im Anschluss an die Mit-

²⁹⁵ Vgl. Schneider 2000, S. 317.

²⁹⁶ Vgl. Rohlmann 2004, S. 20.

²⁹⁷ Vgl. Schneider 2000, S. 318.

telstufe hätte die Schule entweder beendet oder im Oberstufentrakt fortgesetzt werden können. Für die naturwissenschaftlichen Räume plante man dazu eigens einen vierstöckigen Bau, der den Hauptversammlungssaal der Oberstufe umschließen sollte.²⁹⁸ Das Projekt scheiterte, sodass lediglich die Errichtung einer Probeklasse erfolgen konnte.²⁹⁹

„Diese ‚Schule der werdenden Gesellschaft‘ (Fritz Karsen) hätte sich nicht nur durch das Zusammenspiel sozialistischer Pädagogik und funktionalistischer Architektur ausgezeichnet, einer Konzeption, für die außerdem eine pragmatische Kosten-Nutzen-Kalkulation erarbeitet wurde, sondern auch dadurch, daß sie als geistiges Zentrum einer Siedlung fungiert und den öffentlichen Raum in der Stadt bestimmt hätte.“³⁰⁰

Neben den herausragenden Beispielen beherrschte auch in der Weimarer Republik der traditionelle Schulbau weiterhin das Baugeschehen. Dies lässt sich vor allem durch die politische Situation erklären, denn den fortschrittsgewandten Ideen standen damals die konservativen Parteien eher skeptisch gegenüber.

Für die Schulpolitik stellte die Machtübernahme durch die Nationalsozialisten 1933 einen Einschnitt dar, denn die Erziehung lag fortan in den Händen des Reichsministeriums für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung.³⁰¹ Dies bedeute auch eine Zäsur für die reformpädagogische Bewegung: Ein Großteil der Reformschulen wurde geschlossen und von den Ideen der Reformpädagogik wurde nur fortgeführt, was für das nationalsozialistische Gedankengut vereinnahmt werden konnte.³⁰² Die bisher skizzierten Entwicklungen fanden ihre Fortführung in den 1950er Jahren.

„Der Bau von Schulen gehört heute zu den vordringlichsten Aufgaben unseres Landes. [...] Schulhausbau ist jedoch nicht nur ein finanzielles Problem. Städtebau-liche und technische, ästhetische und hygienische Gesichtspunkte sind zu berücksichtigen, vor allem aber gilt es, von den Erfordernissen moderner Pädagogik auszugehen. Schulen werden für die Jugend gebaut. Die Lebensbedürfnisse des Kindes, verbunden mit dem Erziehungs- und Bildungsziel unserer Zeit, müssen Maßstab für ihre Gestaltung sein. Erst in solchen Schulräumen, die nach solchen Voraussetzungen geschaffen sind, kann eine neue Erziehung voll verwirklicht werden. Damit wird der Schulbau zu einem wesentlichen Träger der Schulreform.“³⁰³

Wie das zeitgenössische Zitat des damaligen Kultministers von Württemberg-Baden³⁰⁴ Theodor Bäuerle anlässlich der Schulbautagung 1950 in Stuttgart verdeutlicht, war der Schulbau nach dem Wohnungsbau eine der wichtigsten Bauaufgaben der Nachkriegs-

²⁹⁸ Vgl. Gruhn-Zimmermann 1993, S. 42.

²⁹⁹ Vgl. ebd., S. 37.

³⁰⁰ Schneider 2000, S. 318.

³⁰¹ Vgl. Rohlmann 2004, S. 21.

³⁰² Vgl. Schneider 200, S. 318.

³⁰³ Bäuerle, Theodor: Vorwort. Schulbau heute. Vorträge und Entschlüsseungen bei der Schulbautagung in Stuttgart vom 7. bis 9. März 1950. Stuttgart, 1950, S. 3.

³⁰⁴ Kultminister ist die regionalspezifische Bezeichnung für den Kultusminister; 1952 erfolgte der Zusammenschluss der Länder Baden, Württemberg-Baden sowie Württemberg-Hohenzollern zum Bundesland Baden-Württemberg.

zeit. Zum einen waren viele Schulen während des Zweiten Weltkriegs durch Bombenangriffe zerstört worden, zum anderen war mit dieser Bauaufgabe auch eine politische Funktion verknüpft, denn mit ihnen sollten die räumlichen Voraussetzungen für die Erziehung zum demokratischen Bürger geschaffen werden.³⁰⁵ Ein Blick in die ersten Jahre nach dem Krieg zeigt, dass der Bildungspolitik und damit einhergehend der Architektur der Schule bereits in den Umerziehungsplänen für die westalliierte Besatzungszone eine große Bedeutung zukommt. Die *Zook-Kommission*³⁰⁶, eine Delegation im Auftrag des US-Außenministeriums, besuchte 1946 die amerikanische Besatzungszone, um vor Ort einen Eindruck von der Situation der Schulen zu bekommen. Die Ergebnisse des Besuchs bestätigten die Umerziehungspläne einhergehend mit der Erneuerung des Erziehungswesens als Grundlage der Demokratisierung der Gesellschaft. Da sich das nationalsozialistische Regime zur Verbreitung von Ideologien auch dem deutschen Bildungssystem bedient hatte, galt dessen grundlegende Reform als unabdingbar. Der Architektur der Schule wurde dabei eine erzieherische Wirkung zugestanden. Die von den US-Administratoren zunächst beabsichtigte Abschaffung des mehrgliedrigen Schulsystems und die Einführung der Einheitsschule nach amerikanischem Vorbild wurden nicht umgesetzt, doch hätte sich diese im Falle einer Realisierung maßgeblich auf die Architektur der Schule ausgewirkt. Die Bildungspolitik erfuhr um 1947 eine neue Ausrichtung, indem sie wieder zunehmend den Länderverwaltungen übergeben wurde.³⁰⁷ Infolge der Währungsreform 1948 stellte sich zudem eine Lockerung der Beschränkungen für Neubautätigkeiten ein. Mit der Verabschiedung des Grundgesetzes der Bundesrepublik Deutschland am 23.05.1949 wurde das Hoheitsrecht in Fragen der Bildungspolitik an die Kultusministerien der Bundesländer abgetreten.³⁰⁸

Orientierung für fortschrittliche Erziehungs- und Schulbaumodelle sollten Studienreisen für westdeutsche Planer bieten, die zwischen 1949 und 1953 durchgeführt wurden. Die durch Stipendien finanzierten Reisen führten in die USA, Skandinavien und die Beneluxländer. Sie führten zu der Erkenntnis, dass man insbesondere im Vergleich mit den US-Schulen die dort etablierten Standards nicht ohne Weiteres übertragen konnte, denn die Bautätigkeit war in der unmittelbaren Nachkriegszeit zunächst auf die Wiedererrichtung der im Krieg zerstörten Schulen und der Schaffung provisorischer Unterrichtsräume beschränkt – die finanziellen Mittel damit gering. Insofern fokussierte sich

³⁰⁵ Vgl. Herbig 2000, S. 39.

³⁰⁶ Die Zook-Kommission ist benannt nach dem Pädagogen und Vorsitzenden der Delegation George F. Zook. Vgl. dazu: Renz, Kerstin: Durchlüftet und modernisiert? Westdeutscher Schulbau der Ära Adenauer. In: Karg, Detlef (Hg.): Bildung und Denkmalpflege. 78. Tag für Denkmalpflege; Jahrestagung der Vereinigung der Landesdenkmalpfleger in der Bundesrepublik Deutschland; Brandenburg an der Havel, 16.-19. Mai 2010 (Forschungen und Beiträge zur Denkmalpflege im Land Brandenburg, Bd. 12). Worms 2010, S. 187-193, S. 187.

³⁰⁷ Vgl. Renz 2010, S. 187 f.; vgl. Schmucker 2010, S. 40.

³⁰⁸ Vgl. Schmucker 2010, S. 44 f.

das Interesse vermehrt auf Großbritannien und Skandinavien, wo man Lösungen entwickelt hatte, die weitaus geringerer finanzieller Aufwendungen bedurften.³⁰⁹

Die Besatzungsmächte haben in die Entwicklung des Schulbaus der Nachkriegszeit nicht direkt eingegriffen, sondern diese durch eine geschickte Informationspolitik gelenkt. Den Teilnehmern der Reisegruppen wurde die Aufgabe zuteil, das im Ausland angeeignete Wissen weiterzugeben.³¹⁰ Dies geschah beispielsweise in Form von Reiseberichten, wie die Darstellung „Schulbau in Skandinavien. Ein Reisebericht“³¹¹ von Hans Krajewski und Günter Wilhelm belegt.

Der Erarbeitung allgemeiner Anforderungen an den zeitgemäßen Schulbau widmeten sich ab 1948 zahlreiche, zum Teil international abgehaltene Konferenzen. Vertreter verschiedener Fachrichtungen brachten in diesem Rahmen ihre spezifische Betrachtungsweise ein: Pädagogen, Mediziner, Architekten, Landschaftsarchitekten sowie Vertreter der Politik und andere.³¹² Auch die Auslandserfahrungen der Stipendiaten, etwa des Stuttgarter Hochschullehrers Günter Wilhelm, wurden dort vorgestellt und diskutiert.³¹³

Erstmals widmete man sich der offiziellen Erörterung der Schulbaufrage im Herbst 1948 in Wiesbaden. Die Versammlung fand unter Beteiligung eines Vertreters der Militärregierung statt, der in diesem Rahmen einen Einblick in die Schulbauentwicklung der USA gewährte. Anhand der Vorstellung sollten die anwesenden Experten sowie Vertreter des Kultus- sowie Innenministeriums Anregungen erhalten.³¹⁴ Aus der Tagung resultierte die einhellige Meinung, dass man sowohl in inhaltlicher als auch baulicher Hinsicht eine Demokratisierung des Schulbaus anstreben müsse. In Bezug auf das Schulgebäude bedeutete dies eine stärkere Berücksichtigung der kindlichen Bedürfnisse, als dies in den Schulen aus der Vorkriegszeit der Fall gewesen war. Ein weiterer Aspekt, der bereits in diesem Rahmen diskutiert wurde, war die Vorfertigung von Schulbauelementen, wie man sie bereits seit Mitte der 1940er Jahre in Großbritannien praktizierte.³¹⁵ Die in Wiesbaden diskutierten Ansätze wurden im Rahmen der folgenden Schulbautagungen 1949 in Fredeburg, 1950 in Stuttgart sowie Düsseldorf und im darauffolgenden Jahr in Jugenheim weiter konkretisiert.³¹⁶ Dass man sich nicht auf nationaler Ebene mit der Schulbaufrage beschäftigte, belegt die Abhaltung von internati-

³⁰⁹ Vgl. Renz 2010, S. 188 f.

³¹⁰ Vgl. Schmucker 2012, S. 56 f.

³¹¹ Krajewski, Hans/Wilhelm, Günter: Schulbau in Skandinavien ein Reisebericht. Bremen/Stuttgart 1951.

³¹² Vgl. Rohlmann 2004, S. 62.

³¹³ Vgl. Renz 2010, S. 189.

³¹⁴ Ebenso wie diese bereits im Rahmen der Studienreisen zum Ausdruck konnten, wurden auch die Darstellungen als wenig geeignet für die Übertragung auf den westdeutschen Schulbau gewertet. Vgl. dazu Schmucker 2012, S. 55.

³¹⁵ Vgl. Rohlmann 2004, S. 63.

³¹⁶ Vgl. Schmucker 2012, S. 59.

onalen Schulbaukonferenzen 1953 in Zürich sowie 1954 in Genf und Rotterdam.³¹⁷ Im Rahmen der Schulbautagungen wurden Richtlinien formuliert, die durch den Abdruck in Fachzeitschriften und Schulbaubüchern Verbreitung fanden.³¹⁸

Im Folgenden sollen die wesentlichen Gedanken der Schulbautagungen zusammenfassend dargestellt werden. Eine immer wiederkehrende Frage war die der Lage des Schulgebäudes. Die neu zu entstehenden Schulen sollten nicht mehr der Beeinträchtigung durch Verkehrslärm oder anderen negativen Umwelteinflüssen ausgesetzt sein. Daraus resultierte die Idealvorstellung einer Schule im Grünen, die die Entwicklung des Schülers in Beziehung zur umliegenden Natur fördern würde. Daneben sollte auch die Größe des Grundstücks den neuen Anforderungen entsprechen. Der Schulhof sollte ausreichend Platz als Erholungs- und Spielfläche bieten. Dem kindlichen Maßstab entsprechend, wurde in Bezug auf die bauliche Gestaltung eine aufgelockerte Bauweise befürwortet. Vor allem in Bezug auf die Räumlichkeiten der jüngeren Kinder sollte möglichst auf Geschossbauten verzichtet werden. Gleichzeitig wurden Ansätze der Freiluftziehung aufgegriffen, indem man Plätze für den Unterricht im Freien anregte. Das Hauptaugenmerk lag jedoch auf dem Klassenraum, der als „Kernstück eines jeden Schulhauses“³¹⁹ aufgefasst wurde. Für dessen Grundriss schlug man eine annähernd quadratische Grundform vor. Durch eine zweiseitige Belichtung und die Möglichkeit der Querlüftung sollte der Klassenraum die optimalen Unterrichtsbedingungen bieten. Damit einhergehend wurden die fest verankerten Sitzreihen und die Ausrichtung auf den Lehrer auf seinem Katheder abgeschafft. Dem neuen Erziehungsideal entsprechend, sollten die Unterrichtsräume durch die freie Möblierung jegliche Arbeitssituation erlauben und damit auch Gruppenarbeiten ermöglichen.³²⁰

„Der Klassenraum der Grundstufe – wie auch deren Schulhaus – soll einen organischen Übergang schaffen vom Familien- zum Schulleben. Raumform, Lichtführung, Farbgebung und Ausstattung sollen zusammenwirken, um dem Kind eine freundliche Umgebung zu schaffen, in der es sich wohlfühlen kann“³²¹,

heißt es in den Stuttgarter Richtlinien, die exemplarisch veranschaulichen, welche Bedeutung dem Klassenraum hinsichtlich der Eingliederung des Kindes in die Schulgemeinschaft beigemessen wird. Gleichzeitig wird eine Anpassung an die unterschiedli-

³¹⁷ Vgl. Berger, Wilhelm: Schulbau von heute für morgen. Göttingen/Berlin/Frankfurt 1960, S. 14-21, S. 14.

³¹⁸ Vgl. Schmucker 2012, S. 59.

³¹⁹ Wilhelm Berger hat die Ergebnisse der Tagungen zusammengetragen. Bergers Publikation beinhaltet die Fredeburger Richtlinien, die Stuttgarter Richtlinien, die Jugenheimer EntschlieÙung sowie die Züricher Empfehlungen. Daneben hat Berger die übereinstimmenden Punkte herausgearbeitet. Vgl. dazu Berger 1960, S. 16.

³²⁰ Vgl. Berger 1960 S. 14 f.

³²¹ Stuttgarter Richtlinien 1950. Veröffentlicht in: Schulbau heute 1950, S. 59-62, S. 61.

chen Entwicklungsstufen deutlich: Der Klassenraum der Oberstufe sollte demzufolge den „sachlichen Charakter eines Arbeitsraumes“³²² aufweisen.

An der geforderten eingeschossigen Bauweise wurde in der Folge jedoch Kritik laut. Denn einerseits waren damit zumeist Grundstücke im Bereich der Innenstädte aufgrund des Platzmangels ausgeschlossen, andererseits waren mit dem erhöhten Platzbedarf höhere Grundstückspreise verbunden. Insofern nahm man in der Folge auch in diesem Punkt eine Differenzierung innerhalb der Altersstufen vor: 1953 wurde in Zürich beschlossen, dass für die Kinder der Unterstufe weiterhin Erdgeschoß-Pavillons vorzusehen sind, die Oberstufe aber durchaus in zwei- bis dreigeschossigen Bauten untergebracht werden kann.³²³ Die Frage der Ökonomie wurde auch in Bezug auf die Bauweise laut: Eine Möglichkeit sah man, wie bereits erläutert, im Einsatz vorgefertigter Bauteile. Die Anwendung scheiterte sowohl an den technischen Voraussetzungen als auch den schwierigen Verwaltungsstrukturen.³²⁴

Zwischen den Forderungen der Schulbautagungen und deren baulicher Umsetzung in der Realität gab es zunächst große Unterschiede und nur wenige Bauten entsprachen dem dort postulierten Ideal. Kerstin Renz betrachtet als ursächlich dafür vor allem die Tatsache, dass die Ergebnisse lediglich als unverbindliche Empfehlungen formuliert worden waren. In der föderalistisch gegliederten Bundesrepublik differierten Qualität und Standards der neu gebauten Schulen stark. Konträr entwickelte sich ab 1951 der Schulbau in der DDR, denn hier waren Richtlinien und Rahmenprogramme für die gesamte Republik verabschiedet worden.³²⁵ Schmucker benennt jedoch noch einen weiteren Umstand: Obwohl in Bezug auf die inhaltlichen Forderungen der Schulbautagungen Übereinstimmung bestand, mangelte es an gemeinsamen Vorstellungen die gestalterische Umsetzung betreffend. Insofern nahmen Ausstellungen, die sich dem Schulbau widmeten, eine große Bedeutung ein. Zu diesen gehörte auch die Ausstellung „Mensch und Raum“ 1951 in Darmstadt. In diesem Rahmen fand auch das zweite Darmstädter Gespräch statt, das dem gleichen Thema gewidmet war.³²⁶ Anlass war das 50-jährige Jubiläum der Darmstädter Jugendstilbewegung.³²⁷ In seiner Begrüßungsansprache erläuterte der Stadtkämmerer Dr. Gustav Feick die Intention der Ausstellung vor dem Hintergrund des zeitgeschichtlichen Kontextes:

„Die Ausstellung 1951 durfte nicht irgendein gearteter Abklatsch dessen sein, was 1901 geschah. Wir wollen uns ja nicht verschließen vor der Not unserer Tage, und

³²² Ebd.

³²³ Vgl. Rohlmann 2004, S. 70-74; vgl. dazu auch Züricher Empfehlungen zum Schulbau 1953, in: Berger 1960, S. 21.

³²⁴ Vgl. Rohlmann 2004, S. 71. Während in Großbritannien die Verwaltung einem zentralen Ministerium unterstellt war, oblag diese in der Bundesrepublik den Ministerien der Bundesländer.

³²⁵ Vgl. Renz 2010, S. 189.

³²⁶ Vgl. Schmucker 2012, S. 65.

³²⁷ Vgl. Herbig 2000, S. 30.

wir wissen, daß die Aufgabe, die wir zu bewältigen haben, von dieser Not in erster Linie bestimmt wird.“³²⁸

Daraus resultierte die Auseinandersetzung mit den zentralen Themen der Zeit: „Mittelpunkt der Ausstellung sind die Entwürfe für die großen Bauten, die in unserer Stadt in den nächsten Jahren durchgeführt werden müssen.“³²⁹ Man lud dazu Architekten aus dem In- und Ausland ein, sich mit den umfangreicheren Bauaufgaben der Stadt auseinanderzusetzen.

Im Dezember 1950 hatte man sich auf die Bauaufgaben sowie die jeweiligen Meisterarchitekten verständigt. Die Bedeutung des Schulbaus verdeutlicht sich bereits bei der Gewichtung, denn von insgesamt elf Meisterarchitekten arbeiteten sechs einen Entwurf für eine Schule aus.³³⁰ Die Präsentation der Entwürfe in den Ausstellungshallen auf der Mathildenhöhe erfolgte vom 04. August bis zum 16. September 1951.³³¹ Otto Ernst Schweizer und Hans Scharoun wurden jeweils mit dem Entwurf einer Volksschule beauftragt. Bei Schweizer war neben der Volksschule zusätzlich ein Kindergarten Bestandteil der Aufgabenstellung.³³²

Entgegen der Tendenzen der Zeit entschied sich der Architekt Otto Ernst Schweizer vor allem in Hinblick auf ökonomische Faktoren für ein zweigeschossiges Gebäude (Abb. 23). Das Schulgebäude setzte sich aus drei Gebäudeflügeln zusammen, die um den Schulhof herum angeordnet wurden. Im Süden wurde ein multifunktionaler Raum vorgesehen, der sowohl für die Durchführung des Sportunterrichtes als auch im Rahmen von Veranstaltungen als Aula genutzt werden konnte. Der Kindergarten wurde am nördlichen Rand des Grundstücks angeordnet und mit der Pausenhalle durch einen überdachten Gang verbunden. Im Fokus von Schweizers Schulbauplanung ging es weniger um die Frage nach der städtebaulichen Einordnung, sondern vielmehr um das Klassenzimmer selbst. Für den Karlsruher Architekten spielte vor allem die Belichtung eine zentrale Rolle.³³³ Die Nachteile der von ihm vorgeschlagenen einseitigen Belichtung versuchte er auszugleichen, indem er einen horizontalen Sonnenschutz konzipierte, der die direkte Sonneneinstrahlung und damit die Aufheizung der Räumlichkeiten eindämmen sollte. Schweizers Sonnenschutzelement setzte sich erst im Schulbau der

³²⁸ Feick, Gustav: Begrüßungsansprachen. Stadtkämmerer Dr. Gustav Feick. In: Conrads, Ulrich/Neitzke, Peter (Hg.): Mensch und Raum. Das Darmstädter Gespräch 1951 (Bauwelt-Fundamente, Bd. 94). Basel/Braunschweig 1991, S. 13-18, S. 13.

³²⁹ Ebd. S. 14.

³³⁰ Vgl. Herbig 2000, S. 37-39.

³³¹ Vgl. ebd., S. 46.

³³² Zu den weiteren Architekten, die sich in diesem Rahmen mit dem Schulbau beschäftigten, gehörten: Rudolf Schwarz mit dem Entwurf für die städtische Mädchenberufsschule und Frauenfachschule und Hans Schwippert, der das Realgymnasium entwarf. Wilhelm Marinus Dudok erarbeitete einen Entwurf für eine Grundschule mit Kindergarten und Max Taut beschäftigte sich mit dem Humanistischen Gymnasium. Vgl. dazu Herbig 2000.

³³³ Vgl. Herbig 2000, S. 48 f.

1960er Jahre durch.³³⁴ Die Bewertungen von Schweizers Entwurf waren eher kritisch, man bemängelte die fehlende Fortschrittlichkeit. Dennoch setzte auch Schweizer einige Ideen der Reformbewegung fort. Dies zeigt sich vor allem im Erdgeschoss, wo die Klassenräume durch Unterrichtsplätze im Freien ergänzt wurden.³³⁵

Deutlich innovativer erwies sich Hans Scharouns Entwurf für eine Volksschule, die 16 Klassenzimmer, eine Aula, eine Turnhalle sowie Räume für den Fachunterricht umfassen sollte (Abb. 24). Das Besondere an Scharouns Entwurf war der Versuch, ein pädagogisches Konzept in eine architektonische Form zu übersetzen. Scharoun beschäftigte sich im Zuge dessen eingehend mit den verschiedenen Entwicklungsstufen der Kinder während ihrer Schulzeit. Er ging dabei von insgesamt drei Phasen aus, für die er jeweils entsprechende Räume entwickelte.³³⁶ Scharoun bezog sich dabei auf Immanuel Kant:

„[...] Kant hat den Raum, der keine außer uns bestehende Dinglichkeit sei, als Bewußtseinsform determiniert. Form des Bewußtseins setzt das Besondere, Unterscheidbare, Vergleichbare voraus, oder anders ausgedrückt, wandelt sich der Subjekt-Objekt-Bezug, wie Ich und Inhalt sich wandeln und untereinander verschieden sind. Wissen wir um diese und um deren wirksame Bezüge, so können wir uns das uns Wesenstümliche anschaulich vorstellen und Tendenzen wirksam werden lassen. [...] Geschieht also die Erfahrung des Raumes – die Auseinandersetzung mit ihm auf dem Aspekt der Wesenstümlichkeit, ist andererseits das Schulische thematisch zeitgebunden.“³³⁷

Scharoun verweist in diesem Zusammenhang auf die von Kant vorgenommene Differenzierung in Anschauungs- und Bewusstseinsform:

„Die Zeit – nach Kant die reine Anschauungsform, durch die wir unseres inneren Zustandes inne werden – muß inhaltlich ganz die unsere sein. Das Kind muß sich also mit ihr – als der Bedingung aller Erscheinungen und als Voraussetzung für die bewußthafte Gestaltgebung der Erscheinungen – aufgrund der verschiedenartigen und aufgrund der wachsenden Erlebnisfähigkeit auseinandersetzen [...] [Aussparrung im Original, Anmerk. d. Verf.]. Hieraus folgt die Aufgabe ‚Bewußtseinsform‘ und ‚Anschauungsform‘ baulich und anschaulich wirksam zu machen – so, daß das umfassend Angesprochene zur Ganzheit wird. Denn auch unsere baulichen Absichten sollen helfen das Wort Thomas Manns zu verwirklichen: ‚Das Schulleben ist das Leben selbst‘.“³³⁸

In Bezug auf die Differenzierung nach Altersstufen zeigt Scharouns Ansatz eine Kongruenz mit den Forderungen der Schulbautagungen.³³⁹ Doch der gedankliche Ansatz

³³⁴ Vgl. Schmucker 2012, S. 65.

³³⁵ Vgl. Herbig 2000, S. 50.

³³⁶ Vgl. ebd., S. 64 f.

³³⁷ Scharoun, Hans: Erläuterungsbericht Volksschule Darmstadt, 1951. Veröffentlicht in: Pfankuch, Peter (Hg.): Hans Scharoun. Bauten, Entwürfe, Texte (Schriftenreihe der Akademie der Künste, Bd. 10). Erstausgabe 1974. Berlin 1993, S. 193-199, S. 193 f.

³³⁸ Scharoun, Hans: Erläuterungsbericht Volksschule Darmstadt, Juli 1951: veröffentlicht In: Pfankuch 1993, S. 194 f.

³³⁹ Vgl. Rohlmann 2004, S. 141.

reicht weit über die pädagogischen Forderungen hinaus, denn sein Konzept zeigte eine „sehr eigentümliche, philosophische Herangehensweise.“³⁴⁰ Dieser liegt die Gliederung der Schulanlage in die drei Stufen zugrunde. Für die jüngsten Schüler im Alter von sechs bis neun Jahren sieht Scharouns Entwurf eine „Sphäre des Elementaren“³⁴¹ vor. Die Kinder dieses Alters seien auf das „Seelisch-Schöpferische“³⁴² und „Spielerische“³⁴³ ausgerichtet. Ausgehend von diesen Überlegungen entwickelte Scharoun insgesamt sechs Pavillonbauten mit einem nahezu quadratischen Grundriss. Diese fasste er im Zentrum der Anlage zusammen.³⁴⁴ Als Begründung schreibt Scharoun: „Das Unterbewußte, die Gruppierung in ‚Haufen‘, bedürfen der ‚Höhlen‘, in denen sich Gruppen ansiedeln vermögen.“³⁴⁵ Die Pavillonbauten öffnen sich gen Süden hin zu einem Freiraum, der von einem Erdwall umgrenzt wird. Somit sollte das Gefühl von Schutz und Geborgenheit vermittelt werden. Ebenso setzte der Architekt bewusst verschiedene Farbtöne bei der Gestaltung ein; warme Rot-, Gelb- und Orangetöne sollten dabei Behaglichkeit suggerieren.³⁴⁶

Als „Sphäre des Erfahrens und Bildens“³⁴⁷ charakterisierte er die Bewusstseinsstufe der Schüler der 4. bis 6. Klassen, das heißt der 9 bis 12-jährigen: „Das Einzelne, das Vergleichbare und Meßbare – aus Natur und Kunstwissenschaft findet Abhandlung.“³⁴⁸ In der Übertragung auf die Architektur bedeutet dies: „Der Raum ist eindeutig orientiert und in einem sichtbar begrenzten Zusammenhang mit Außenwelt und Gruppenwelt gebracht.“³⁴⁹

Als charakteristisch für die Schüler der Oberstufe, den Schülern zwischen 12 und 14 Jahren, sah Scharoun hingegen die Suche nach Individualität in Abgrenzung zur Gemeinschaft. Als Standort der vier Klassenräume wählte Scharoun das östliche Grundstücksende. Die vier Klassenräume wurden zwar miteinander verbunden, dennoch behielten alle ihre Individualität. Auch für die Oberstufenschüler wurden Freiplätze geschaffen, wenngleich diese nun nur noch vereinzelt abgeschlossen wurden. Der freien Persönlichkeitsdarstellung entsprach zudem die Anlage eines Auditoriums. Die Farbgestaltung basierte auf Blautönen.

Innerhalb der Schulanlage erfolgt immer wieder eine Differenzierung in öffentliche und individuelle Bereiche (Abb. 25), etwa dem Klassenraum. So verfügt jede der sogenannte *Schulschaften* über eine Halle, die man durch ein Tor betritt. Mit der Halle wird

³⁴⁰ Ebd., S. 142.

³⁴¹ Scharoun 1951, S. 195.

³⁴² Ebd.

³⁴³ Ebd.

³⁴⁴ Vgl. Herbig 2000, S. 66.

³⁴⁵ Scharoun 1951, S. 195.

³⁴⁶ Vgl. Herbig 2000, S. 66.

³⁴⁷ Scharoun 1951, S. 195.

³⁴⁸ Ebd.

³⁴⁹ Ebd.

damit ein Raum geschaffen, der den Übergang vom Schulbereich, der allen offensteht, hin zum privaten Klassenraum markiert. In diesem Kontext wird dem Tor zugleich eine symbolische Bedeutung beigemessen.³⁵⁰ In Bezug auf die Schulschaften verweist Rohlmann auf das Leitbild der gegliederten und aufgelockerten Stadt und die Aufteilung in Nachbarschaften. In Analogie dazu sind auch die Schulschaften autonome Einheiten innerhalb eines komplexen Systems. Damit einhergehend ließen sich, wie die Kunsthistorikerin darstellt, zugleich Bezüge zu Reichows Vorstellungen eines Organismus herstellen:³⁵¹ „Die Schulstraßen lassen sich diesbezüglich mit Stadtbereichen vergleichen, die durch eine zentrale Straße, den ‚Weg der Begegnung‘, miteinander verbunden sind.“³⁵² Scharoun selbst hat den Bezug zum Gedankengut Reichows widerlegt und vielmehr auf die Nähe zu Hugo Häring verwiesen.³⁵³

Die *Schulschaften* sollten folglich an einem langen Flur entlang angeordnet werden, den Scharoun als „Weg der Begegnung“³⁵⁴ bezeichnet. Den Haupteingang zur Schulanlage richtete Scharoun auf das Stadtzentrum aus. An den Eingang sollte sich zudem eine große Halle anschließen, die er als „öffentlichen Bezirk“³⁵⁵ definierte und damit die Verbindung zur Stadt herstellen würde. Gleichzeitig sollte die Halle als Aula im Rahmen von schulischen Veranstaltungen zur Verfügung stehen. Für das Lehrerkollegium und die Verwaltung konzipierte der Architekt ein eigenes Gebäude, das Haus der Lehrer. Neben einem eigens für den Religionsunterricht angelegten Raum bezog Scharoun eine weitere Besonderheit in seinem Entwurf ein: Für die Ausrichtung von Feierlichkeiten plante er einen „kosmischen Raum“³⁵⁶, der sowohl Himmel als auch Erde zum Thema hatte. Während für das Symbol des Himmels die Kuppel des Raumes stand, sollte eine Bodeneinsenkung für die Erde stehen. Ferner sollte der Wechsel der Jahreszeiten und des Sonnenstandes an den Wänden veranschaulicht werden.³⁵⁷ Der Raum bildet zugleich den Höhepunkt der „philosophische[n] Überhöhung der Schulauffassung Scharouns [...]“³⁵⁸

Unter dem Titel „Raum und Milieu der Schule“ erläuterte Scharoun seine Vorstellung zum modernen Schulbau im Rahmen der Triennale 1960 in Mailand. Als wesentliche Aufgabe der Erziehung benannte er die „Einordnung des Individuums in die Gemeinschaft, eine Entwicklung zu einer persönlichen Verantwortung [...] – so daß eine

³⁵⁰ Vgl. Herbig 2000, S. 66.

³⁵¹ Vgl. Rohlmann 2004, S. 145,

³⁵² Ebd.

³⁵³ Vgl. ebd., S. 145.

³⁵⁴ Scharoun, Hans: Raum und Milieu der Schule. In: Bauen und Wohnen 15 (1961) 8, S. 12-22, S. 16

³⁵⁵ Ebd.

³⁵⁶ Ebd.

³⁵⁷ Vgl. Herbig 2000, S. 66 f.

³⁵⁸ Rohlmann 2004, S. 143.

Gemeinschaft nicht additiven, sondern potenzierenden Charakters entsteht.“³⁵⁹ Als Aufgabe der Erziehung betrachtet Scharoun folglich nicht nur die Vermittlung von Wissen, sondern darüber hinaus die „Erlebnisvermittlung und Bewußtseinsbildung“³⁶⁰ mit dem Ziel, dass sich das Individuum dadurch in die politische Gemeinschaft integrieren kann.³⁶¹

„Wie jedes Bauwerk sollte eine Schule eine Vorstellung von der Weise des Lebens vermitteln – wie Demokratie, als universales Prinzip, eine Weise des Lebens verwirklichen soll. Beide können sich nicht gleichgültig voneinander abwenden.“³⁶²

Dem Schüler sollte demzufolge eine größere Mitverantwortung zugesprochen werden, sodass der Unterricht durch die Mitwirkung und Zusammenarbeit der Schüler untereinander wesentlich geprägt wäre.³⁶³ Für den Schulbau resümierte Scharoun daher: „Ein Schulbau darf nicht Abbild machtpolitischer Repräsentation sein und auch nicht primär Produkt einer technischen oder künstlerischen Perfektion.“³⁶⁴

Eine große Bedeutung für die Vermittlung von inhaltlichen Forderungen an den Schulbau und zugleich deren gestalterische Umsetzung lieferten aber vor allem die zu Beginn der 1950er Jahre publizierten Schulbaubücher. Die darin präsentierte Auswahl an Schulbauten sollte die weitere Entwicklung maßgeblich beeinflussen.³⁶⁵ Dazu gehören unter anderem die Publikationen des Schweizer Architekten Alfred Roth als einem der wichtigsten Chronisten des Schulbaus der Nachkriegszeit. In seinem dreisprachig erschienenen Werk „Das neue Schulhaus“³⁶⁶, das ab 1950 in mehreren überarbeiteten Auflagen erschienen ist, stellt Roth neben theoretischen Grundlagen, die im Wesentlichen mit den Forderungen der Schulbautagungen übereinstimmen, zahlreiche internationale Beispiele vor. Während in der ersten Auflage von 1951 noch keine Beispiele aus Westdeutschland vertreten sind, beinhaltet die zweite Auflage von 1957 die Darstellung der Schule am Assmannkanal von Paul Seitz in Hamburg sowie die Schulanlage am Gänsberg von Günter Wilhelm. In der dritten Auflage von 1966 ist auch Günter Behnisch mit dem Progymnasium in Furtwangen vertreten.³⁶⁷ Neben Roth widmen sich die Schulbauexperten Erika Brödner und Immanuel Kroeker in dem von ihnen herausgegebenen Sammelband „Moderne Schulen“ den Grundlagen des „Neuzeitliche[n]

³⁵⁹ Scharoun 1961, S. 12.

³⁶⁰ Ebd.

³⁶¹ Vgl. ebd.

³⁶² Ebd.

³⁶³ Vgl. ebd.

³⁶⁴ Ebd.

³⁶⁵ Vgl. Schmucker 2012, S. 70.

³⁶⁶ Roth, Alfred: Das neue Schulhaus. Zürich 1950. Weitere überarbeitete und aktualisierte Auflagen sind 1957 und 1966 erschienen. Zur Bedeutung von Alfred Roth siehe: Oberhänsli, This: Vom „Eselstall“ zum Pavillonschulhaus. Volksschulhausbauten anhand ausgewählter Luzerner Beispiele zwischen 1850 und 1950. Luzern 1996, S. 174-177.

³⁶⁷ Vgl. Schmucker 2012, S. 71.

Schulbau[s]“³⁶⁸ anhand von Beispielen aus der Schweiz, England, Schweden, den Niederlanden und den USA. Der Band von Brödner und Kroeker beinhaltet zugleich deutsche Beispiele. Zu diesen gehören wiederum eine Schule von Günter Wilhelm sowie gleich sechs Volksschulen von Hans Krajewski, dem damaligen Senator für Bauwesen in Bremen.³⁶⁹ Beide gehörten, wie bereits eingangs erläutert, zu den Stipendiaten der Bildungsreisen.

Für die Entwicklung der westdeutschen Schularchitektur der Nachkriegszeit waren die internationalen Bauten folglich wegweisend. Vor allem Skandinavien, die Niederlande sowie die Schweiz und Großbritannien boten Orientierungen hinsichtlich beispielhafter Planungen. Verbreitung fanden diese neben den Schulbaubüchern im Rahmen der zahlreichen zeitgenössischen Architekturzeitschriften. Die Niederlande spielten im Vergleich mit Abstrichen eine Rolle. Vorwiegend wurde die von Johannes Duiker noch vor dem Krieg realisierte Freiluftschule in Amsterdam publiziert. Deren Vorbildwirkung wurde jedoch infrage gestellt, da man zum einen die mit diesem Bau verbundenen hohen Heizkosten bemängelte, zum anderen das Fehlen geeigneter Rückzugsorte für die Kinder.³⁷⁰

Als vorbildlich für den deutschen Schulbau sollten sich vor allem die Schulbauten erweisen, die in den 1930er und 1940er Jahren in Schweden und der Schweiz realisiert wurden.³⁷¹ Zu den vielfach publizierten Schweizer Bauten gehörten beispielsweise die Schule auf dem Bruderholz in Basel sowie die Primarschule am Felsberg in Luzern. An diesen lassen sich die wesentlichen Charakteristika des Schweizer Schulbaus erläutern.

Die Schule auf dem Bruderholz wurde zwischen 1938/39 erbaut. Der Entwurf stammt von Hermann Baur, einem Baseler Architekten. Als günstige Voraussetzung erwies sich das zur Verfügung stehende großflächige Areal. Dem Schulgebäude liegt eine kammförmige Struktur zugrunde (Abb. 26). Es handelte sich um das erste konsequent umgesetzte Beispiel einer Pavillonschule in der Schweiz. Das Prinzip der Pavillonbauweise brachte verschiedene Vorteile mit sich: Zum einen verfügte jede Klasse über eine Möglichkeit zur Durchführung von Freiluftunterricht, zum anderen erwies sich die Pavillonbauweise in ihrer Maßstäblichkeit als besonders kindgerecht. Auch die bereits im Zuge der Reformpädagogik propagierten Anforderungen an ausreichend Licht und Luft ließen sich damit umsetzen. Während eine Turnhalle und ein Sportplatz zur Verfügung standen, mangelte es jedoch an Räumen für den Spezialunterricht.

³⁶⁸ Brödner, Erika: Neuzeitlicher Schulbau. In: Brödner, Erika/Kroeker, Immanuel (Hg.): Moderne Schulen. München 1951, S. 37-40.

³⁶⁹ Die Volksschule am Aichschieß bei Esslingen wird bei Brödner und Kroeker erläutert. Vgl. dazu Brödner/Kroeker 1951, S. 76; Ebenso umfasst der Katalog zahlreiche Schulbauten von Krajewski. Vgl. dazu Brödner/Kroeker 1951, S. 88-102.

³⁷⁰ Vgl. Rohlmann 2004, S. 85.

³⁷¹ Vgl. ebd., S. 86 und S. 93.

Wenig später als die Baseler Schule entstand die Primarschule am Felsberg von Emil Jauch und Erwin Bürgi, deren Bauphase sich von 1946 bis 1948 erstreckte (Abb. 27). Auch hier erwies sich das Grundstück als besonders prädestiniert, denn es handelt sich um ein parkartiges Gelände, das den Blick auf See und Berge freigibt. Das Schulgebäude gliedert sich in drei Baukörper, die auf einem rechteckigen Grundriss basieren und über zwei Stockwerke verfügen. Während im Obergeschoss die Klassenräume untergebracht sind, liegen im Untergeschoss Spezialräume und die Toiletten. Zu jedem Gebäudetrakt gehört ein Pausengang, der sich zum Hof hin öffnet. Insgesamt beherbergt das Schulgebäude zwölf Klassenzimmer, deren Grundriss annähernd quadratisch ist. Jeweils vier Klassen sind über einen gemeinsamen Flur miteinander verbunden.³⁷² Besonders hervorzuheben ist die Einbettung des Schulgebäudes in die umgebende Landschaft.³⁷³ So wird die Schule bei Brödner und Kröker als ein „Beispiel für vollkommene Harmonie von Gelände und Bauwerk“ betitelt.³⁷⁴

Die Schweizer Schulbauten erwiesen sich in gleich mehreren Aspekten als nachahmenswert. Eine mit den Schweizer Schulgebäuden verbundene Intention war die Erleichterung des Übergangs zwischen dem Zuhause und der Schule. Dieser Forderung entspricht die Aufteilung in kleine Gebäudegruppen, die dem kindlichen Maßstab entgegenkommen. Dieses Prinzip wurde auch in Bezug auf die Pausenhofgestaltung angewandt: Der Pausenhof wurde dazu mittels Bepflanzung oder Treppen und Mauern in überschaubare Bereiche differenziert.

Bei dem Baumaterial des Schulgebäudes wurden überwiegend regionale und natürliche Baumaterialien verwendet, um damit eine vertraute Atmosphäre zu schaffen. Wie bereits dargestellt, fand dieser Anspruch Eingang in die im Rahmen der Schulbautagungen formulierten Richtlinien.

Ferner boten die schweizerischen Schulen Anregungen in Bezug auf städtebauliche Lösungen. Die Schulen wurden dabei als Kernpunkte eines Wohngebietes betrachtet, wobei ein Großteil der Schweizer Schulbauten am Stadtrand lagen. Daher zeichnete sich das Baugelände zumeist durch eine große Grundstücksfläche sowie eine landschaftlich interessante Umgebung aus. Ein weiterer Aspekt bestand in der gelungenen landschaftlichen Einbettung der Bauten sowie der Verwendung regionaler Baumaterialien.³⁷⁵ Somit kann ein weiterer zentraler Aspekt benannt werden, der ausgehend von den Entwicklungen der Schweiz Eingang in die Schulbaudiskussion der 1950er Jahre gefunden hat. Denn in Bezug auf die Frage nach der Rolle der Schule im Kontext der Stadt- und Regionalplanung hatte man explizit auf die Schweiz hingewiesen, wie der

³⁷² Vgl. ebd., S. 94-97.

³⁷³ Vgl. ebd., S. 99.

³⁷⁴ Brödner/Kröker 1951, S. 53.

³⁷⁵ Vgl. Rohlmann 2004, S. 101-103, S. 242.

Vortrag Günter Wilhelms im Rahmen der Schulbautagung 1950 in Stuttgart belegt. Mit dem Verweis auf die Schweiz versuchte Wilhelm, die Kritik an einer aufgelockerten Bauweise zu entkräften.³⁷⁶ Darüber hinaus lieferten die in der Schweiz entwickelten Siedlungsmodelle Anregungen. Albrecht Heinrich Steiner, der Stadtbaumeister von Zürich, war ebenso 1950 in Stuttgart zugegen, wo er das in den 1940er Jahren entwickelte Siedlungsschema präsentierte (Abb. 28). Das Siedlungsschema zeigte eine Unterteilung in drei Einheiten, für die der Stadtbaumeister die Bezeichnung *Units* gebraucht. Die Einheiten werden durch Grünzüge voneinander getrennt. Diese sollen wiederum als Standort der Schulgebäude dienen und damit in einer guten Verbindung zur Wohnbebauung stehen:³⁷⁷ „Der Gedanke der funktional gegliederten Stadt, 1933 in der Charta von Athen manifestiert und 1942/43 erstmals publiziert, findet in Steiners entflochtenem Stadtmodell samt seiner ‚Schule im Grünen‘ eine aktuelle Umsetzung.“³⁷⁸ Obwohl die genannten Aspekte des Schweizer Schulbaus durchaus Eingang in die inhaltlichen Forderungen an den westdeutschen Schulbau der Nachkriegszeit fanden, erwies sich die Umsetzung aufgrund der fehlenden finanziellen Möglichkeiten als schwierig.³⁷⁹

Neben der Schweiz dienten die skandinavischen Schulbauten als Vorbild, allen voran die schwedischen.³⁸⁰ In den 1940er Jahren hatte man in Schweden eine Schulreform durchgeführt, aus der die Einführung der Einheitsschule mit 9-jähriger Schulpflicht resultierte. Insofern gab es hinsichtlich der Schulorganisation deutliche Unterschiede. Der Vorbildcharakter lag deshalb vor allem in der dort praktizierten Bauweise und der Materialverwendung.³⁸¹ Ein weiterer Umstand, den die Schulreform bedingt hatte, war der Bau von zentralen Schulen, die aufgrund ausgedehnterer Einzugsgebiete auch deutlich größer waren.³⁸²

Im Folgenden soll exemplarisch auf die Långbrodal-Schule in Stockholm verwiesen werden, die 1947/48 nach dem Entwurf Paul Hedqvists gebaut wurde (Abb. 29). Die Schule verfügt über 20 Klassenräume sowie zusätzliche Räume für den Fachunterricht und Gemeinschaftsräume.³⁸³ Der Schulkomplex gliedert sich in drei Einheiten: einen eingeschossigen Bau mit der Aula, einen Hallenbau mit den Fachklassen, der Verwaltung und Gemeinschaftsräumen (z. B. der Bibliothek) sowie der zweigeschossige Ge-

³⁷⁶ Vgl. Renz 2010, S. 190; vgl. Wilhelm, Günter: Wie können wir uns die Erfahrungen des Auslandes im Schulhausbau zunutze machen? In: Schulbau heute 1950, S. 15.

³⁷⁷ Vgl. Renz 2010, S. 190 sowie Steiner, Heinrich Albert: Zürich plant und baut Schulen. In: Schulbau heute 1950, S. 20-24, S. 21 f.

³⁷⁸ Renz 2010, S. 190.

³⁷⁹ Vgl. Rohlmann 2004, S. 104.

³⁸⁰ Dies belegt auch die Publikation von Brödner und Kroeker, die Beispiele aus der Schweiz, England, Holland, den USA und schwedische Schulbauten präsentieren. Vgl. dazu Brödner/Kroeker 1951, S. 34-47.

³⁸¹ Vgl. Schmucker 2012, S. 75.

³⁸² Vgl. Rohlmann 2004, S. 110 f.

³⁸³ Mit nur 20 Klassenräumen stellt die Schule ein eher beschauliches Beispiel schwedischer Schulen dar. In Stockholm waren für gewöhnlich 40 Klassen bei Volksschulen üblich. Vgl. dazu Krajewski/Wilhelm 1951, S. 106.

bäudetrakt, in dem sich die Normalklassen befinden.³⁸⁴ Als besonderes Charakteristikum der schwedischen Schulen erweist sich, wie auch im Fall der Stockholmer Volksschule, die zentrale Halle.³⁸⁵ Krajewski und Wilhelm, die die Schule im Rahmen ihrer Skandinavienreise besuchten, heben außerdem hervor: „Die Aula ist mit ihren tiefroten Backsteinwänden und den weiss behandelnden Stahlbetonteilen der Säulen, Galerien und der Treppe ein Raum von grosser architektonischer Reinheit und mastäblich feiner Durchbildung.“³⁸⁶

Die Anordnung der Räume um eine zentrale Pausenhalle oder auch Festhalle waren eine skandinavische Besonderheit. Erste Hallenschulen nach diesem Vorbild wurden ab der Mitte der 1950er Jahre auch in Westdeutschland realisiert.³⁸⁷

Auch die Schulbauentwicklung Englands galt als vorbildlich – vor allem in Hinblick auf die Vorfertigung von Bauelementen. Diese prägte auch die Gestalt der Schulbauten, die sich durch zumeist kubische Baukörper mit horizontaler Ausrichtung charakterisieren lassen.³⁸⁸

Eine direkte Bezugnahme auf die Reformschule der 1920er Jahre gab es hingegen nicht, denn, wie bereits dargelegt, wollte man nicht nur im Bereich des Schulbaus an die Weiterentwicklungen im Ausland anknüpfen. Dennoch berief man sich auf die gleichen pädagogischen Forderungen, denen man bereits mit dem Bau der Reformschulen in den 1920er Jahren gerecht werden wollte. Die Pavillonschule und der Schustertyp, die bereits in diesen Jahren entwickelt worden waren, hatten zudem im Ausland Verbreitung gefunden und konnten damit nach 1945 als Vorbild herangezogen werden.³⁸⁹

Mit den Richtlinien der Schulbautagungen waren die inhaltlichen Forderungen formuliert. Orientierung hinsichtlich der Umsetzung boten folglich die Beispiele aus dem Ausland sowie die Entwürfe, die im Rahmen der Ausstellung „Mensch und Raum“ in Darmstadt präsentiert wurden. Doch, wie bereits angesprochen, konnten in der Realität nur wenige Schulbauten den neuen Anforderungen in vollem Maße genügen:

„Musterschulen, die in den 1950er Jahren formal, funktional und städtebaulich auf der Höhe der Zeit sind, finden sich in begrenzter Anzahl in nahezu allen westlichen Bundesländern. Die Übereinstimmung von pädagogischer Reform und neustem architektonisch städtebaulichen Standard bleibt dagegen die Ausnahme.“³⁹⁰

³⁸⁴ Vgl. Rohlmann 2004, S. 115.

³⁸⁵ Vgl. Schmucker 2012, S. 75.

³⁸⁶ Krajewski/Wilhelm 1951, S. 106; vgl. Rohlmann 2004, S. 116.

³⁸⁷ Hackelsberger, Christoph: Die aufgeschobene Moderne. Ein Versuch zur Einordnung der Architektur der Fünfziger Jahre. München/Berlin 1985, S. 90.

³⁸⁸ Die Vorfertigung von Bauelementen konnte sich jedoch erst in den 1960er Jahren im westdeutschen Schulbau durchsetzen, weshalb eine eingehende Betrachtung an dieser Stelle nicht erfolgt.

³⁸⁹ Vgl. Schmucker 2012, S. 77-79; vgl. Rohlmann 2004, S. 244.

³⁹⁰ Renz 2010, S. 191.

Nicht so die Schulen Günter Wilhelms, der als einer der Pioniere im westdeutschen Schulbau der Nachkriegszeit bezeichnet werden kann. Neben der Schule Assmannkanal von Paul Seitz in Hamburg ist die Schulanlage am Gänsberg³⁹¹ im Stuttgarter Stadtteil Zuffenhausen-Rot eine von nur zwei westdeutschen Beispielen, die in der zweiten Auflage von Alfred Roths Sammlung vorbildlicher Schulbauten aufgeführt wird.³⁹² Als ein „Prototyp modernen Schulbaus“³⁹³ wird die Schule später Eingang in die architekturhistorische Fachliteratur finden, obschon mit dem Hinweis, dass ihre Bedeutung „nicht in einzelnen Innovationen, sondern in der Synthese der fortschrittlichsten Tendenzen“³⁹⁴ liege. Sie war damit beispielgebend für nachfolgende Schulbauten und bot Orientierung anhand der dort etablierten Standards.

Bereits in der 1951 fertiggestellten Grundschule in Aichschieß hatte Wilhelm versucht, die Erfahrungen, die er im Ausland gesammelt hatte, anzuwenden. Die Schule, die sich in einer ländlichen Gegend befindet, verfügt über lediglich zwei Klassenzimmer, die im Obergeschoss untergebracht sind und nur durch eine Faltwand getrennt werden. Diese kann bei Bedarf entfernt werden, sodass sich die Räumlichkeiten zur Umnutzung von außerschulischen Zwecken durch die Dorfgemeinde anbieten. Den Erkenntnissen seines Aufenthaltes in den USA folgend, setzt Wilhelm bei diesem Bau eine zweiseitige Belichtung um (Abb. 30). Dies gelingt ihm, indem er zwei Pultdächer entgegengesetzt zueinander anordnet, wobei eines unterhalb des anderen angesetzt ist. Gleichzeitig zeigt sich eine Auseinandersetzung mit den 1950 in Stuttgart formulierten Richtlinien der Schulbautagung. Durch einen nahezu quadratischen Grundriss soll innerhalb der Klassenräume eine freie Möblierung möglich sein.

1954 folgte die Eröffnung der Schulanlage am Gänsberg, die sowohl als Grund- und Sonderschule als auch Berufsschule konzipiert wurde. Die Schulanlage am Gänsberg fand zugleich Eingang in Elsässers Darstellung des aktuellen Standes des Schulbaus. Darin widmet er sich der Beschreibung einer *Idealschule*, bei der es sich, wie Kerstin Renz bemerkt, um oben genannte Schule in Zuffenhausen-Rot handelt. Als günstig erwies sich das zur Verfügung stehende Grundstück abseits der Hauptverkehrsstraßen. Die Schulanlage ist, entsprechend den Schularten, in mehrere Baukörper unterteilt, wobei die der Grundschule eingeschossig sind (Abb. 31), die der Mittelstufe und der Hauptbau zweigeschossig. Diese wurden, entsprechend den topographischen Gegebenheiten, in die Umgebung eingefügt. Die Schulanlage zeigt in diesem Punkt deutliche Analogien zur Felsbergschule in Luzern. Für die weitere Entwicklung des Schulbaus in

³⁹¹ Heute: Silcherschule

³⁹² Vgl. Roth 1957, S. 237-244.

³⁹³ Lupfer 1997, S. 261.

³⁹⁴ Ebd., S. 266.

Stuttgart und darüber hinaus war die Schulanlage am Gänsberg ein wegweisendes Vorbild.³⁹⁵

Wilhelm lehrte und arbeitete in Stuttgart. Seine Schulen waren vor Ort präsent, so dass zwischen ihm und Behnisch ein persönlicher Bezug bestand, der seinerzeit ebenso Erfahrungen bei dem Bau von Schulen sammelte. Behnisch, der an der Technischen Hochschule in Stuttgart studiert hatte, an der auch Wilhelm lehrte, war bis 1955 an seinem Institut als wissenschaftliche Hilfskraft für diesen tätig – bis Mai 1951 regelmäßig, danach nur noch gelegentlich. Zudem arbeitete er in Wilhelms Büro und konnte von ihm demnach unmittelbar die zeitgemäßen Anforderungen und Kenntnisse im Bereich des Schulbaus kennenlernen und wurde sogar in die Planung der Schule am Gänsberg einbezogen, indem er etwa mit dem Zeichnen des Lageplans betraut wurde.³⁹⁶ Es verwundert in Anbetracht dessen nicht, dass insbesondere die ersten Schulen der Partnerschaft von Günter Behnisch und Bruno Lambart in Schwäbisch Gmünd, die Mitte der 1950er Jahre fertiggestellt wurden, Parallelen zu den Schulbauten Günter Wilhelms aufweisen.³⁹⁷ Ob dies auch auf die Vogelsangschule zutrifft, soll im Folgenden eruiert werden.

3.2.2 Baugeschichte und -beschreibung

Die Vogelsangschule befindet sich in einem Wohngebiet im Westen der Stadt. Das Gelände war Standort der im Krieg zerstörten Johannesschule. Übergangsweise hatte man die Kinder in der Friedens- und Schwabschule untergebracht, doch der enorme Raumbedarf machte schon bald den Bau einer neuen Schule erforderlich, da die Kinder zeitweise sogar in mehreren Schichten unterrichtet werden mussten.³⁹⁸ Bereits im Dezember 1954 wurde das Raumprogramm für die neue Volksschule³⁹⁹ durch die Verwaltungsabteilung des Gemeinderates beschlossen.⁴⁰⁰

Der Auftrag an das Büro Behnisch + Lambart erfolgte im Sommer 1955 ohne Wettbewerb, da das Büro bereits durch andere Realisierungen im Bereich des Schulbaus auf sich aufmerksam gemacht hatte und damit als prädestiniert für die Umsetzung der Aufgabe galt.⁴⁰¹ Baubeginn der Schule war der 25. Februar 1959, nachdem das zweite Baugesuch am 12. Januar des gleichen Jahres genehmigt worden war – zwischen Auftrag

³⁹⁵ Vgl. Renz 2010, S. 189 f.

³⁹⁶ Vgl. Spieker 2006, S. 26.

³⁹⁷ Spieker sieht insbesondere bei der Kreishandelsschule, heute Schiller-Realschule, sowie dem Mädchengymnasium, heute Hans-Baldung Gymnasium, Entsprechungen in Bezug auf Organisation, Konstruktion, Materialverwendung sowie formalen Ausdruck zur Silcherschule. Vgl. dazu: Spieker 2006, S. 46 f.

³⁹⁸ Vgl. Fischer, Thomas: Vogelsangschule. Bauanalyse. Zugl. unveröffentlichte Abschlussarbeit, Universität Stuttgart 1988 (SAAI Karlsruhe), S. 27.

³⁹⁹ Heute ist die Vogelsangschule eine Grundschule.

⁴⁰⁰ o. A.: Einweihung der Vogelsangschule. In: Amtsblatt der Stadt Stuttgart (9. Februar 1961), S. 6.

⁴⁰¹ Zuvor hatte das Büro beispielsweise die Kreishandelsschule in Schwäbisch Gmünd (1952-1954) und das dortige Mädchengymnasium (1954-1956) realisiert. Vgl. dazu: Spieker 2006, S. 46.

und Baubeginn sind somit vier Jahre zu verzeichnen.⁴⁰² Die Einweihung der Schule konnte schließlich am 03. Februar 1961 erfolgen.⁴⁰³ Bereits das erste Baugesuch vom 27. August 1957 sah eine Pavillonschule vor, in der die Klassen der Unterstufe jeweils ein eigenes Gebäude erhalten sollten; Oberstufe, Fachklassen und Verwaltung sollten in einem Kerngebäude untergebracht werden. Auch die Berücksichtigung der Topographie und damit die Einfügung der Pavillons in den Hang des steil abfallenden Grundstückes waren bereits wesentliche konzeptionelle Überlegungen des ersten Baugesuchs. Die Klassenpavillons sollten von zwei Seiten belichtet werden sowie über einen kleinen Gruppenraum und einen Vorraum mit Garderobe verfügen. Entgegen der späteren Realisierung waren alle Dächer, auch jene des Hauptbaus, zunächst als Flachdach geplant. Im zweiten Baugesuch entschloss man sich dazu, jeweils zwei Pavillonbauten unter einem Dach zusammenzufassen. Ebenso gab es Änderungen bezüglich der Belichtung der Pavillons: Die zweiseitige Belichtung sollte nun durch eine zweistufige ersetzt werden. Ferner wurde ein separater Baukörper für die Turnhalle integriert.⁴⁰⁴ Mit den neuen Gebäuden erhielt die Schule nach dem Beschluss des Gemeinderates ihren neuen Namen Vogelsangschule. Die Bezeichnung bezieht sich auf das ehemalige Waldgebiet, das Rotenwäldle, das bekannt für seinen Vogelreichtum war. Später entstand dort das Wohngebiet, in dem sich auch die Vogelsangschule befindet.⁴⁰⁵

Das dicht besiedelte Wohngebiet mit vielen Bauten, die noch aus der Gründerzeit stammen, war seinerzeit einer der letzten noch vorhandenen Freiräume, dessen Charakter erhalten werden sollte. Verschiedene Schwierigkeiten galt es, zu bewerkstelligen: zum einen die Bebauung auf einem stark abschüssigen Gelände und zum anderen der darunter befindliche Luftschutzzollen.⁴⁰⁶ Darüber hinaus sollte die Schulanlage in den städtebaulichen Kontext integriert werden. Besonders die landschaftliche Situation, die für Stuttgart charakteristisch ist und auch das Grundstück und dessen Umgebung prägen, galt es dabei zu berücksichtigen. Mit folgenden Worten charakterisiert Behnisch rückblickend die Schule und die Situation, die Grundstück und Umgebung prägten:

„Der Talkessel, mit seinem engen, gewundenen Talboden, den bewegten Hängen mit den Nebentälern, das dichte Grün, in dem während des Sommers nur die Dächer der Wohnhäuser sichtbar waren, die kleinen Grundstücke, die vielen kurvigen und wenigen geraden Straßen, die Staffeln senkrecht zum Hang, die Brunnen und die Plätzchen, das ‚südliche‘ Klima und die Sorgsamkeit der Bürger, deren Gärten und Äcker. Vieles davon wurde zerstört, im Krieg und nach dem Krieg, Teile der

⁴⁰² Vgl. Fischer 1988, S. 28.

⁴⁰³ Vgl. ebd., S. 34.

⁴⁰⁴ Vgl. ebd., S. 28 f.

⁴⁰⁵ O. A.: Einweihung der Vogelsangschule. In: Amtsblatt der Stadt Stuttgart (09. Februar 1961), S. 6.

⁴⁰⁶ Vgl. Fischer 1988, S. 34.

Stadt sind jedoch verschont geblieben. In einer solchen alten Hangsituation im Westen von Stuttgart entstand 1957 die Vogelsangschule. Sie ist geprägt von dem, was einst den Charakter der Stadt und der Situation noch bestimmte: Der bewegte Hang, die Staffeln, die Bäume und Sträucher, die Aussicht und der sorgsame, sparsame Umgang mit diesen Dingen.“⁴⁰⁷

Dies zeigt sich auch bei näherer Betrachtung des Grundrisses, denn bei dem Bau der Vogelsangschule wurde von einem großmaßstäblichen Bau abgesehen und stattdessen eine Differenzierung in mehrere einzelne Baukörper vorgenommen, die sich entsprechend der Topographie in das nach Nord-Osten abfallende Gelände einpassen (Abb. 32). In diese Richtung erstrecken sich auch die Gebäude, die sich um einen großen Pausenhof herum gruppieren.

Am höchsten Punkt des Geländes liegt das Hauptgebäude mit Verwaltung, Fachklassen und den Klassenzimmern der älteren Jahrgänge, am niedrigsten Punkt die Sporthalle (Abb. 33).⁴⁰⁸ Diese fügt sich in die bereits vorhandene Bebauung der Seyfferstraße ein und entspricht demnach nicht der axialen Ausrichtung der anderen Gebäude. Darüber hinaus gibt es acht weitere Pavillonbauten, die jeweils ein Klassenzimmer für die Schüler der Unterstufe aufnehmen (Abb. 34). Jeweils zwei davon sind versetzt zueinander angeordnet (Abb. 35), durch ein gemeinsames Dach miteinander verbunden und reihen sich zu zwei Seiten entlang des Pausenhofes auf. Die Haupteinschließung der Anlage erfolgt im Süd-Westen über die Paulusstraße. Ein separater Eingang führt das Lehrpersonal von dort aus direkt in das Hauptgebäude und damit zu den Räumen der Verwaltung sowie dem Lehrerzimmer im ersten Obergeschoss. Die Schüler hingegen passieren den Weg zwischen Hauptgebäude und einem Klassenpavillon; so gelangen sie zum Pausenhof, der den Zugang zu allen Klassenräumen ermöglicht. Einen weiteren Zugang zum Schulgelände bietet eine steile Treppe, die von der Vogelsangstraße zum Pausenhof führt. Auf dem Pausenhof angekommen, wird der Blick auf die Gesamtanlage sowie auf die umliegende Umgebung freigegeben.

Innerhalb der Gesamtanlage fällt der Pausenhof durch seine großflächige Anlage auf. Diese entstand durch die Positionierung der Pavillonbauten und des Hauptgebäudes an den Rändern des Grundstücks. Auch bei dem Pausenhof wurde die Berücksichtigung der Topographie zum zentralen Thema, denn er ist entsprechend des Geländeverlaufs in unterschiedliche kleinere Bereiche eingeteilt, die durch Treppenstufen gegliedert werden. Die Treppenstufen dienen den Schülern gleichzeitig als Aufenthaltsort (Abb. 36), indem sie als Sitzmöglichkeiten fungieren können, etwa bei Veranstaltungen

⁴⁰⁷ Behnisch, Günter: Vogelsangschule. In: *architektur-galerie am weißenhof* (Hg): Günter Behnisch. Bauten in Stuttgart. Baunach 2003 (Ausst.-Kat. Günter Behnisch. Bauten in Stuttgart, *architektur-galerie am weißenhof*, Stuttgart 2003), S. 20-23, S. 20.

⁴⁰⁸ Im gleichen Gebäude sind noch ein Kindergarten und die Schulküche untergebracht. Vgl. dazu: Gauzin-Müller 1997, S. 34.

im Freien.⁴⁰⁹ Interessant scheint ferner die Verbindung zu den Klassenpavillons, da die Stufen zwischen den Einheiten visuelle Verbindungen herstellen. Im oberen Bereich des Pausenhofs befindet sich eine Grünfläche mit einem Kastanienbaum. Weitere kleinere Grünflächen gibt es zudem vor einigen der Pavillonbauten, die als Schulgarten genutzt werden können. Daneben befindet sich hinter dem Hauptgebäude eine große Obstbaumwiese, die zum Spielen von den Kindern genutzt werden kann. Mit dem nordöstlichsten Klassenpavillon endet auch der terrassierte Pausenhof; von dort führt eine schmalere Treppe hinunter zur Sporthalle mit Sportplatz (Abb. 37). Die Hangsituation und die differenzierte Gestaltung des Pausenhofes in Verbindung mit den Treppen, die zum Pausenhof oder der Sporthalle führen, zeigen die Beziehung zur landschaftlichen Situation Stuttgarts, die auch in Behnischs Zitat eingangs verdeutlicht wurde. So erinnert die Terrassierung an die bewegten und begrünten Hänge rund um den Talkessel Stuttgarts, die einstmals zum großen Teil dem Weinanbau dienten und an deren Stelle später Wohngebiete folgten. Die schmalen Treppen hingegen wecken Assoziationen an die *Weinbergstaffeln*, die früher den Zugang zu den terrassierten Hängen ermöglichten und dann durch Treppenanlagen ersetzt wurden, die noch heute das Stadtbild Stuttgarts prägen.⁴¹⁰

Weitere Analogien finden sich in der Disposition der Gebäude um den Pausenhof, Elisabeth Spieker sieht bei der Vogelsangschule ein Konzept der „Stadt in der Stadt“ verwirklicht. Die kleinteilige Gliederung zeige zudem Parallelen zu den umgebenden Wohnhäusern, die sich ebenso wie bei der Vogelsangschule aus der Anpassung an die Hanglage ergibt.⁴¹¹ Gilbert Lupfer vergleicht die Anordnung der Bauten um den Pausenhof mit einem „Schuldorf“, bei dem sich die Klassenhäuser zu den Seiten der „Dorfstraße“ aufreihen und sich dabei dem Hauptgebäude unterordnen, dass innerhalb des Schuldorfes die Funktion des „Gemeinschaftshauses“ übernimmt. Als zweiten Mittelpunkt der Anlage stellt er den verbreiterten Bereich des Pausenhofes heraus, den er als „Marktplatz“ bezeichnet.⁴¹² Deutlich wird dadurch, dass es sich hierbei sowohl um einen zweiten räumlichen Mittelpunkt handelt als auch um einen weiteren zentralen Ort der Kommunikation zwischen den Schülern. Der Vergleich mit einer Stadt- oder Dorfstruktur ist vor allem durch die Anordnung der Pavillonbauten gegeben, die einen Hof ausbilden mit „Ausweitungen und Verengungen, wie es sie in verändertem Maßstab auch in einer Stadteinheit gibt.“⁴¹³

⁴⁰⁹ O. A.: Vogelsangschule. In: Baumeister 61 (1964) 3, S. 229-234, S. 232.

⁴¹⁰ Vgl. Spieker 2006, S. 51; vgl. Landeshauptstadt Stuttgart: Stuttgarter Stäffele. <http://www.stuttgart.de/item/show/14954> [Stand: 01.12.2014].

⁴¹¹ Vgl. Spieker 2006, S. 50 f.

⁴¹² Vgl. Lupfer 1997, S. 270.

⁴¹³ Fischer 1988, S. 31.

Jeweils zwei Pavillons sind durch ein gemeinsames Dach zu einer Einheit zusammengefasst. Entsprechend der Hangsituation befindet sich der jeweils östliche der beiden Klassenpavillons ein halbes Geschoss unterhalb des anderen und ragt etwa um die Breite eines halben Klassenzimmers weiter in den Hof hinein (Abb. 38). Die Dächer der Pavillonbauten sind mit Eternit bedeckte Pultdächer, die versetzt zueinander angeordnet sind. Die Klassenzimmer verfügen durch das darin eingefügte Fensterband über eine weitere natürliche Lichtquelle. Durch die Disposition der Klassenpavillons und das dazwischen fortgeführte flachgeneigte Dach entsteht ein überdachter Pausenhofbereich. Von dort führen separate Eingänge in die Klassenzimmer. Im Nord-Westen, wo das Gelände hinter den Baukörpern stark abfällt, erfolgt der Zugang zum Teil mittels Treppen. Die Hangsituation bedingt auch die Anordnung der dazugehörigen Sanitärräume, die auf dieser Seite in das abfallende Gelände integriert werden mussten und jeweils von zwei Klassen zusammen genutzt werden; anders auf der gegenüberliegenden Hofseite, wo der Zugang zu den Pavillons ebenerdig erfolgt und die Sanitärräume in einem eigenen Baukörper jeweils zwischen den beiden Klassenpavillons untergebracht sind (Abb. 39).

Die Stahlbetonkonstruktion ist mit rotem Backsteinmauerwerk verblendet. Der Rotton des Mauerwerks bestimmt dabei wesentlich das Erscheinungsbild der Bauten im Außenraum. Einen farblichen Akzent bilden die Fenster, die in einem Grünton gestrichen wurden.

Der Grundriss aller Klassenzimmer ist nahezu quadratisch und wird durch einen schmalen Garderobenbereich sowie einen Gruppenarbeitsraum ergänzt. Die Glasabtrennung ermöglicht vom Klassenraum aus Einblicke in diese Bereiche und bietet eine weitere Möglichkeit der Belichtung. Für den Klassenraum bieten sich zahlreiche Variationen der Möblierung für verschiedene Unterrichtsformen, etwa das Arbeiten in Gruppen. Belichtet wird der Raum durch das bereits genannte Oberlichtband, aber vor allem durch die lange Fensterreihe zur Hofseite, die neben der Belichtung den Bezug zum gemeinschaftlichen Leben auf dem Schulhof herstellt.⁴¹⁴

Während die jüngeren Schüler in den Klassenpavillons untergebracht sind, findet der Unterricht der älteren Jahrgänge im Hauptgebäude statt, das sich am höchsten Punkt des Geländes befindet (Abb. 40). Drei Flügel gruppieren sich um die Aula, die den Mittelpunkt des Gebäudes bildet. Die einzelnen Gebäudeflügel sind in Höhe und Länge differenziert. Der Blick in die Aula wird von außen durch die große, mit Stahlprofilen gegliederte Glasfläche freigegeben, die die vierte Seite des Baukörpers bildet.⁴¹⁵ Hier befindet sich auch der Eingang in das Gebäude, der sich in die gläserne Rasterfassade

⁴¹⁴ Vgl. Fischer 1988, S. 38.

⁴¹⁵ Vgl. Lupfer 1997, S. 268.

einfügt. Während der nördliche Gebäudeflügel auf Höhe der Glaswand der Aula endet, ragt der südliche in den obersten Pausenhof hinein. Durch die versetzte Disposition der Baukörper entsteht durch das gemeinsame Dach wiederum eine überdachte Fläche – hier vor dem Eingang zum Hauptgebäude. Zur linken des Eingangs wird am südlichen Gebäudeflügel ein Balkon entlanggeführt (Abb. 41). Dieser ist die Fortsetzung der Galerie des ersten Obergeschosses. Den Abschluss des Balkons bildet ein Relief mit einer abstrakten Vogeldarstellung, in Anlehnung an den Schulnamen. Doch nicht nur durch die fortgesetzte Galerie wird die enge Verbindung von Innen und Außen deutlich, denn die Unterstützung des Dachfirstes erfolgt mithilfe einer freistehenden Stütze im Pausenhofbereich, die die Glasfläche durchdringt und in den Innenraum hineingeführt ist.⁴¹⁶ Auch die Backsteinmauerwände des Außenraums werden im Innenraum fortgeführt. Die tragende Funktion übernimmt allerdings die dahinterliegende, mit dem Mauerwerk verblendete Stahlbetonkonstruktion.⁴¹⁷ Die Verwendung des Mauerwerks suggeriert das Ineinanderfließen von Innen- und Außenraum.

Im Inneren des Gebäudes bildet die große, quadratische Aula das Zentrum des Baus und bietet damit genügend Platz, um darin Veranstaltungen für Schüler und Eltern auszurichten (Abb. 42).⁴¹⁸ Von der umlaufenden Galerie des ersten Obergeschosses aus kann das Geschehen in der Halle beobachtet werden; bei Festivitäten finden hier zudem weitere Personen Platz. Der nordwestliche Trakt nimmt über zwei Geschosse hinweg die Räume für den Fachunterricht auf: den Musikraum im Erdgeschoss; Räume für den Naturkundeunterricht und Werken im Obergeschoss, die ergänzt werden durch jeweils einen Raum zur Lehrmittel- und Materialaufbewahrung sowie einen Vorbereitungsraum. Ferner befinden sich in diesem Trakt im Erdgeschoss ein Arzttraum, ein Elternsprechzimmer sowie ein Raum für den Hausmeister. Auch der gegenüberliegende Trakt im Süd-Osten erstreckt sich über zwei Geschosse. Hier sind die Klassenräume untergebracht. Weitere Klassenräume befinden sich im Erdgeschoss und Galeriegeschoss des dreigeschossigen Querriegels. Den größten Teil des Galeriegeschosses nimmt die Verwaltung mit dem Lehrerzimmer ein. Im dritten Geschoss befinden sich mit einem Religionsraum und einem Zeichensaal weitere Fachräume. Der Zugang erfolgt über ein separates Treppenhaus, das durch Glasbausteine belichtet wird (Abb. 43).

Im Oktober 1963 wurde Günter Behnisch und seinem Partner Bruno Lambart für die Vogelsangschule der Paul-Bonatz-Preis der Stadt Stuttgart im Bereich Sozialbauten verliehen. In der Begründung heißt es:

⁴¹⁶ Vgl. Blundell Jones 2000, S. 28.

⁴¹⁷ Spieker 2006, S. 53.

⁴¹⁸ Vogelsangschule 1964, S. 234.

„Das starke Gefälle des Hanggrundstücks wurde durch eine geschickte Gruppierung der Schulanlage gemeistert. Die gut durchgebildeten Pavillonbauten der Unterstufe sind um wohlproportionierte, der Höhe nach differenzierte Freiräume angeordnet. Den Mittelpunkt der Anlage bildet die eindrucksvolle Halle des Hauptgebäudes, die vielen Zwecken nutzbar gemacht werden kann. Die genannten Vorzüge ergeben zusammen mit der disziplinierten Verwendung von wenigen Baustoffen und Farben eine freundliche, dem Kinde angemessene Gesamtwirkung.“⁴¹⁹

3.2.3 Architekturhistorische Einordnung

Wie die Darstellung der Schulbauentwicklung der 1950er Jahre verdeutlicht hat, stellte die städtebauliche Einordnung der Schulen eine wesentliche Frage dar. Im Rahmen der Schulbautagungen hatte man eine von äußeren Beeinträchtigungen geschützte Lage der Schulen in Verbindung mit der Natur gefordert. Damit grenzte man sich vor allem von jenen Schulhäusern ab, die in der Vergangenheit an viel befahrenen Straßen und öffentlichen Plätzen errichtet worden waren. Auch die sogenannten *Schulkasernen* mit ihren beengten Grundstücken galten als Negativbeispiele. Die Überlegungen gingen jedoch weit über die Standortfrage hinaus. So sprach Alfred Roth davon, „die Schulbaufrage zu einem integrierten Bestandteil der Stadtplanung zu machen.“⁴²⁰ Dazu führte er die Berechnung einer Quartierseinheit mit 5.000 Einwohnern an, die eine Volksschule für 500 Kinder erfordern und damit gute Voraussetzungen für die Länge und Gestaltung des Weges zur Schule bringen würde. Als äquivalenten Begriff für die Quartierseinheit benutzt auch Roth den Begriff *Nachbarschaft*. Der Schweizer Architekt bezieht sich in seiner Betrachtung unter anderem auf die Vereinigten Staaten sowie Großbritannien.⁴²¹ Nicht nur hinsichtlich des Begriffs der Nachbarschaft lassen sich in diesem Zusammenhang Parallelen zu dem in der Bundesrepublik postulierten Leitbild der gegliederten und aufgelockerten Stadt feststellen. Die Vorstellung der Stadtgliederung findet sich nicht nur in der Publikation von Göderitz, Rainer und Hoffmann, die 1957 erschienen war, sondern auch bei Hans Bernhard Reichow. Dieser hatte in seiner Publikation mit dem Titel „Organische Stadtbaukunst“ aus dem Jahr 1948 die Parteigröße als vormalige Gliederungseinheit durch das Einzugsgebiet einer Volksschule subsituiert. Das Leitbild der gegliederten und aufgelockerten Stadt, das den Wiederaufbau bestimmen sollte, ging jedoch auf die seit der Wende zum 20. Jahrhundert immer wieder erneut formulierte Absicht zurück, eine Symbiose von Stadt und Landschaft und damit einhergehend eine Auflockerung städtischer Strukturen schaffen zu wollen. Der ideengeschichtliche Hintergrund reicht von Ebenezer Howards Gartenstadt-Konzept, den utopischen Visionen Bruno Tauts nach dem Ersten Weltkrieg bis zu den Siedlungs-

⁴¹⁹ o. A.: Paul Bonatz Preis 1963. In: Deutsche Bauzeitung (1963) 12, S. 995-997, S. 997.

⁴²⁰ Roth 1950, S. 11.

⁴²¹ Vgl. ebd.

planungen von Ernst May in den 1920er Jahren.⁴²² Auch in der Zeit des Nationalsozialismus blieben diese Vorstellungen präsent und wurden mit den politischen Intentionen verbunden. Die Planungskonzepte wurden, wie beispielsweise im Fall von Reichow, auch nach dem Zweiten Weltkrieg unter Austausch der Terminologien fortgeführt und darüber hinaus durch den Verweis auf parallele Entwicklungen im Ausland legitimiert.

Auch das 1950 auf der Schulbautagung in Stuttgart vorgestellte Siedlungsmodell des Züricher Stadtbaumeisters Albert Heinrich Steiner, das die Unterteilung in verschiedene Einheiten, die *Units*, darstellt, ist in diesem Kontext zu betrachten. In den trennenden Grünzügen sind die Schulen verortet. Wie Kerstin Renz dargelegt hat, kann die Schulanlage von Günter Wilhelm am Gänsberg als Umsetzung eines solchen Siedlungsmodells interpretiert werden. Die Schule liegt am Rand einer neu geschaffenen Versuchssiedlung. Die verschiedenen Baukörper erstrecken sich weiträumig auf dem Grundstück einer ehemaligen Streuobstwiese. Damit stellt die Schulanlage einen Gegenentwurf zu den städtischen Schulen dar, deren Lage vor allem repräsentativen Zwecken genügen sollte.⁴²³

Anders bei der Vogelsangschule, bei der das zur Verfügung stehende Gelände inmitten eines bereits vorhandenen Wohngebietes liegt. Dennoch nähert man sich auch hier dem Ideal einer Schule im Grünen: Zum einen durch die Unterteilung in ein Hauptgebäude und mehrere Klassenpavillons, die an die Ränder des Grundstücks versetzt sind, sodass dazwischen genügend Freiraum für den großflächig angelegten Schulhof zur Verfügung steht. Zum anderen wurden bei der Gestaltung regionaltypische Landschaftselemente aufgegriffen, die Assoziationen zu den Weinbergstaffeln und den terrassierten Weinbergen wecken. Elisabeth Spieker stellt daher fest:

„Die Einbindung in die Landschaft ist aber nicht nur als regionaltypisches Kennzeichen zu sehen, sondern entspricht ebenso dem zeittypischen städtebaulichen Leitbild der 50er Jahre. Die Begriffe Stadtlandschaft und Geländere relief sind hier ebenso zutreffend wie in Bezug auf die Stadt als Ganzes.“⁴²⁴

Die Architektin bezieht sich diesbezüglich auf Parallelen zum Entwurf der Volksschule in Darmstadt von Hans Scharoun, der die *Schulschaften* analog zum Begriff *Nachbarschaft* interpretierte. Daraus folgte Spieker eine unbewusste gedankliche Nähe des Entwurfs von Behnisch + Lambart zu den Vorstellungen Scharouns.⁴²⁵ Auf die Unterschiede wird im Folgenden noch hinzuweisen sein. Gemeinsam sind den beiden Entwürfen aber die Analogien zum städtebaulichen Leitbild der gegliederten und aufgelö-

⁴²² Vgl. Rohlmann 2004, S. 28.

⁴²³ Vgl. Renz 2010, S. 190.

⁴²⁴ Spieker 2006, S. 51.

⁴²⁵ Vgl. ebd., S. 51 f.

ckerten Stadt, das allerdings in einem verkleinerten Maßstab, dem der Schulanlage, zur Anwendung gekommen ist.

Wie anhand der Schule am Bruderholz in Basel sowie der Primarschule am Felsberg verdeutlicht wurde, stellen der Bezug zur und die Integration in die umgebende Landschaft typische Charakteristika des Schweizer Schulbaus in den 1930er und 1940er Jahren dar. Kennzeichnend waren für die Schweizer Schulbauten ferner die Gestaltung der Pausenhöfe, die mit dem Ziel einer kindgerechten Gestaltung in verschiedene Bereiche unterteilt wurden. Zur Untergliederung nutzte man Treppen und Bepflanzungen. Diese Differenzierung der Pausenhoffläche wurde auch bei der Vogelsangschule umgesetzt. Die kleineren Pausenhofbereiche, die durch die Überdachung zwischen zwei Pavillons entstanden sind, bieten vor allem den jüngeren Schülern einen überschaubaren Bereich, in dem sie sich bewegen können, ohne jedoch den Bezug zu ihrer Klassengemeinschaft zu verlieren. Eine weitere Untergliederung erfolgt mittels Treppenstufen, die entlang des abfallenden Terrains verschiedene Ebenen ausbilden. Die Berücksichtigung des kindlichen Maßstabs bei der Gestaltung wurde auch im Kontext der Schulbautagungen aufgegriffen. Daraus resultierte die Empfehlung für eine eingeschossige, aufgelockerte Bauweise. Dieser Forderung entsprach am ehesten die Pavillonschule als Bautyp, die bereits in den 1920er Jahren unter dem Einfluss der Reformbestrebungen in einigen Beispielen umgesetzt wurde. Die Klassenräume wurden zudem durch einen Platz für den Freiluftunterricht ergänzt. Auch die Schule auf dem Bruderholz in der Schweiz ist eine Pavillonschule, die über Freiluftunterrichtsplätze verfügt. Die Vogelsangschule ist, ebenso wie die Schulanlage am Gänsberg eine Mischform aus einem mehrgeschossigen Bau, dem Hauptgebäude und den Klassenpavillons.⁴²⁶ Auch, wenn sich vor einigen der Klassenpavillons kleine Grünflächen befinden, wurde auf der Anlage auf Freiluftunterrichtsplätze verzichtet.

Die Differenzierung zwischen den jüngeren Schülern, die in den Klassenpavillons untergebracht sind, und den älteren Schülern, deren Klassenräume sich im Haupthaus befinden, zeigt Analogien zu den Gedanken Hans Scharouns. Dieser ging, wie bereits dargelegt, von den verschiedenen Entwicklungsstufen des Kindes aus und leitete daraus die architektonische Form ab.⁴²⁷ Auch wenn die Stuttgarter Schule auf die verschiedenen Entwicklungsstufen der Kinder insofern Rücksicht nimmt, als dass die wohnliche Atmosphäre der Klassenpavillons den jüngeren Schülern den Übergang vom Familienleben zum Schulalltag erleichtern soll, stellt der Darmstädter Entwurf Scharouns dennoch im Vergleich dazu eine sehr eigenwillige Auffassung von Schule und Erziehung dar. Denn, obwohl der Darmstädter Entwurf seinerzeit eine hohe Be-

⁴²⁶ Vgl. Lupfer 1997, S. 268.

⁴²⁷ Vgl. Spieker 2006, S. 51.

kanntheit erlangte, beschränkte sich der Einfluss des Konzeptes im westdeutschen Schulbau hauptsächlich auf die inhaltliche, nicht auf die bauliche Umsetzung.⁴²⁸

Das Hauptaugenmerk lag jedoch auf dem Klassenraum. Der Empfehlung nach einem nahezu quadratischen Grundriss sowie einer beweglichen Bestuhlung kam man bei der Vogelsangschule nach. Anstelle der zweiseitigen wurde bei den Klassenpavillons jedoch eine zweistufige Belichtung umgesetzt. Bei den Klassenräumen im Hauptbau erfolgt die Belichtung hingegen nur einseitig.

Der Einfluss des skandinavischen Schulbaus lässt sich bei dem Hauptbau feststellen und ist nach Gilbert Lupfer „die erste Hallenschule nach skandinavischem Vorbild in Stuttgart und damit eine Erweiterung der Schulbau-Typologie.“⁴²⁹ Vor allem die zentrale Halle war ein typisches Kennzeichen, wie man sie beispielsweise bei der Långbrodal-Schule in Stockholm findet.

In Bezug auf die Konstruktion und die Materialverwendung sieht Spieker „Hinweise auf die traditionellen, regionalen Grundlagen Behnischs [...]“⁴³⁰ Die Kombination von Betonelementen mit Backsteinmauerwerk zeigt zudem Bezüge zu Wilhelms Schulanlage am Gänsberg.⁴³¹ Auch bei den Beispielen aus der Schweiz und Skandinavien wurden vor allem regionale Baumaterialien in Verbindung mit rotem oder gelbem Backstein verwendet, um damit das Gebäude besser in die Landschaft einzubinden. Bei der Bauweise spielte die Vorfabrikation für die Vogelsangschule noch keine besondere Rolle. Die Vorfabrikation von Bauelementen hatte man vor allem in England maßgeblich weiterentwickelt, in der Bundesrepublik dauerte es jedoch bis zur Mitte der 1950er Jahre, bis diese sich auch dort vermehrt durchsetzte.⁴³²

Dass sich jedoch auch Behnisch + Lambart zu diesem Zeitpunkt bereits der Vorfertigung widmeten, belegt das zwischen 1956 und 1959 erbaute Hohenstaufengymnasium in Göppingen (Abb. 44). Hierbei nutze man erstmals in der Fabrik vorgefertigte Fassadenelemente.⁴³³ Die Hinwendung zu vorgefertigten Bauelementen sollte die Arbeit Günter Behnischs und seines Teams in den folgenden Jahren maßgeblich bestimmen. Die steigende Bedeutung der Vorfabrikation charakterisiert den architektonischen Wandel zu Beginn der 1960er Jahre und beschränkte sich dabei nicht allein auf den Schulbau.

„Die Vogelsangschule stellt ein qualitativ herausragendes Beispiel für den Schulbau der späten fünfziger Jahre dar und verkörpert präzise dessen Ideale“⁴³⁴, resümiert

⁴²⁸ Vgl. Rohlmann 2004, S. 246.

⁴²⁹ Lupfer 1997, S. 270.

⁴³⁰ Spieker 2006, S. 53.

⁴³¹ Vgl. Lupfer 1997, S. 264.

⁴³² Vgl. Rohlmann 2004, S. 244 f.

⁴³³ Vgl. Spieker 2006, S. 63.

⁴³⁴ Vgl. Lupfer 1997, S. 271.

Gilbert Lupfer. Wie die Architekturbeschreibung verdeutlicht hat, orientierten sich Behnisch + Lambart vorwiegend an den Richtlinien der Schulbautagungen, die bereits zu Beginn der 1950er Jahre formuliert worden waren und in der Tradition der reformpädagogischen Bewegung standen, die während des Zweiten Weltkriegs unter anderem in der Schweiz ihre Fortsetzung fand. Dennoch waren in den 1950er Jahren nur wenige beispielhafte Bauten entstanden, die die genannten Forderungen tatsächlich umsetzten. Zu diesen gehörte unter anderem die Schulanlage am Gänsberg von Günter Wilhelm, die auch bei der Vogelsangschule beispielgebend wirkte. Das Hohenstaufengymnasium in Göppingen belegt, dass bereits zum Ende der 1960er Jahre vor allem in baukonstruktiver Hinsicht ein Wandel einsetzte, der den Entwurf der Vogelsangschule jedoch noch nicht wesentlich beeinflusste. Wie bereits erläutert, stellte das Hauptgebäude ein Novum im Stuttgarter Schulbau dar. Das Erscheinungsbild des Gebäudes wird wesentlich durch die großflächige Verglasung zum Schulhof bestimmt. Dadurch wird ein deutlicher Bezug zwischen Innen- und Außenraum hergestellt. Durch die umfassende Verwendung von Glas kann der Bau zudem eine gewisse Leichtigkeit ausdrücken, die durch die zueinander versetzten Baukörper unterstützt wird. Ein eigenwilliges Detail ist dabei die Stütze, die die Glasfläche durchdringt und bis in den Innenraum fortgeführt wird. Der Eingang in das Hauptgebäude wurde nicht besonders hervorgehoben. Entgegen dem Schulbau der Vorkriegszeit wird mit dem Gebäude kein Repräsentationsanspruch mehr verbunden. Die Vogelsangschule verdeutlicht die veränderten Forderungen, die den Schulbau der 1950er Jahre kennzeichnen: Der Pausenhof und die Aula dienen dem sozialen Miteinander; durch die großflächige Verglasung wird das Schulleben nicht nach außen hin abgeschlossen, sondern öffnet sich zur Umgebung und damit zu dem umliegenden Wohngebiet.⁴³⁵ Auf repräsentative Gesten, die mit der Architektur kommuniziert werden sollen, wird gänzlich verzichtet. Folglich gibt es auch keine Hauptfassade oder einen besonders hervorgehobenen Eingang.⁴³⁶

Der Baumeister schrieb: „Die glückliche Raumbildung vermag dem jungen Bürger einen städtebaulichen Maßstab zu geben, wenn man daran glaubt, daß die Form den Menschen bildet.“⁴³⁷ Damit werden noch einmal die Erwartungen deutlich, die man seinerzeit mit dem Schulbau als einer der wichtigsten Bauaufgaben der Nachkriegszeit verband.⁴³⁸

⁴³⁵ Vgl. Rohlmann 2004, S. 257.

⁴³⁶ Vgl. ebd., S. 259.

⁴³⁷ Vogelsangschule 1964, S. 232.

⁴³⁸ Vgl. Lupfer 1997, S. 270.

4 Technikglaube und Fortschrittsoptimismus – Bauen in der Zweiten Nachkriegsmoderne

4.1 Architektur und Städtebau (1963-1980)

1962 erfolgte die Trennung der Büropartnerschaft von Günter Behnisch und Bruno Lambart.⁴³⁹ Lambart war zurück in seine Heimatstadt Düsseldorf gezogen, wo er nach einigen Wettbewerbserfolgen ein weiteres Büro gegründet hatte. Schließlich hatte man sich dazu entschlossen, die beiden Büros in Stuttgart und Düsseldorf unabhängig voneinander zu führen.⁴⁴⁰ Das Stuttgarter Büro firmierte seit 1966 unter dem Namen Behnisch & Partner. Zu den Partnern gehörten seitdem Fritz Auer, Carlo Weber, Winfried Büxel, Erhard Tränkner sowie ab 1967 Manfred Sabatke. Seit 1969 arbeitete auch Christian Kandzia für das Architekturbüro.⁴⁴¹

Bereits bei dem Bau des Hohenstaufengymnasiums in Göppingen hatte sich der Weg des Architekturbüros angedeutet, der die folgende Dekade maßgeblich bestimmen sollte. Damals hatte man die Verwendung vorgefertigter Fassadenelemente erprobt, während die Ausführung des Rohbaus noch in Ortbeton erfolgt war.⁴⁴² Der Einsatz industriell gefertigter Bauteile beeinflusste die Arbeit des Architekturbüros in den 1960er Jahren maßgeblich. Zum Einsatz kamen diese etwa bei der Errichtung der Ingenieurschule in Ulm.⁴⁴³ Im Anschluss erfolgte der Auftrag für den Neubau einer weiteren Ingenieurschule in Aalen.⁴⁴⁴

In den folgenden Jahren sollten Behnisch und sein Team zu den Pionieren im Bereich der Vorfertigung avancieren. Dazu kooperierten sie mit Unternehmen wie Louis Rostan und Dyckerhof & Widmann.⁴⁴⁵ Gemeinsam mit der Firma Rostan erfolgte auch die Entwicklung von Montageschulen, die als *System Behnisch* beworben wurden. Insgesamt wurden vier Typengrundrisse angeboten, die mit einer Bauzeit von nur drei bis fünf Monaten, je nach Typ, realisiert werden sollten. Solche Montageschulen wurden beispielsweise in Villingen und Radolfzell gebaut.⁴⁴⁶ Ein Wendepunkt in dieser Ent-

⁴³⁹ Vgl. Spieker 2006, S. 57.

⁴⁴⁰ Vgl. Blundell Jones 2000, S. 10; vgl. Behnisch, Günter: Über unser Büro (1994). www.behnisch-partner.de/lectures-and-essays/ueber-unser-buero [Stand: 14.02.2016].

⁴⁴¹ Vgl. Spieker 2006, S. 374.

⁴⁴² Ebd., S. 63.

⁴⁴³ Behnisch 1994.

⁴⁴⁴ Vgl. ebd.

⁴⁴⁵ Vgl. Spieker 2006, S. 72.

⁴⁴⁶ Vgl. ebd.

wicklung zeichnete sich Mitte der 1960er Jahre ab, wie die Mittelpunktschule in Oppelsbohm und das später realisierte Progymnasium in Lorch belegen.⁴⁴⁷

1967 wurde Günter Behnisch an die Technische Hochschule Darmstadt berufen. Er trat damit die Nachfolge von Ernst Neufert an und übernahm dessen Lehrstuhl *Entwerfen, Baugestaltung und Industriebaukunde*.⁴⁴⁸

„An eine Fortsetzung dessen Werkes für die Baunormung, die Industrialisierung des Bauwesens und den Industriebau wird Behnisch zu diesem Zeitpunkt keinen Gedanken mehr verloren haben. Es ging um die Zukunft.“⁴⁴⁹

Hansjakob Führer, der bereits als Assistent Ernst Neuferts gearbeitet hatte, übernahm bis 1972 die Vorlesungen. Die vermittelten Inhalte orientierten sich weiterhin an der Lehre Neuferts. Die Unterstützung in der Lehre sowohl durch Führer als auch Behnischs Partner Manfred Sabatke, der für zwei Semester in Darmstadt in der Lehre tätig war, wurde notwendig im Hinblick auf die parallel verlaufenden Planungen für die Olympischen Spiele in München, auf die sich der Architekt Behnisch in dieser Zeit fokussierte.⁴⁵⁰

„Ein außergewöhnliches Ereignis in der Geschichte unseres Büros war sicher der erste Preis (1967) und dann der Auftrag (1968) für den Olympia-Park in München“⁴⁵¹, erinnerte sich Behnisch später. Doch nicht nur für das Werk des Stuttgarter Architekten, sondern auch für die Architekturentwicklung in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts stellten die Bauten und Anlagen in München einen Höhepunkt dar.

Die 1960er und beginnenden 1970er Jahre waren geprägt durch den Wirtschaftsaufschwung, steigende Bevölkerungsprognosen sowie den zunehmenden Glauben an die Möglichkeiten der Technik. Bereits in den 1950er Jahren verzeichneten die Länder, die unmittelbar vom Krieg betroffen waren, ein starkes wirtschaftliches Wachstum. In besonderem Maße traf dies auf die Bundesrepublik zu, bei der man von einem Wirtschaftswunder sprach.⁴⁵² Die Grenze zur Vollbeschäftigung hatte man bereits 1958 erreicht, denn das wirtschaftliche Wachstum bedingte auch einen gestiegenen Bedarf an Arbeitskräften. Durch die gute Beschäftigungslage verzeichnete man zudem einen Anstieg der Arbeitslöhne.⁴⁵³ Die Gesellschaft war gekennzeichnet von allgemeinem Wohlstand. Damit einhergehend veränderte sich auch das Konsumverhalten, das zusätzlich durch die Einführung der arbeitsfreien Samstage in 1956 und die Vierzig-

⁴⁴⁷ Vgl. ebd., S. 100.

⁴⁴⁸ Vgl. ebd., S. 104.

⁴⁴⁹ Cuadra, Manuel: Schüler? Lehrer? Behnisch und die „Darmstädter“. In: db Deutsche Bauzeitung 126 (1992) 2, S. 14-16, S. 16.

⁴⁵⁰ Vgl. Spieker 2006, S. 104.

⁴⁵¹ Vgl. Behnisch 1994.

⁴⁵² Vgl. Düesberg 2013, S. 9.

⁴⁵³ Vgl. Durth/Sigel 2009, S. 518.

Stunden-Woche geprägt wurde. Infolgedessen hatte auch der Stellenwert der Erwerbsarbeit an Bedeutung verloren.⁴⁵⁴ Darüber hinaus waren einhergehend mit dem technischen Fortschritt und den neuen Möglichkeiten zur Massenproduktion die Preise deutlich gesunken.⁴⁵⁵ Kühlschränke, Autos oder Fernseher, die zuvor noch als Luxusgüter galten, etablierten sich nun bald zu weit verbreiteten, erschwinglichen Konsumgütern.⁴⁵⁶ Besaßen 1952 nur drei Millionen Menschen in der Bundesrepublik ein Auto, stieg die Zahl der Autobesitzer bis 1966 auf 13 Millionen. Die Steigerung des damit verbundenen Verkehrsaufkommens führte in der Folge unweigerlich zu Schwierigkeiten, da man diesen Zuwachs in den Wiederaufbauplanungen nicht vorgesehen hatte.⁴⁵⁷

Immer mehr Menschen arbeiteten im Dienstleistungssektor – ein Umstand, der aus der vermehrten Rationalisierung der Produktion resultierte. Dieser Wandel wirkte sich auch auf den Städtebau aus.⁴⁵⁸ In den Innenstädten siedelten sich zahlreiche monofunktionale Dienstleistungszentren an.⁴⁵⁹ Infolge des wachsenden Investitionsdrucks der Dienstleistungsunternehmen musste man außerdem an den Stadtrand oder an die angrenzenden Wohngebiete ausweichen, so beispielsweise im Frankfurter Westend. Aus dieser Entwicklung resultierten zwei Probleme: Zum einen die Verödung der Innenstädte, die sich nach Ladenschluss einstellte, zum anderen der Widerstand der Bewohner, die immer mehr aus ihren einstmaligen Wohngebieten verdrängt werden sollten.⁴⁶⁰

Der Strukturwandel war auch vor dem Hintergrund globaler Wandlungsprozesse zu sehen. 1954 hatte der französische Ökonom Jean Fourastié seine viel beachtete Schrift „Die große Hoffnung des XX. Jahrhunderts“ veröffentlicht. Darin beschrieb er die Entwicklung hin zu neuen Lebensweisen. In der stetigen Automatisierung der Produktion sah Fourastié die fortschreitende Loslösung der Menschen von der körperlichen Arbeit und den Anfang einer neuen Mobilität. Diese Vorstellung beeinflusste zahlreiche Stadtvisionen, die einhergehend mit den neuen Lebensweisen von mobilen und flexiblen Baustrukturen ausgingen. Weltweit wirkten sich die Vorstellungen von implementierten und transportablen Bauten auf die Architekturentwürfe aus; so hatte sich etwa Richard Buckminster Fuller mit der Entwicklung transportabler Häuser beschäftigt.⁴⁶¹

⁴⁵⁴ Vgl. Lange, Ralf: Architektur und Städtebau der sechziger Jahre. Planen und Bauen in der Bundesrepublik Deutschland und der DDR von 1960 bis 1975 (Schriftenreihe des Deutschen Nationalkomitees für Denkmalschutz, Bd. 65). Bonn 2003. S. 7.

⁴⁵⁵ Vgl. Düesberg 2013, S. 11.

⁴⁵⁶ Vgl. Lange 2003, S. 7.

⁴⁵⁷ Vgl. Müller-Raemisch, Hans-Reiner: Urbanität durch Dichte. In: Müller-Raemisch, Hans-Reiner (Hg.): Leitbilder und Mythen in der Stadtplanung. 1945-1985. Frankfurt am Main 1990, S. 59-89, S. 81.

⁴⁵⁸ Vgl. ebd. S. 59.

⁴⁵⁹ Vgl. Lange 2003, S. 30.

⁴⁶⁰ Vgl. Müller-Raemisch 1990a, S. 78.

⁴⁶¹ Vgl. Durth/Sigel 2009, S. 518.

Die Zeit war durch eine große Fortschrittsgläubigkeit in Bezug auf die Technik gekennzeichnet. Das schnelle Voranschreiten technischer Innovationen, seien es Objekte oder Prozesse, war unter anderem eine Folge des vorangegangenen Krieges. Nach dessen Beendigung konnten die in diesem Zusammenhang entwickelten Errungenschaften für zivile Zwecke genutzt werden. Dazu gehörte auch die Atomenergie, die seit 1951 zur Energiegewinnung eingesetzt wurde. Mit dem Bau der ersten Atomkraftwerke war auch die Hoffnung verbunden, dass damit alle Energieprobleme überwunden sein würden.⁴⁶² In den USA hatte man 1951 erstmals einen Forschungsreaktor zur Stromerzeugung aus Kernenergie errichtet. In Russland folgte die Eröffnung des ersten Atomkraftwerkes drei Jahre später. Auch in der Bundesrepublik schloss man sich der Entwicklung an: In der Nähe von München eröffnete 1957 der erste Forschungsreaktor, 1961 wurde das erste deutsche Kernkraftwerk in der Nähe von Frankfurt am Main in Betrieb genommen. Mit dem Umstieg von fossilen Energieträgern auf die Atomkraft waren umfassende Leistungssteigerungen verbunden.⁴⁶³

Auch die Raketentechnik war während des Krieges wesentlich weiterentwickelt worden. Die Großmächte USA und Sowjetunion standen sich im Bereich der Raumfahrt als Konkurrenten gegenüber. Während die Sowjetunion 1957 den Satelliten Sputnik in die Erdumlaufbahn brachte, konnten die USA 1969 die erste bemannte Mondlandung als Erfolg für sich in Anspruch nehmen. Diese technischen Entwicklungsprozesse implizierten einen erhöhten Fachpersonalbedarf, für den es jedoch an Ausbildungsstätten mangelte.⁴⁶⁴

Ein Thema, mit dem man sich in dieser Zeit intensiv auseinandersetzte, war die prognostizierte Bevölkerungsentwicklung, bei der man von einer Verdoppelung der Weltbevölkerung bis zur Jahrtausendwende ausging. Einhergehend mit dem Strukturwandel befürchtete man daher vor allem in den Städten einen massiven Anstieg der Bevölkerung. Obwohl die Prognosen letztendlich in Europa nicht eintrafen, war man dennoch in den Städten mit hohen Zuwachsraten der Bevölkerung und dem gestiegenen Wohnraumbedarf als Planungsherausforderung konfrontiert.⁴⁶⁵

Vor dem Hintergrund der gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und technischen Entwicklungen der Zeit hat sich in der Fachliteratur die Bezeichnung *Boomjahre* etabliert.⁴⁶⁶

⁴⁶² Vgl. Düesberg 2013, S. 11.

⁴⁶³ Vgl. ebd., S. 15.

⁴⁶⁴ Vgl. ebd., S. 11.

⁴⁶⁵ Vgl. Joedicke 1998, S. 133.

⁴⁶⁶ Vgl. Hassler, Uta/Dumont d'Ayot, Catherine (Hg.): Bauten der Boomjahre, Paradoxien der Erhaltung. Tagungsband des Instituts für Denkmalpflege und Bauforschung der ETH Zürich. Gollion 2009; Vgl. Langenberg, Silke: Bauten der Boomjahre. Architektonische Konzepte und Planungstheorien der 60er und 70er Jahre. Dortmund 2006. Zugl. Diss. Universität Dortmund, Fakultät Bauwesen; vgl. Philipp, Klaus Jan (Hg.): Rolf Gutbrod. Bauen in den Boomjahren der 1960er (Schriften des Südwestdeutschen Archivs für Architektur und Ingenieurbau (SAAI) am Karlsruher Institut für Technologie (KIT)). Salzburg/Wien 2011.

Deren zeitliche Eingrenzung soll im Folgenden erörtert werden. Catherine Dumont d'Ayot verweist darauf, dass in der ersten Hälfte der 1960er Jahre noch Projekte und Konzepte umgesetzt wurden, deren Erarbeitung aus den 1950er Jahren stammte und daher noch durch die Wiederaufbaudebatten geprägt war. Umfangreiche Neubautätigkeiten erfolgten laut der Architektin schließlich zwischen 1965 und 1973. In diesem Zeitraum habe man vermehrt Kritik an der Moderne geübt. Für die Zeit nach 1973 stellt sie einen Wandel in Folge der Erdöl- und Wirtschaftskrise fest. Ein Resultat dieser Entwicklung sei schließlich eine Abwendung von Großprojekten gewesen. Catherine Dumont d'Ayot bezieht ihre Periodisierung auf Westeuropa mit dem Hinweis, dass zeitliche Abweichungen zwischen den Ländern möglich seien.⁴⁶⁷

In Bezug auf die Architekturentwicklung in der Bundesrepublik hat Roman Hillmann, wie bereits erläutert, für die Zeitspanne bis 1963 den Begriff *Erste Nachkriegsmoderne* eingebracht mit der Einschränkung, dass die architektonische Entwicklung zwischen 1958 und 1963 eine Übergangsphase bildet. Für die daran anschließende Phase plädiert Hillmann folgerichtig dafür, von der *Zweiten Nachkriegsmoderne* zu sprechen, da auch diese Phase nur anhand der Architektur der Moderne zu verstehen sei.⁴⁶⁸ Hinsichtlich ihrer Beendigung sei erneut von einer Übergangsphase auszugehen. So verweist der Kunsthistoriker darauf, dass man in Bezug auf Westdeutschland das Denkmalschutzjahr 1975 als Endpunkt diskutiert habe, obwohl „[...] dieser Umschwung im Denkmalschutz [...] einen gedanklichen Einschnitt darstellte – zu Ende war die Zweite Nachkriegsmoderne erst 1980, als die seit 1973 diskutierte Postmoderne zu einer allgemeinen Strömung wurde.“⁴⁶⁹ Zu den weiteren Schlüsselereignissen gehörte die Internationale Bauausstellung in Berlin – die zweite nach dem Zweiten Weltkrieg – deren Abschlusspräsentation erst 1987 erfolgte. Gegründet wurde die IBA GmbH bereits 1979. Im selben Jahr hatte man auch mit dem Bau der Staatsgalerie nach dem Entwurf von James Stirling, Michael Wilford & Associates begonnen. Die aufsehenerregende und viel diskutierte Eröffnung fand schließlich 1984 statt. Daraus schließt Hillmann auf ein Ende der *Zweiten Nachkriegsmoderne* in der Zeitspanne zwischen 1979 und 1984.⁴⁷⁰

„Wenn man rückblickend die Szene um 1960 betrachtet, so zeigt sich, daß schon damals die Keime für die Entwicklung in den späten siebziger Jahren gelegt wurden.“⁴⁷¹ Den „Übergang zu einer Epoche unter veränderten Vorzeichen“⁴⁷² sieht Joedicke im

⁴⁶⁷ Vgl. Dumont d'Ayot 2009, S. 19.

⁴⁶⁸ Vgl. Hillmann 2011b, S. 25.

⁴⁶⁹ Ebd., S. 26.

⁴⁷⁰ Vgl. ebd.

⁴⁷¹ Joedicke 1998, S. 130.

⁴⁷² Ebd.

Zusammenhang mit dem letzten CIAM-Kongress in Otterlo 1959 gegeben. Bereits der Kongress in Dubrovnik drei Jahre zuvor war durch kontroverse Debatten zwischen den Teilnehmern gekennzeichnet. Daraus resultierte die Bildung eines Arbeitsausschusses, der sich der Vorbereitung des Kongresses in Otterlo annahm.⁴⁷³ Bereits im Vorfeld wurde die Umbenennung der CIAM in „Groupe de recherches pour interrelations sociales et plastiques“ vorgeschlagen.⁴⁷⁴ Damit verdeutlichte sich zudem die neue Intention, sich dem „[...] menschlichen Verhalten und seinen soziologischen und visuellen Aspekten [...]“⁴⁷⁵ zu widmen. Der Name implizierte zugleich die neuen Ziele.

In Otterlo etablierte sich eine neue, jüngere Architektengeneration, während die Gründungsväter Walter Gropius, Le Corbusier oder auch Siegfried Giedion der Veranstaltung fernblieben. Zu den prägenden Protagonisten gehörten die Mitglieder des *Team X*, darunter Jacob Bakema, Georges Candilis, Alison und Peter Smithson, Aldo van Eyck und Louis Kahn.⁴⁷⁶ Ein zentraler Kritikpunkt der Anwesenden galt dem Funktionalismus und dem Leitbild der gegliederten und aufgelockerten Stadt, das den Städtebau der Nachkriegszeit bestimmt hatte. Stattdessen wurde in diesem Zusammenhang eine Hinwendung zum strukturalistischen Denken gefordert. Diese Forderung bestimmte schon seit 1953 die Tagungen.

„Im Rahmen des strukturalistischen Denkens wurde die ‚Raum-Zeit Konzeption‘ des Funktionalismus durch die ‚Ort-Ereignis Konzeption‘ ersetzt, die, entgegen dem funktionalistischen Ansatz, den Menschen mit einbeziehen sollte. Haus, Straße, District und Stadt, in Zusammenhang mit den dort jeweils entstehenden unterschiedlichen Kontaktgemeinschaften, ersetzten die vier Funktionen Arbeiten, Wohnen, Erholen und Verkehr.“⁴⁷⁷

Der Kongress in Otterlo endete mit der Auflösung der CIAM.⁴⁷⁸ Das Ende der CIAM wurde in der Forschung als Beginn der strukturalistischen Strömung aufgefasst.⁴⁷⁹ Erste gedankliche Ansätze wurden von eben jenen Architekten hervorgebracht, die am letzten Kongress 1959 in Otterlo beteiligt waren.⁴⁸⁰

Auch der Brutalismus als Architekturströmung wurde seit den 1950er Jahren von den Mitgliedern des *Team X*, vor allem im Umfeld von Alison und Peter Smithson, the-

⁴⁷³ Vgl. ebd.

⁴⁷⁴ Vgl. Hecker, Michael: *Structurel - structural. Einfluss „strukturalistischer“ Theorien auf die Entwicklung architektonischer und städtebaulicher Ordnungs- und Gestaltungsprinzipien in West-Deutschland im Zeitraum von 1959-1975. Unter besonderer Berücksichtigung städtebaulicher und gebäudekundlicher Aspekte.* Stuttgart 2007. Zugl. Diss. Universität Stuttgart, Fakultät für Architektur und Stadtplanung. <http://elib.uni-stuttgart.de/opus/volltexte/2007/2982/> [Stand 15.02.2016], S. 32.

⁴⁷⁵ Ebd.

⁴⁷⁶ Vgl. Joedicke 1998, S. 131.

⁴⁷⁷ Beckmann 2015, S. 169.

⁴⁷⁸ Vgl. Joedicke 1998, S. 131.

⁴⁷⁹ Vgl. Hecker 2007, S. 30.

⁴⁸⁰ Vgl. Joedicke 1998, S. 140.

matisiert und bildete in den Ansätzen die Grundlagen des Strukturalismus.⁴⁸¹ Hinsichtlich der Differenzierung zum Brutalismus stellte Beckmann fest:

„Entgegen dem Strukturalismus entwickelte sich der Brutalismus [...] nicht aus der Kritik an der ‚modernen Architektur‘, sondern als eine ‚evolutionäre‘ Bewegung, eine ‚neue Interpretation bisher in der Moderne verankerter Prinzipien‘ und kann als Übergangsströmung zwischen ‚Moderne‘ und Strukturalismus angesehen werden.“⁴⁸²

1953 soll der Begriff *New Brutalism* erstmals im Umfeld der Smithsons gebraucht worden sein.⁴⁸³ Dem Ursprung des Begriffs wurden unterschiedliche Deutungen zugrunde gelegt. Alison Smithson erklärte, dass es sich um ein Wortspiel des Begriffs *New Empiricism* handele, in Verbindung mit dem Wort *brutal*, mit dem die Architektur Le Corbusiers in einem Artikel beschrieben wird. Doch auch der direkte Bezug zu Le Corbusier, der die Bezeichnung *béton brut* gebrauchte, ist denkbar.

Die Strömung *Brutalismus* verbreitete sich in den 1950er Jahren zunächst in Großbritannien.⁴⁸⁴ Eine internationale Streuung erhielt der Brutalismus seit dem Ende der 1950er Jahre, wobei sich dessen Interpretation von jener der Smithsons unterschied.⁴⁸⁵ Die Smithsons verbanden mit ihm vor allem ethische Fragen, die Ästhetik hatte hingegen eine untergeordnete Bedeutung: „Das Denken der Smithsons kreiste um eine Reihe von sich ergänzenden Begriffen wie Verantwortung, Wahrheit, Objektivität, Material- und Konstruktionsgerechtigkeit und Ablesbarkeit.“⁴⁸⁶ Verantwortung implizierte zum einen die gesellschaftliche Verpflichtung des Architekten, zum anderen die Berücksichtigung städtebaulicher Erfordernisse. Die Forderung nach Wahrheit bezog sich hingegen auf die Herstellungsart eines Gebäudes, die offen gezeigt werden sollte. Objektivität meinte die Rolle des Architekten, der bei der Gestaltung zurücktreten sollte. In Bezug auf die Forderungen nach Material- und Konstruktionsgerechtigkeit sollte eine Verwendung des Baustoffs in seiner ursprünglichen Beschaffenheit erfolgen und die konstruktiven Funktionen zum Ausdruck gebracht werden. Von besonderer Bedeutung sollten jedoch die geforderte Ablesbarkeit sowie Erkennbarkeit sein.⁴⁸⁷ Die Smithsons stellten dazu die Forderung auf, dass „[...] die Logik des Entwurfsgedankens und – präziser – die räumliche Fügung, die Konstruktion und die Baustoffe außen ablesbar sein sollen. Damit diese erreicht werden kann, soll der Blick des Betrachters mit Aufdring-

⁴⁸¹ Vgl. Beckmann 2015, S. 203.

⁴⁸² Ebd.

⁴⁸³ Reyner Banham verwies hingegen darauf, dass das Wort *Brutalisten* auf Hans Asplund zurückgehe. Vgl. dazu Banham, Reyner: *Brutalismus in der Architektur. Ethik oder Ästhetik?* (Dokumente der modernen Architektur, Bd. 5). Stuttgart 1966, S. 10

⁴⁸⁴ Vgl. Joedicke 1998, S. 82 f.

⁴⁸⁵ Vgl. ebd., S. 85.

⁴⁸⁶ Ebd., S. 83.

⁴⁸⁷ Vgl. Joedicke 1998, S. 83 f.

lichkeit gereizt werden.“⁴⁸⁸ Nicht die Begriffe, die die Smithsons benannten, waren neu, sondern ihre Verbindung und Interpretation durch die Architekten. Die Bauten der Smithsons divergierten untereinander sehr.⁴⁸⁹ Joedicke bemerkte daher kritisch: „So verbleibt nur die Feststellung, daß zwei Architekten einen Begriff theoretisch begründeten, ohne ihm vom Gebauten her nachvollziehbaren Inhalt zu geben.“⁴⁹⁰

Seit dem Ende der 1950er Jahre setzte sich, wie bereits dargestellt, der Brutalismus auch international durch, wenngleich die Interpretation des Begriffs von dem der Smithsons abwich. Die Gestaltungsprinzipien des Brutalismus stellten ein Pendant zu denen Mies van der Rohe dar. Die Vertreter des Brutalismus zielten nicht auf eine Großform, sondern auf die Verbindung kleiner Raumeinheiten, deren Proportion aus der Funktion resultierte.⁴⁹¹

„Die Raumauffassung des Brutalismus ist massiger und empathischer als die der frühen, am Neuen Bauen und vor allem an Mies van der Rohe orientierten Nachkriegsmoderne der fünfziger Jahre. Schwere und Kraft traten an die Stelle durchsichtiger Leichtigkeit. Die Wand wurde wieder betont, nicht mehr aufgelöst. In plastischen Volumina wurde der Raum deutlich gegen die Umgebung abgegrenzt.“⁴⁹²

Als Baustoff wurde vor allem Beton verwendet. Bei der Herstellungsweise zielte man in erster Linie darauf ab, dass dieser möglichst rau und grobkörnig erschien. Man behalf sich sogar damit, den Beton nachträglich aufzurauen. Daneben nutzte man ferner bevorzugt Ziegelsteine als Baustoff. Vielfach wurde die raue Oberflächengestaltung als Kriterium für die Zuordnung zum *Brutalismus* gewertet, sodass die ursprünglichen Intentionen, die vor allem von den Smithsons beabsichtigt waren, in den Hintergrund traten. Zu den Bauten, die die Gestaltungsprinzipien des internationalen Brutalismus veranschaulichen, gehören die Ingenieurabteilung der Universität Leicester von James Stirling (Abb. 45) sowie das Gebäude der Architektur- und Kunstabteilung der Yale University von Paul Rudolph, die beide zwischen 1959 und 1963 erbaut wurden.⁴⁹³ Eine Vorbildwirkung auf das Schaffen der Architekten hatte das Spätwerk Le Corbusiers. In Bezug auf die Materialverwendung bot neben der Kirche Notre Dame du Haut auch die Unité d’Habitation in Marseille Anregungen (Abb. 46).⁴⁹⁴

Wie bereits dargelegt, bestanden zwischen *Brutalismus* und *Strukturalismus* durchaus Gemeinsamkeiten, die möglicherweise unter anderem darauf zurückzuführen sind,

⁴⁸⁸ Ebd., S. 84.

⁴⁸⁹ Vgl. ebd.

⁴⁹⁰ Ebd.

⁴⁹¹ Vgl. ebd., S. 90.

⁴⁹² Beckers, Rolf: Der Architekt Paul Schneider-Esleben. Weimar 1995. Zugl. Diss. Universität Bonn, Kunsthistorisches Institut, S. 156.

⁴⁹³ Vgl. Joedicke 1998, S. 91 f.

⁴⁹⁴ Vgl. Beckers 1995, S. 156.

dass jeweils Bezüge zu Alison und Peter Smithson bestanden, wenngleich auch andere Architekten zu diesem Zeitpunkt ähnliche Auffassungen äußerten.⁴⁹⁵ Joedicke bemerkt ferner:

„Zu diesem Zeitpunkt freilich war aus der von den Smithsons vertretenen neuen Ethik schon eine neue Ästhetik geworden. Der Begriff war im internationalen Sprachgebrauch übernommen worden und wurde neu und anders interpretiert.“⁴⁹⁶

Dadurch lassen sich auch die Parallelen zwischen den beiden Denkansätzen erklären.⁴⁹⁷

Das strukturalistische Denken fand nicht nur Eingang in Architektur und Städtebau, sondern beschreibt allgemein eine Denkart, die sich disziplinübergreifend und über verschiedene Zeiträume wiederfindet, so zum Beispiel in der Linguistik, der Ethnologie, der Philosophie oder der Psychoanalyse. Dabei gibt es zwischen den Disziplinen nicht in allen Punkten eine Übereinstimmung, gemeinsam haben sie aber den „[...] gleiche[n] Denkstil und die gleiche Denksphäre.“⁴⁹⁸

Der Begriff wurde erstmals 1966 durch Kenzo Tange in den Diskurs eingebracht, der sich gegen den Funktionalismus wandte und damit gegen spezifische Räume für spezifische Nutzungen. Stattdessen plädierte Tange für Räume, die offen sein sollten für polyvalente Nutzungen. Demgegenüber sollte die Beziehung zwischen den Räumen an Bedeutung gewinnen. Ähnliche Ansätze prägten das Denken Hermann Hertzbergers:⁴⁹⁹

„Der Raum und seine Form soll offen sein für Wandel und Veränderung, soll neue Nutzungen anregen (form evokes function), oder soll, so bei Hertzberger, unfertig sein, zu Veränderungen durch die Bewohner anregen.“⁵⁰⁰

Das wesentliche Charakteristikum des Strukturalismus war folglich die Betonung von Anordnungsprinzipien. Dazu gehören die Verbindungen zwischen den Räumen, die zum einen eine Struktur schaffen, zum anderen der Kommunikation dienen sollten, etwa die Erschließungswege. Mit dem Ziel, architektonischen und städtischen Räumen Struktur zu geben, sprach Kenzo Tange, der als Vertreter eines *kybernetischen Strukturbegriffs* gilt, davon, dass man dem Prozess von kommunikativen Tätigkeiten zwischen den Räumen Form geben müsse.

Die holländischen Strukturalisten standen im Gegensatz dazu für den *anthropologischen Strukturbegriff*. So erteilte Aldo van Eyck 1959 in Otterlo dem Fortschrittsglauben eine Absage. Er ging davon aus, dass sich zwar die Anforderungen des Menschen

⁴⁹⁵ Vgl. Joedicke 1998, S. 140.

⁴⁹⁶ Ebd.

⁴⁹⁷ Vgl. ebd.

⁴⁹⁸ Lüchinger, Arnulf: Strukturalismus in Architektur und Städtebau (Dokumente der modernen Architektur, Bd. 14). Stuttgart 1981, S. 14.

⁴⁹⁹ Vgl. Joedicke 1998, S. 140.

⁵⁰⁰ Ebd.

verändern würden, der Mensch selbst aber gleichbleibe. Diese Haltung zeigte einen Bezug zur strukturalistischen Theorie des Ethnologen Claude Lévi-Strauss:⁵⁰¹ „Lévi-Strauss sah die Ursache für die Bedrohung der Welt u. a. im überheblichen Selbstverwirklichungsdrang des westlichen Menschen.“⁵⁰² Um diesem entgegenzuwirken, beschäftigte er sich mit archaischen Kulturen, um herauszufinden, auf welchen allgemeinen Gesetzen die menschliche Gemeinschaft gründet. Seine Ergebnisse dazu veröffentlichte er in seinem Werk „Traurige Tropen“ aus dem Jahr 1955 sowie unter dem Titel „Strukturelle Anthropologie“ von 1958.⁵⁰³

Während die 1960er Jahre durch einen umfassenden Fortschrittsglauben vor allem in Hinblick auf die Technik geprägt waren, plädierten die Strukturalisten also für eine Ergründung menschlicher Verhaltensweisen anhand der Vergangenheit. Eine äquivalente Vorgehensweise wurde in Bezug auf Architektur und Städtebau angewandt, indem man die Bauformen archaischer Kulturen erforschte.⁵⁰⁴ Zu den Anfang der 1960er Jahre untersuchten Beispielen gehörten die Bauten der Pueblos-Indianer in Neumexiko und die Dogondörfer in Westafrika. Die Studien wurden in der niederländischen Architekturzeitschrift Forum veröffentlicht (Abb. 47).⁵⁰⁵

Als Vorläufer dieser Praxis gelten die Arbeiten Georges Candilis' und Shadrach Woods', die zwischen 1951 und 1954 in Tanger arbeiteten. Die Anordnungsprinzipien wurden von den traditionellen Bauten adaptiert und mit der zeitgenössischen Formensprache verbunden. Der Bezug zur späteren Architekturströmung des Strukturalismus lag in der Differenzierung von bestimmbar und unbestimmbar Räumen. Zu ersteren zählten Räume, die der Erschließung dienen, sowie Küche und Bad. Für alle weiteren Räume wurde hingegen keine spezifische Nutzung festgelegt. Damit war gleichzeitig ein Bezug zur Architekturauffassung Louis Kahns gegeben, der von dienenden und bedienten Räumen sprach.⁵⁰⁶

„Das für Städtebau und Architektur als verbindlich angesehene Grundprinzip ist das der Gliederung in kleine, überschaubare, menschlich erlebbare Einheiten.“⁵⁰⁷ Das Gebäude wurde folglich als eine Zusammenfügung verschiedener gleichartiger Einheiten verstanden. Ein diesen Anordnungsprinzipien inhärentes Problem ist jedoch, dass dadurch schematische Lösungen entstehen konnten. Um diesem Problem entgegenzuwirken, bedurfte es Durchbrechungen dieses Prinzips. Aldo van Eyck sprach diesbezüg-

⁵⁰¹ Vgl. Joedicke 1998, S. 141 f.

⁵⁰² Lüchinger 1981, S. 14.

⁵⁰³ Vgl. ebd., S. 16.

⁵⁰⁴ Vgl. Joedicke 1998, S. 141.

⁵⁰⁵ Lüchinger 1981, S. 20.

⁵⁰⁶ Vgl. Joedicke 1998, S. 141 f.

⁵⁰⁷ Ebd., S. 142.

lich vom Zwillingssphänomen Chaos und Ordnung:⁵⁰⁸ „Städte sind chaotisch und sie sind es notwendigerweise so. Chaos ist ebenso positiv wie seine Zwillingsschwester Ordnung.“⁵⁰⁹

Hermann Hertzberg plädierte für eine Abwendung von fertigen und perfektionierten Lösungen und der Möglichkeit, für den Nutzer eigene Veränderungen vorzunehmen.⁵¹⁰

„Damit wird aber nicht einer völlig flexiblen oder neutralen Behälterarchitektur das Wort geredet, im Gegenteil, die Architektur soll einen festen Rahmen bilden, eine erkennbare Ordnung, die jedoch so gestaltet ist, daß sie Veränderungen erträgt.“⁵¹¹

Damit werden auch die Verbindungen zu Ferdinand de Saussures Sprachmodell deutlich, welches er zu Beginn des 20. Jahrhunderts aufstellte und den Strukturalisten disziplinübergreifend immer wieder als Bezugssystem diente. So fasst Lüchinger zusammen: „Für de Saussure ist die Sprache (Langue) ein kollektives System, worin der individuelle Mensch spricht (Parole). Die Langue ist die unbewußte Realität, die das Sprechen strukturiert.“⁵¹² Während die Sprache also das allgemeine System darstellt, wird das Sprechen durch jeden Menschen individuell vollzogen. Auch die Architekten, beispielsweise Hertzberger, haben versucht, die der Architektur zugrundeliegende Struktur zu ergründen.⁵¹³ Hertzberger schreibt dazu:

„Jede Lösung an irgendeinem Ort und zu verschiedener Zeit ist eine Interpretation des Archetypischen; im allgemeinen und besonderen [sic], ähnlich wie die individuelle Anwendung einer Formel. [...] Entwerfen kann nichts anderes sein als fortbauen auf dem Darunterliegenden und es sozusagen verbauen. Der Gedanke, jemals von einem unbeschriebenen weißen Blatt auszugehen und dieses unvermeidlich mit unwirklichen und sterilen Konstruktionen zu füllen, ist unsinnig und hat auch negative Folgen.“⁵¹⁴

Joedicke hat aus den verschiedenen Überlegungen die zusammenfassenden Grundsätze herausgestellt, die die Strukturalisten verbinden:

„Kennzeichnend ist die Betonung bestimmter Anordnungsprinzipien im Grundriß und im Aufriß, die ordnende Struktur. Sie wird als Mittel angesehen, polyvalente Räume zu schaffen – also nicht auf eine Funktion festgelegte Räume, die unterschiedliche Interpretationen erlauben und von den Benutzern verändert werden

⁵⁰⁸ Vgl. ebd., S. 142 f.

⁵⁰⁹ Eyck, Aldo van: De straling van het configurative. In: Forum (1962) 3, S. 81-89. Zitiert in: Lüchinger 1981, S. 36.

⁵¹⁰ Vgl. Joedicke 1998, S. 143.

⁵¹¹ Joedicke 1998, S. 144.

⁵¹² Lüchinger 1981, S. 14.

⁵¹³ Vgl. Joedicke 1998, S. 144.

⁵¹⁴ Hertzberger, Hermann: De wedekerigheid van vorm en programma. In: Forum (1967), S. 16-18. Zitiert in: Lüchinger 1981, S. 24.

können. Die Konstruktion tritt dabei als sichtbares Gestaltungsmittel in Erscheinung.“⁵¹⁵

Diese Ansätze wurden in einer Reihe von Wohnprojekten der Architektengemeinschaft von Georges Candilis, Alexis Josic und Shadrach Woods in Paris umgesetzt. Ausgangspunkt der Planung war die Möglichkeit, Veränderungen und Erweiterungen zu gewährleisten. Dieser Gedanke bestimmte auch den Entwurf der Freien Universität in Berlin-Dahlem (Abb. 48). Die Gliederung der Anlage erfolgte durch ein Netzraster, das sich aus vier Erschließungsstraßen und weiteren Sekundarwegen zusammensetzte. Institute, Hörsäle und Höfe wurden in dieses System integriert.⁵¹⁶

„Wachstum und Veränderung als Forderungen an das Bauwerk waren auch Gedanken, die bei den japanischen *Metabolisten* eine zentrale Rolle spielten.“⁵¹⁷ Dies verwundert insofern nicht, da auch Kenzo Tange den *Metabolisten* zugeordnet wird. Er unterstützte die Gruppe und trug zur internationalen Verbreitung ihrer Gedanken bei.⁵¹⁸ Im Rahmen der World Design Conference 1960 in Tokyo stellte die Gruppe ihr Manifest unter dem Titel „Metabolism 1960: A Proposal for a New Urbanism“ vor. Die zentrale Forderung bezog sich auf eine flexible und anpassbare Architektur, die damit auch auf die sich wandelnden menschlichen Bedürfnisse reagieren sollte. Kenzo Tange stellte zu diesem Anlass seine Vision „A Plan for Toyko, 1960 – Towards a Structural Reorganization“ vor. Der Entwurf sah eine Überbauung der Tokioter Bucht mit einer linearen Verkehrsachse vor (Abb. 49). Entlang der Achse ordnete Tange die Wohngebiete an und stellte damit die traditionelle radiale Stadtstruktur zur Diskussion. Seine Argumentation stützte er auf einen Vergleich der evolutionären Entwicklung der Amöbe zum Wirbeltier.⁵¹⁹ Infolge der steigenden Komplexität der Funktionen habe sich das zentripetale Muster in eine Achse, die Wirbelsäule, gewandelt.⁵²⁰

Ebenso entwarf Tange das Yamanashi Broadcasting Center (Abb. 50), das 1966 in Kofu realisiert wurde. Die Infrastruktur, das heißt Treppen, Aufzüge und Elektrik, wurde in großen Säulen von fünf Metern Durchmesser untergebracht. Alle weiteren Funktionen befanden sich im Tragwerk, das vertikal zwischen den Säulen gespannt wurde. Damit waren die Voraussetzungen für eine Erweiterung des Gebäudes, je nach Bedarf, gegeben.⁵²¹

⁵¹⁵ Joedicke 1998, S. 144.

⁵¹⁶ Vgl. ebd., S. 148.

⁵¹⁷ Ebd., S. 151.

⁵¹⁸ Vgl. Düesberg 2013, S. 49.

⁵¹⁹ Vgl. ebd., S. 55.

⁵²⁰ Vgl. ebd., S. 56.

⁵²¹ Vgl. ebd., S. 75.

Utopische Visionen zur Stadt der Zukunft entwickelte seit 1960 auch die englische Gruppe *Archigram*.⁵²² Diese wurden in der gleichnamigen Zeitschrift zwischen 1961 und 1974 veröffentlicht. Die Darstellungen waren eine Mischung aus Comic-Strips, Fotomontagen und Science-Fiktion-Bildern.⁵²³ Archigram entwarf mit der Plug-in-City eine flexible Stadtstruktur, die Optionen zur Erweiterung beinhaltete (Abb. 51). Als Grundgerüst für die städtebauliche Infrastruktur mit Verkehrserschließung, Strom- und Wasserversorgung wurde eine Makrostruktur entwickelt. An diese sollte, je nach Bedarf, eine Ankopplung von Kapseln mittels Kränen erfolgen, die sowohl Wohn- als auch Geschäftseinheiten beinhalten würde. Die Visionen Archigrams wiesen durchaus Parallelen zu den Vorstellungen der Metabolisten auf. Im Unterschied dazu gab es bei Archigram jedoch keine Naturanalogien, sondern stärkere Technikbezüge. Sie gebrauchten dazu Begriffe wie *Software* und *Hardware*.⁵²⁴ Die Struktur stand für die *Hardware*, das Temporäre für die *Software*.⁵²⁵

Die utopischen Visionen waren eng verbunden mit dem gesellschaftlichen Kontext der Zeit. Beeinflusst wurden die Planer durch den technischen Fortschritt und dem damit einhergehenden Machbarkeitsglauben. Die Grenze zwischen Utopie und Wirklichkeit war fließend; so dienten die utopischen Entwürfe beispielsweise bei dem Bau von Großwohnkomplexen als Vorbild.⁵²⁶

Im westdeutschen Städtebau lassen sich die 1960er Jahre durch eine Abwendung von den Idealen der *Charta von Athen* und dem Leitbild der gegliederten und aufgelockerten Stadt charakterisieren.⁵²⁷ Mit dem wirtschaftlichen Aufschwung der 1950er Jahre hatten sich immer mehr Menschen den Wunsch nach einem Haus im Grünen erfüllen können. Eine negative Folge daraus war die zunehmende Zersiedlung der städtischen Randgebiete. Daneben waren entsprechend der Funktionstrennung in den 1950er Jahren monofunktionale Wohnviertel entstanden, die sich durch eine niedrige Baudichte auszeichneten.⁵²⁸

„Die starke Durchgrünung und die niedrigen Baudichten hatten nicht, wie erhofft, zu neuen stadträumlichen Qualitäten geführt, sondern zu einem amorphen, anti-urbanen Siedlungsbrei, der weder städtisch noch ländlich war.“⁵²⁹

⁵²² „Architecture“ und „Telegram“ wurden dabei zum Namen der Gruppe „Archigram“ verbunden. Vgl. ebd., S. 81.

⁵²³ Vgl. ebd., S. 88.

⁵²⁴ Vgl. ebd., S. 99.

⁵²⁵ Vgl. ebd., S. 109.

⁵²⁶ Vgl. Beckmann 2015, S. 286.

⁵²⁷ Vgl. Philipp 2009, S. 59.

⁵²⁸ Vgl. Lange 2003, S. 28 f.

⁵²⁹ Ebd., S. 29.

Kritik an den architektonischen und städtebaulichen Entwicklungen wurde auch in zahlreichen Publikationen geäußert, die seit Beginn der 1960er Jahre erschienen waren. Unter dem Titel „The Death and Life of Great American Cities“ wurde 1961 die Publikation der amerikanischen Architekturjournalistin Jane Jacobs veröffentlicht, die 1963 in der deutschen Fassung erschien. Jane Jacobs widmet sich darin der Entwicklung des amerikanischen Städtebaus, integrierte in ihre Betrachtung jedoch die europäischen Entwicklungen. Im Zentrum ihrer Kritik standen vor allem die Funktionstrennung sowie die zunehmende Suburbanisierung, die sie im Zusammenhang mit den an den Stadträndern gelegenen Wohnsiedlungen sah.⁵³⁰ Unter dem Titel „Die gemordete Stadt“ aus dem Jahr 1964 beklagten Wolf Jobst Siedler, Elisabeth Niggemeyer und Gina Angreß den Verlust der Urbanität. Darin heißt es folglich:

„Seit kurzem erst wird der Verlust des eigentlich Städtischen, das an das Metropolhafte nicht gebunden ist, sondern gestern noch sich auch im Provinziellen bewährte. Die Stadt, in der man wohnte, spazieren ging, arbeitete und auf deren Plätzen man die Geschicke des Gemeinwesens beriet, wurde durch das gesunde, anonyme, gesichtslose Wohngebiet ersetzt, in dem es keine Bürger und keine Nachbarn mehr gibt.“⁵³¹

Zu den kritischen Schriften gehört ferner die von Alexander Mitscherlich verfasste Publikation „Die Unwirtlichkeit unserer Städte“ aus dem Jahr 1965.⁵³² Auch Mitscherlich kritisierte darin die Funktionstrennung: „Die hochgradig integrierte alte Stadt hat sich funktionell entmischt. Die Unwirtlichkeit, die sich über diesen neuen Stadtregionen ausbreitet, ist niederdrückend.“⁵³³ Dabei bemängelte er auch die Zersiedelung und die damit einhergehende Landzerstörung:

„Die Unwirtlichkeit unserer wiedererbauten, unentwegt in die Breite verfließenden statt kühn in die Höhe konstruierten, monoton statt melodisch komponierten Städte drückt sich im Zentrum ebenso aus wie an der Peripherie; dort, wo sich der Horizont immer weiter hinausschiebt und die Landschaft in der Ferne gar nicht mehr erkennen läßt, wo Sicht und Zukunft des Städters gleichermaßen verbaut scheinen.“⁵³⁴

In den 1960er Jahren wurde daher die Forderung nach *Urbanität durch Dichte* laut.⁵³⁵ Ausgelöst wurde die Diskussion durch Edgar Salin, ein Schweizer Wirtschaftswissenschaftler, der 1960 im Rahmen der Hauptversammlung des Deutschen Städtetags refe-

⁵³⁰ Vgl. Beckmann 2015, S. 155 f.

⁵³¹ Siedler, Wolf Jobst/Niggemeyer/Elisabeth/Angreß, Gina: Die gemordete Stadt. 2. Aufl. Berlin 1964, S. 9.

⁵³² Vgl. Beckmann 2015, S. 155 f.

⁵³³ Mitscherlich, Alexander: Die Unwirtlichkeit unserer Städte (Edition Suhrkamp, Bd. 123). Frankfurt am Main 1965, S. 9.

⁵³⁴ Ebd., S. 11.

⁵³⁵ Vgl. Philipp 2009, S. 59.

rierte.⁵³⁶ In diesem Zusammenhang hatte sich Salin mit dem Begriff *Urbanität* beschäftigt sowie die historische Entwicklung nachgezeichnet.

„Obwohl die Leitbilddebatte ursprünglich nicht davon ausging, dass eine hohe Dichte automatisch Urbanität erzeuge, entstanden doch sehr schnell Forderungen nach einer hohen Baudichte.“⁵³⁷

Auch die Tagung unter dem Motto „Gesellschaft durch Dichte“, die der Bund Deutscher Architekten 1963 veranstaltet hatte, belegt, dass die Diskussion auch in diesem Rahmen aufgegriffen und fortgeführt wurde. Das Leitbild *Urbanität und Dichte* war zunächst nichts anderes als das Pendant zur *gegliederten und aufgelockerten Stadt*. Nicht nur die Kritik am Leitbild der 1950er Jahre, sondern auch die spezifische wirtschaftliche und gesellschaftliche Situation erklären den Paradigmenwechsel, der sich zu Beginn der 1960er Jahre vollzog.⁵³⁸ Im Zeichen des Wirtschaftswunders und des technischen Fortschritts, der zugleich einen enormen Fortschrittsoptimismus bewirkte, „[...] wollte man diese Maximalvorstellungen [im Städtebau] nicht nur manifestieren, sondern, ungleich wichtiger, auch visualisieren.“⁵³⁹ Hans-Rainer Müller-Raemisch hat in diesem Zusammenhang darauf hingewiesen, dass „[...] um 1960 die ästhetischen Modelle für die neuen städtebaulichen Dichtevorstellungen schon vorbereitet [waren].“⁵⁴⁰ Als Inspiration dienten den Planern etwa die utopischen Visionen Yona Friedmans, Kenzo Tanges oder Archigrams.⁵⁴¹

Die deutlichste Umsetzung des urbanistischen Leitbildes fand sich in den realisierten Großsiedlungen, auch weil diese zumeist an den Rändern der Städte entstanden waren und demzufolge keine Rücksicht auf den städtebaulichen Kontext genommen werden musste. Die Großsiedlungen der 1960er Jahre standen für das „Prinzip der Superlative“⁵⁴², welches sich von der Größe der Geschossanzahl bis zum Umfang des Verkehrsnetzes auswirkte. Zu diesen zählte auch die Entlastungsstadt in München-Neuperlach, deren Bau 1967 begann (Abb. 52). Sie war die damals im bundesdeutschen Vergleich größte Siedlung.⁵⁴³ In Bezug auf die Entwicklung in Neuperlach schreibt Krämer:

„Anstelle von klar definierten Stadträumen für das öffentliche Leben entstanden nun überall völlig indifferente Zwischenräume, die von den Bewohnern offensichtlich nicht in der Art und Intensität genutzt wurden, wie es sich die Planer ursprünglich vorgestellt hatten. Dies waren also die viel gepriesene ‚Rückkehr zur

⁵³⁶ Vgl. Hopfner/Simon-Philipp 2012, S. 17.

⁵³⁷ Ebd.

⁵³⁸ Vgl. Krämer 2007, S. 106 f.

⁵³⁹ Ebd., S. 107.

⁵⁴⁰ Müller-Raemisch 1990a, S. 63.

⁵⁴¹ Vgl. ebd., S. 63.

⁵⁴² Krämer 2007, S. 107.

⁵⁴³ Vgl. ebd., S. 107.

Urbanität‘ und die bei derartigen Siedlungsvorhaben stets heraufbeschworene ‚Erlebnisdichte‘ als Voraussetzung für ein mannigfaltiges, kommunikatives und lebendiges Wohnen.“⁵⁴⁴

Auch international wandte man sich im Laufe der 1960er Jahre immer mehr dem verdichteten Bauen zu.⁵⁴⁵ Doch die Maxime, die schnell Eingang in die Stadt- und Siedlungsplanung der 1960er Jahre gefunden hatte, wurde bereits zu Beginn der 1970er Jahre vermehrt kritisiert. Die Revision des Leitbildes forderte man auch im Rahmen des Deutschen Städtetags 1971 unter dem Motto „Rettet unsere Städte jetzt!“.⁵⁴⁶

Der Wirtschaftsaufschwung bedingte ferner einen kulturellen und gesellschaftlichen Wandel. Auch im Umfang und der Organisation der Bauaufgaben machten sich diese Veränderungen bemerkbar.⁵⁴⁷ Infolge des steigenden Wohlstandes und der Herausbildung einer breiten Mittelschicht wurde vermehrt eine höhere Bildung gefordert. Der Schul- und Hochschulbau wurde damit zu einer der bedeutendsten Bauaufgaben der 1960er und 1970er Jahre.⁵⁴⁸

Bis zum Ende der 1960er Jahre verdoppelte sich die Zahl der Hochschulen in der Bundesrepublik. Dies war vor allem auf die fortschreitende Optimierung von Planungs- und Bauprozessen sowie die Weiterentwicklung der Bautechnik zurückzuführen.⁵⁴⁹ Damals wurden nicht nur zahlreiche Hochschulen erweitert, sondern zugleich eine große Zahl neu gegründet, so beispielsweise in Bochum und Dortmund.⁵⁵⁰ Mit der Summe von 38 Milliarden DM hatten Bund und Länder den Ausbau des Hochschulnetzes beschlossen.⁵⁵¹

Ein weiterer Faktor war das steigende Bevölkerungswachstum. In der Bundesrepublik stieg die Bevölkerung um 10 Millionen Menschen allein in den Jahren von 1950 bis 1970. Dies erforderte eine Verdopplung des Gebäudebestandes. Bauliche Vorbilder hatten kaum eine Bedeutung, vielmehr wirkten sich Herstellungs- und Konstruktionsweise auf die Gestaltung aus. Dabei galt es, die Bau- und Planungsabläufe zu verbessern, sodass Baukosten reduziert und die Bauzeit verkürzt werden konnten. Zum einen entwickelte man daher standardisierte Bausysteme, zum anderen System- und Typenplanungen, die sich vor allem bei Gewerbe- und Industriebauten sowie im Bereich des Schulbaus anwenden ließen.⁵⁵² Von der Hinwendung zu standardisierten Bausystemen

⁵⁴⁴ Ebd., S. 111.

⁵⁴⁵ Wie bereits allgemein thematisiert, fanden die Prozesse im Ausland zu denen in Westdeutschland zeitversetzt statt sowie in unterschiedlichen Ausprägungen. Vgl. dazu Beckmann 2015, S. 163.

⁵⁴⁶ Vgl. Krämer 2007, S. 106.

⁵⁴⁷ Vgl. Langenberg 2006, S. 5.

⁵⁴⁸ Vgl. ebd., S. 13.

⁵⁴⁹ Vgl. Langenberg: Suche nach Systemen. Hochschulbau in der Bundesrepublik (1960-1980). In: Hassler/Dumont d'Ayot 2009, S. 164-181, S. 164.

⁵⁵⁰ Vgl. Hassler 2009, S. 10.

⁵⁵¹ Vgl. Langenberg 2009, S. 164.

⁵⁵² Vgl. Langenberg 2006, S. 13.

versprach man sich eine größtmögliche Flexibilität in Bezug auf Erweiterungen oder Umgestaltungen.⁵⁵³

Ein historischer Rückblick verdeutlicht, dass man sich im Bauwesen bereits seit der Industrialisierung mit der Rationalisierung, Serienproduktion und Typisierung beschäftigte. Als Vorbilder für die Architektur galten Industrieprodukte, beispielsweise Schiffe oder Automobile. Durch den Einfluss der Industrie auf das Bauwesen hatte man sich gleichsam eine Erneuerung der Architektur versprochen. Damit sollte auch die Wohnungsnot der Zeit bewältigt werden, die sich im Laufe des 19. Jahrhunderts durch das Bevölkerungswachstum in den Städten eingestellt hatte. Dafür sollte die Herstellung von Bauelementen in Serienfertigung in der Fabrik erfolgen, um sie später vor Ort nur noch zusammensetzen.

Als einflussreich sollte sich auch das *Scientific Management*, auch bekannt als *Taylorismus*, auf die weitere Entwicklung auswirken. Die Untergliederung der Arbeitsabläufe in kleinere Einheiten übertrug Henry Ford 1913 zunächst auf die Fließbandfertigung im Automobilbau. Die Architekten der Avantgarde wollten dieses Prinzip auch für die Herstellung von Häusern anwenden. Die Befürwortung der Rationalisierung und Standardisierung durch den CIAM fand 1928 Eingang in die Erklärung von La Sarraz. Le Corbusier hatte etwa 1914 ein Bausystem entwickelt, genannt *Maison Domino*, das sich aus vorgefertigten Betonstützen und Betondeckenbalken zusammensetzte (Abb. 53). Als Basis diente ein Gerüst, welches durch Fenster, Türen und Schränke, ebenso vorgefertigt, ergänzt werden sollte.

Im Hinblick auf die Reduzierung der Baukosten im Bereich des Wohnbaus setzten sich in Deutschland auch Martin Wagner und Ernst May mit der Rationalisierung des Bauens auseinander.⁵⁵⁴ In Frankfurt stellte man erstmals seit 1926 unter dem Namen *System Stadtrat May* Platten in industrieller Produktion her, die eine Verwendung für verschiedene Haustypen ermöglichten. Die Serienherstellung betraf auch die Herstellung von Fenstern, Türrahmen und Türen. Gegenüber der traditionellen Bauweise konnten sich diese Produktions- und Baumethoden aber zunächst nicht durchsetzen. Auch Walter Gropius hatte sich bereits 1927 im Rahmen der Werkbundausstellung mit der Erprobung der Montagebauweise beschäftigt.⁵⁵⁵

Mit dem Zweiten Weltkrieg brach die Entwicklung in Deutschland ab, nachdem die Pioniere in diesem Bereich ins Ausland emigriert waren. Zudem war Hitler ein Gegner des industriellen Wohnungsbaus, nutzte die Techniken aber selbst zur Realisierung seiner Propagandabauten.

⁵⁵³ Vgl. Prochiner, Frank: Wendepunkte im Bauen. In: Hopfner/Simon-Philipp/Wolf 2012, S. 42-45, S. 42.

⁵⁵⁴ Vgl. Staib /Dörrhöfer/Rosenthal 2008, S. 22 f.

⁵⁵⁵ Vgl. ebd., S. 25.

Dass man an die Entwicklungen nach dem Zweiten Weltkrieg in Anbetracht der umfassenden Zerstörungen nicht gleich anknüpfen konnte, resultierte aus dem Fehlen von Fachleuten sowie dem Mangel an Material.⁵⁵⁶

In der DDR erfolgte der Einsatz industrialisierter Baumethoden bereits seit Ende der 1950er Jahre. Schon 1955 hatte sich Walter Ulbricht im Rahmen der ersten Baukonferenz der DDR für die Vorfertigung und Typisierung ausgesprochen. Zur Deckung des Wohnraumbedarfs entwickelte man Wohnbauserien.⁵⁵⁷

Mit Beginn der 1960er Jahre setzten sich der Einsatz vorgefertigter Bauteile und die Standardisierung von Gebäudetypen auch in der Bundesrepublik durch, dabei vor allem, wie bereits erläutert, im Bereich des Schul- und Hochschulbaus. Diese Entwicklung wurde durch die Fortschritte der Technik gefördert. Neben der Kostensenkung und der Verkürzung der Bauzeiten galt die Verwendung von industriell vorgefertigten Bauteilen als zeitgemäß und ersetzte vermehrt die zuvor handwerklich hergestellten. Der Zusammenbau erfolgte in Montagebauweise.⁵⁵⁸

Die neu entstandenen Universitätsbauten unterschieden sich von den traditionellen auch hinsichtlich der Lage und wurden als Campus an den Stadträndern gebaut. Insofern blieb auch die Auseinandersetzung mit dem städtischen Kontext aus und erlaubte die Erprobung neuer räumlicher Konzepte. Gleichzeitig ging man davon aus, dass die Hochschulen weiter expandieren würden. Insofern benötigte man flexible Bauweisen mit Möglichkeiten zur einfachen Erweiterung.⁵⁵⁹

Um den Bedarf an neuen Hochschulbauten überhaupt decken zu können, bedurfte es zum einen der Verwendung typisierter Bauelemente, zum anderen der Rationalisierung der Planung.⁵⁶⁰ So entschied man sich bei dem Bau der Universität in Bochum für die Planung von Hentrich und Petschnigg, die neben einer Standardisierung der Gebäude die Verwendung von industriell vorgefertigten Bauelementen und Bauteilen vorgeschlagen hatten (Abb. 54). Dazu entwickelten sie ein Rasternetz, auf dem die Gebäude errichtet werden sollten. Ferner planten sie gleiche Geschosshöhen für alle dreizehn Bauten.⁵⁶¹

Auch in Baden-Württemberg intensivierte man Mitte der 1960er Jahre die Typenplanung von Hochschulbauten und wandte diese bei dem Bau der neu gegründeten Hochschulen in Ulm und Konstanz an. Die Typenplanung oblag Horst Linde, der seine Erkenntnisse unter dem Titel „Hochschulplanung“ seit 1965 in mehreren Bänden pu-

⁵⁵⁶ Vgl. Prochiner 2012, S. 42.

⁵⁵⁷ Vgl. Pehnt 2005, S. 334.

⁵⁵⁸ Vgl. Staib/ Dörrhöfer/ Rosenthal 2008, S. 33 f.

⁵⁵⁹ Vgl. Langenberg 2009, S. 165.

⁵⁶⁰ Vgl. Langenberg 2006, S. 111.

⁵⁶¹ Nach der Erhöhung der Studierendenzahl wurden jedoch die Fakultäten für die Natur- und Geisteswissenschaften in der Geschosshöhe erhöht. Vgl. dazu ebd., S. 112.

blizierte.⁵⁶² Ebenso wie in Bochum basierte auch in Baden-Württemberg das System auf einer oktametrischen Maßordnung. Demgegenüber bestanden jedoch entscheidende Unterschiede, wie Silke Langenberg herausgearbeitet hat:

„Anders als im Land Nordrhein Westfalen werden die Bauten nicht für einen konkreten Standort geplant, sondern zahlreiche Struktur-, Bau- und Grundrisstypen für verschiedene Orte, Gegebenheiten und Anforderungen entwickelt – es wird unterschieden in Zentral-, Molekular, Netz-, Kreuz- und Lineartyp, welche jeweils noch weitere Variationen zulassen.“⁵⁶³

Helmut Spieker entwickelte das *Marburger Bausystem*, das erstmals 1961/62 angewandt wurde. Entsprechend der Forderung, dass die Bausysteme auch nachträgliche Erweiterungen und Veränderungen erlauben sollten, wurde das Marburger Bausystem gänzlich auf Variabilität und Flexibilität ausgelegt. Voraussetzung dafür war eine vollständige Normung der Bauweise. Das Marburger Bausystem wurde im Rahmen der Erweiterung der Universität Marburg auf den Lahnbergen angewandt (Abb. 55). Erstmals hatte man das Marburger Bausystem im Zusammenhang mit dem Bau des staatlichen Universitätsneubauamtes erprobt.⁵⁶⁴ Neben den genannten Systemplanungen gab es auch Individualplanungen für zentrale Einrichtungen, die spezifischen Anforderungen gerecht werden mussten. Dazu zählte vielfach der Bau von Mensa oder Audimax.⁵⁶⁵

Zur Ausführung der Hochschulbauten nutzte man ausschließlich Fertigteile. Die Produktion erfolgte entweder in einer Feldfabrik oder im Werk mit anschließendem Transport zur Baustelle. Eine wachsende Bedeutung erfuhr dabei der Baustoff Beton, wenngleich auch Stahl für den Fertigteilbau geeignet gewesen wäre. In Bochum wurden in einer Feldfabrik Stahlbetondeckenplatten mit einer Länge von 7,5 Metern und einer Breite von 7 Metern in das zuvor errichtete Stahlskelett eingesetzt. Auch in Marburg nutzte man eine Feldfabrik zur Produktion.⁵⁶⁶ Nicht nur in Konstruktion und Ausführung unterschieden sich die Hochschulbauten der 1960er und 1970er Jahre von ihren traditionellen Vorbildern:

„Gegenüber der Repräsentation im klassischen Sinne, dem Abbilden von Macht, Wohlstand und humanistischer Bildung, die durch teure Materialien und durch die Verwendung klassischer Architekturmotive ausgedrückt werden, entsteht hier eine neue Form: Verwiesen wird nicht mehr auf Macht, wohl aber auf die rationale und rationelle Bewältigung einer Bauaufgabe. [...] Das Rationale ist Bauausdruck, und die bauliche Rationalität wird zur Repräsentation der wissenschaftlichen Arbeitsweise der Universität als Bauherrin.“⁵⁶⁷

⁵⁶² Vgl. Langenberg 2009, S. 166.

⁵⁶³ Langenberg 2006, S. 112.

⁵⁶⁴ Vgl. Langenberg 2009, S. 167.

⁵⁶⁵ Vgl. Langenberg 2006, S. 115.

⁵⁶⁶ Vgl. Langenberg 2009, S. 117.

⁵⁶⁷ Vgl. Hillmann 2011a, S. 57.

Auch das Aufgabenfeld des Architekten unterlag in diesen Jahren einem Wandel. Im Fokus stand die Auseinandersetzung mit der Bautechnik und der Konstruktion. Demgegenüber trat die Ästhetik in den Hintergrund.⁵⁶⁸ Wolfgang Pehnt bemerkte daher:

„Wer sich in der Massenproduktion der sechziger Jahre bemerkbar machen wollte, brauchte eine kräftige Stimme. Die feinen, pastellfarbenen, leichten, transparenten Strukturen der fünfziger Jahre waren in der umgebauten Stadt der sechziger Jahre oder ihrer Trabanten weit draußen nicht mehr durchsetzungsfähig. Wo sich alles brutal gab, mußte sich auch die Baukunst brutal geben. Da war ein Repertoire willkommen, das dementsprechend hieß: Brutalismus.“⁵⁶⁹

Wie der Architekturhistoriker darlegt, waren vor allem die Kommunen daran interessiert, die Bauten ihrer Institutionen besonders herauszustellen. Dies traf in besonderem Maße auf die Rathausbauten zu, etwa in Bergisch Gladbach-Bensberg (Abb. 56). Das Rathaus wurde dort zwischen 1963-69 nach einem Entwurf von Gottfried Böhm gebaut.⁵⁷⁰

„Gottfried Böhms Architekturskulpturen [...] waren Versuche, dem Bauen Bildhaftigkeit und Körperlichkeit abzugewinnen. Gegenüber allen Zumutungen der Außenwelt schlossen sie sich trotzig ab, verhiessen jedoch Zuflucht in ihren Leibeshöhlen.“⁵⁷¹

In dieser Phase entstanden simultan dazu Bauten, die dem erläuterten Gestaltungsideal konträr gegenüberstanden.⁵⁷² Man erprobte Materialien, die bis dato in der Architektur keine Verwendung gefunden hatten und beispielsweise aus dem Produktdesign übertragen wurden. Als Vorreiter galt insbesondere Frei Otto, der sich intensiv mit Großzelten auseinandersetzte. Für die Überdeckung der Tragkonstruktionen benutzte er beispielsweise Baumwolle oder Polyestergerewebe.⁵⁷³

Frei Otto hatte sich seit den 1950er Jahren als Experte im Bereich des Leichtbaus etabliert. Seine zugbeanspruchten Konstruktionen entwickelte er zunächst für temporäre Nutzungen; dazu gehören auch die Zelte, die er für mehrere Bundesgartenschauen realisierte. Seit der Bundesgartenschau in Köln 1957 arbeitete Frei Otto immer wieder mit Fritz Leonhardt zusammen, der seinerzeit Professor für Massivbau an der TH Stuttgart war. Gemeinsam mit Rolf Gutbrod unterstützte er Frei Ottos Berufung nach Stuttgart. Dort gründete er das Institut für Leichte Flächentragwerke.⁵⁷⁴

⁵⁶⁸ Vgl. Langenberg 2006, S. 135.

⁵⁶⁹ Pehnt 2005, S. 356

⁵⁷⁰ Vgl. ebd., S. 356-358.

⁵⁷¹ Pehnt, Wolfgang: Wege ins Offene - Um Verständnis für die 60er Jahre bittend. In: Buttler, Adrian von/Heuter, Christoph (Hg.): denkmal!moderne. Architektur der 60er Jahre: Wiederentdeckung einer Epoche (Jovis Diskurs). Berlin 2007, S. 6-13, S. 10.

⁵⁷² Vgl. ebd., S. 12.

⁵⁷³ Vgl. Lange 2003, S. 15.

⁵⁷⁴ Vgl. Weber, Christiane: Der Deutsche Pavillon auf der Weltausstellung 1967 in Montréal. In: Philipp 2011, S. 68-83, S. 74.

Eines der wegweisenden Projekte war der Deutsche Pavillon für die Weltausstellung 1967 in Montreal (Abb. 57). Gemeinsam mit Rolf Gutbrod hatte Frei Otto 1965 den Wettbewerb gewonnen. Während man 1958 in Brüssel noch einzelne Pavillons in die Landschaft eingebettet hatte, sollte die Ausstellungsfläche nun mit einer Großform überdacht werden. Christiane Weber stellte dazu fest, dass der Pavillon für Montreal daher „[...] den Wandel in der Architektur der 1960er Jahre hin zu verdichteten Großformen [belege].“^{575 576} Die Umspannung des Zeltdachs mit einer asymmetrischen Seilnetzkonstruktion belief sich auf eine Grundfläche von 8.000 qm.⁵⁷⁷ In der Presse wurde der deutsche Pavillon als Sinnbild des *Swinging Germany* betitelt. Im Gegensatz zur Weltausstellung 1958 in Brüssel sollte in Montreal keine „Haltung der Zurückhaltung“ mehr vermittelt werden. Der Pavillon stand auch für das wiedererstarke Selbstbewusstsein der Bundesrepublik. Um dieses baulich zu manifestieren, war eine Rückkehr zur Monumentalität überflüssig.⁵⁷⁸

„Die in der Apostrophierung ‚Swinging Germany‘ mitkonnotierte Assoziationsnähe zu ‚Swinging London‘ parallelisierte den Ausdrucksgehalt der deutschen Präsentation mit einer spielerischen Jugendlichkeit der Pop-Kultur, die die historische Last und die Konventionen der repräsentativen Würdigkeit unbeschwert abgestreift hatte und ein neues Lebensgefühl des lustbetonten Optimismus und gleichzeitig kritischen Skeptizismus etablierte. Distanz zum Monument, avancierte Technik, lustbetonter Konventionsbruch und kritisch-ökologisches Bewusstsein verbanden sich in der Konzeption des Montrealer Pavillons zu einer staatlichen Repräsentation, die an der Schwelle zwischen der beflissenen Zurückhaltung der 50er Jahre und der sozial-kulturellen Liberalisierung der post-68er Generation stand.“⁵⁷⁹

In politischer Hinsicht waren die 1960er Jahre in der Bundesrepublik durch einen Wandel gekennzeichnet, der sich vor allem im viermaligen Bundeskanzlerwechsel widerspiegelte.⁵⁸⁰ Nicht nur in der Bundesrepublik, sondern auch im Rest Europas und den USA hatte man sich im Laufe der 1960er Jahre vermehrt von der konservativen Politik abgewandt. Ein Resultat dieser Abkehr waren die Studentenproteste, die in der Bundesrepublik nicht nur auf eine Liberalisierung der Gesellschaft abzielten, sondern auch eine Kritik an der Amerikanisierung und der von den USA praktizierten Außenpolitik waren. Ferner beanstandete man die mangelhafte Aufarbeitung der nationalsozia-

⁵⁷⁵ Ebd., S. 73.

⁵⁷⁶ Weber unterstützt diese These, indem sie auch auf die anderen Wettbewerbsbeiträge verweist. Auch die Stuttgarter Architektengemeinschaft Augst, Brandstetter, Faller, Schmidt und Schröder hatten eine Terrassenlandschaft mit mehreren Ebenen vorgeschlagen. Diese sollte durch einen asymmetrischen Giebel überdeckt werden. Vgl. ebd., S. 73

⁵⁷⁷ Vgl. ebd., S. 74

⁵⁷⁸ Vgl. Sigel 2000, S. 244.

⁵⁷⁹ Ebd.

⁵⁸⁰ Die Regierungsspitze hatte zunächst Konrad Adenauer inne. Ihm folgten Ludwig Erhard sowie 1966 Kurt Georg Kiesinger. Erstmals gab es eine große Koalition. 1969 gewann schließlich der erste SPD-Bundeskanzler Willy Brandt. Vgl. dazu Beckmann 2015, S. 119.

listischen Vergangenheit in der Nachkriegszeit.⁵⁸¹ Die Konflikte fanden auch Eingang in die Architekturszene:

„Weit entfernt davon, durch die verkündeten neuen Planungsmaximen zu Dichte, Industrialisierung des Bauens, Nutzungsmischung besänftigt worden zu sein, setzte die Kritik erst richtig ein. Wo bisher Wind blies war nun Sturm. Jetzt galt Mißbilligung nicht mehr der landverzehrenden Eigenheimförderung der Ära Adenauer, sondern den wirtschaftlichen Interessen, die hinter der neuen Verdichtungspolitik standen.“⁵⁸²

Bis zu diesem Zeitpunkt war die Lebensweise in der Bundesrepublik stark durch die USA beeinflusst worden. Mit dem Protest und der beginnenden Antiamerikanisierung wandte man sich gegen den Vietnamkrieg und den Anschlag auf den Bürgerrechtler Martin Luther King. In der Architektur beklagte man das Scheitern der *modernen Architektur*. Als Symbol hierfür sowie die fehlgeschlagene Bau- und Sozialpolitik wurde die Sprengung der Hochhausbebauung Pruitt-Igoe, einst als Musteranlage gepriesen, in St. Louis im US-Bundesstaat Missouri im Juli 1972 gewertet.⁵⁸³

Der gesellschaftliche Umbruch wirkte sich ebenso auf die Architekturfakultäten aus. Daraus resultierte eine Reform des Studiums, das sich durch eine zunehmende Interdisziplinarität auszeichnete. Vor allem soziologische Fragestellungen fanden Eingang in die Seminare. An den Hochschulen diskutierte man unter anderem die Möglichkeit der Partizipation der Nutzer an Bau- und Planungsprozessen. In Bezug auf das Architekturstudium forderte man neben technischen und künstlerischen Aspekten folglich, vermehrt gesellschaftliche Fragestellungen in die Ausbildung zu integrieren.

Zu Beginn der 1970er Jahre änderten sich die ökonomischen und politischen Bedingungen in der Bundesrepublik. Im Herbst 1969 wurde Willy Brandt zum Bundeskanzler gewählt. Immer mehr wurde der technische Fortschritt infrage gestellt. Die Kritik galt nun auch den Großsiedlungen, die noch wenige Jahre zuvor als fortschrittlich angesehen wurden. Ferner hatten sich die Rahmenbedingungen in der Bauwirtschaft verändert. Infolge steigender Baukosten, die beispielsweise aus der zunehmenden Nachfrage nach Baustoffen resultierten, mussten einige Bauprojekte gänzlich eingestellt werden. Daneben waren die Arbeitslöhne deutlich gestiegen. Im Gegensatz dazu verzeichnete man eine abnehmende Nachfrage für Neubauprojekte, die aus dem demographischen Wandel resultierte. Zum einen hatte man die Zuwachsraten aus dem Osten mit dem Mauerbau 1961 gestoppt, zum anderen verzeichnete man deutlich niedrigere Geburtenraten infolge des sogenannten *Pillenknicks*. Die prognostizierte Bevölkerungsentwicklung traf somit letztendlich nicht ein. Diese Entwicklung beeinflusste folgerich-

⁵⁸¹ Vgl. ebd., S. 119 f.

⁵⁸² Pehnt 2005, S. 371.

⁵⁸³ Vgl. ebd.

tig die Wohnraumnachfrage, sodass es erstmals zu Beginn der 1970er Jahre zu einem Wohnungsleerstand kam.⁵⁸⁴

In der Stadtentwicklungspolitik zeichnete sich ein Wandel ab, den das Motto für die Hauptversammlung des 16. Deutschen Städtetags „Rettet unsere Städte jetzt“ belegt.⁵⁸⁵ 1972 wurde die viel diskutierte Studie des Club of Rome unter dem Titel „The Limits to Growth“ veröffentlicht, die noch im selben Jahr auf Deutsch erschien. Die Ergebnisse der Studie verstärkten die in diesen Jahren vorherrschenden Zukunftsängste. So skizzierten die Autoren das Erreichen der Wachstumsgrenze innerhalb des nächsten Jahrhunderts, sofern die Entwicklungen in Bezug auf Weltbevölkerung, Industrialisierung, Ausbeutung der natürlichen Ressourcen sowie die Umweltverschmutzung unverändert fortgeführt würden.⁵⁸⁶ Einen weiteren Einschnitt in die Entwicklung markierten die erste Ölkrise 1973 und die Weltwirtschaftskrise, eine Folge des Ölembargos der OPEC sowie der Staatsverschuldung der USA, die aus dem Vietnamkrieg resultierte. Auch in der Bundesrepublik wirkten sich diese Ereignisse maßgeblich auf die wirtschaftliche Situation aus. Als Reaktion auf die Ölkrise führte die Regierung damals unter anderem autofreie Sonntage ein.⁵⁸⁷

Im Fokus der städtebaulichen Planungen der Folgezeit stand vor allem die Stadterneuerung.⁵⁸⁸ Anlass dafür war der schlechte Zustand des Wohnungsbestandes in den Innenstädten, da man sich in den Jahren zuvor vor allem auf die Neubauplanungen fokussiert hatte. Gleichzeitig wurden Probleme ersichtlich, die die neuen Siedlungen mit sich gebracht hatten, allen voran die Lage an den Stadträndern.⁵⁸⁹

Bereits seit Beginn der 1970er Jahre verzeichnete man zudem eine Hinwendung zu Alltags- und Einrichtungsgegenständen vergangener Jahrzehnte. Auch das Verhältnis zum baukulturellen Erbe unterlag in den folgenden Jahren einem Wandel.⁵⁹⁰ Für das europäische Denkmalschutzjahr 1975 wählte man in Deutschland das Motto „Eine Zukunft für die Vergangenheit“.⁵⁹¹ Einhergehend mit dem Denkmalschutzjahr änderte sich auch der Stellenwert der Denkmalpflege. Als erhaltenswert galten nicht nur Kirchen oder Schlösser, sondern auch historische, städtische Wohnquartiere.⁵⁹²

Die 1970er Jahre markieren außerdem den Ursprung der ökologischen Bewegung. Die Ölkrise bedingte die Hoffnung, durch den Bau von Atomkraftwerken ökonomisch unabhängig zu sein. Doch schon bald äußerten sich kritische Stimmen aus der Gesell-

⁵⁸⁴ Vgl. Durth/Sigel 2009, S. 574-576.

⁵⁸⁵ Vgl. Hopfner/Simon-Philipp 2012, S. 17.

⁵⁸⁶ Vgl. Durth/Sigel 2009, S. 577.

⁵⁸⁷ Vgl. Schüler 2012, S. 20.

⁵⁸⁸ Vgl. Hopfner/Simon-Philipp 2012, S. 17.

⁵⁸⁹ Vgl. Krämer 2012, S. 32.

⁵⁹⁰ Vgl. Durth/Sigel 2009, S. 585.

⁵⁹¹ Vgl. Pehnt 2005, S. 395.

⁵⁹² Vgl. Beckmann 2015, S. 273.

schaft gegen die Erzeugung von Atomenergie. Wurde die Protestbewegung der 1960er Jahre vor allem von den Studenten angeführt, formierte sich der Widerstand nun aus der breiten Bevölkerung, die nicht nur der Energiepolitik, sondern auch den Entscheidungen der politischen Machthaber kritisch gegenüberstand.⁵⁹³

„Auf der internationalen Bühne tobte in den 1970er Jahren das Chaos, Untergang und pure Gewalt: ob in Afrika oder Vietnam, in Chile oder im eigenen Land durch den Terror der Untergrundorganisationen. Die Bilder verbreiteten Angst und Schrecken.“⁵⁹⁴

Demgegenüber standen die Bestrebungen der Bundesrepublik für eine neue Ostpolitik, für die sich Willy Brandt als Bundeskanzler einsetzte. Mit den Olympischen Spielen 1972 bot sich zudem die Möglichkeit, den neuen, demokratischen Staat der Weltöffentlichkeit zu präsentieren, wenngleich dieses Ereignis durch das Attentat auf die israelische Mannschaft erschüttert wurde.⁵⁹⁵

4.2 Ingenieurschule, Ulm (1959-63)

4.2.1 Typisierung, Standardisierung und Vorfertigung – Schulbau der 1960er Jahre

Die Schulbauentwicklung der beginnenden 1960er Jahre brachte in inhaltlicher und konzeptioneller Hinsicht keine umfassenden Neuerungen mit sich. Weder seitens der Bildungspolitik noch der Pädagogik wurden neue Anregungen oder Forderungen in die Schulbaudiskussion eingebracht. Weiterhin berief man sich auf die Ziele der Schulbautagungen und -kongresse, die nun nahezu eine Dekade zurücklagen. Die noch in den 1950er Jahren mit dem Schulbau verbundenen Hoffnungen hatten sich nunmehr zur Routine gewandelt. Man widmete sich verstärkt wirtschaftlichen Überlegungen mit der Absicht, zum einen die Baukosten zu senken, zum anderen den Grundstücksbedarf zu reduzieren.⁵⁹⁶ Bereits in der ersten Hälfte der 1960er Jahre sollten folglich Wirtschaftlichkeitsüberlegungen an Relevanz gewinnen. Einhergehend mit der Bildungsexpansion verstärkte sich diese Tendenz in der zweiten Hälfte des Jahrzehnts weiter. Diese verstärkt ökonomische Prämissenbildung gründete auf Schätzungen des Deutschen Städtetags, demzufolge sich der zukünftige Schulbaubedarf am bisherigen Aufwand für Schulbauprojekte orientieren müsse. Eine Möglichkeit zur Bewältigung der anstehenden Aufgabe sah man in der Verwendung von vorgefertigten und standardisierten Bauelementen.⁵⁹⁷ Dies sollte vor allem durch die Weiterentwicklung der Bautechnik und Produktion zu Beginn der 1960er Jahre möglich werden, die im Zusammenhang mit der

⁵⁹³ Vgl. Schüler 2012, S. 20.

⁵⁹⁴ Ebd., S. 22

⁵⁹⁵ Vgl. ebd.

⁵⁹⁶ Vgl. Schmucker 2012, S. 151.

⁵⁹⁷ Vgl. ebd., S. 160 f.

positiven wirtschaftlichen Entwicklung stand. Diese bedingte eine gute Auftragslage für das Bauwesen und hatte auch die Weiterentwicklung der Bautechnik vorangetrieben.⁵⁹⁸

Das Bestreben nach einer Rationalisierung des Schulbaus war keineswegs neu, sondern hatte bereits Eingang in die Züricher Empfehlungen aus dem Jahr 1953 gefunden. Darin wurde die „[...] rasche und wirtschaftliche Lösung dieser dringenden Bauaufgabe“⁵⁹⁹ beabsichtigt. Dazu stellte man fest, dass „eine wirksame und anpassungsfähige Baurationalisierung [...] unumgänglich“⁶⁰⁰ sei. Dies implizierte die Entwicklung von standardisierten Bauelementen und Standardtypen, die verschiedene Varianten ermöglichen sollten. Aufgrund der gleichartigen Raumprogramme erwies sich der Schulbau dafür als besonders prädestiniert. Eine Schwierigkeit zur Rationalisierung des Schulbaus lag jedoch in der Zuständigkeit, die den Städten und Gemeinden oblag, und daher eine Verbindlichkeit der notwendigen Vorgaben erschwerte.⁶⁰¹

„Während also im Konzeptionellen keine grundlegenden Veränderungen stattfanden, vollzog sich im Bereich der Bautechnik und Produktion eine Entwicklung, die das Bauen ganz allgemein veränderte.“⁶⁰² So konnten neuartige Produkte eingesetzt werden, etwa bei den Bodenbelägen. Gegenüber der konventionellen Mauerwerks-Massivbauweise gewann die Stahlbeton-Skelettbauweise an Bedeutung, denn damit waren zum einen größere Fassadenöffnungen, zum anderen ein verringerter Bedarf an Baumaterialien möglich.

Auch in Hinblick auf die gestalterische Entwicklung vollzog sich zu Beginn der 1960er Jahre ein Wandel. Vor allem massivere, orthogonale Formen bestimmten das Erscheinungsbild der Bauten, die in diesen Jahren realisiert wurden. Dies kann jedoch nicht allein baukonstruktiv begründet werden, denn der Stahlbetonskelett-Bau und die Rasterbauweise waren bereits in den 1950er Jahren verbreitet. Daraus lässt sich schließen, dass sich mit den 1960er Jahren auch ein ästhetischer Wandel andeutete.⁶⁰³

„Der zu erwartende Schulbaubedarf während der nächsten Jahre zwingt zu starker Rationalisierung. Diese ist in ausreichendem Maß nur durch Vorfertigung möglich“⁶⁰⁴, betonte auch der Darmstädter Architekt Kurt Brändle in seinem Beitrag, der 1966 in der Publikation der Studiengemeinschaft für Fertigbau e. V. mit dem Titel „Schulbau durch Vorfertigung“ veröffentlicht wurde. Im Folgenden sollen die wesentlichen Ge-

⁵⁹⁸ Vgl. ebd., S. 165.

⁵⁹⁹ Züricher Empfehlungen zum Schulbau 1953. Veröffentlicht in: Berger 1960, S. 21.

⁶⁰⁰ Berger 1960, S. 21.

⁶⁰¹ Vgl. Schmucker 2012, S. 164.

⁶⁰² Ebd., S. 166.

⁶⁰³ Vgl. ebd., S. 166-167.

⁶⁰⁴ Brändle, Kurt: Schulbauprogramm und Vorfertigungssystem. In: Studiengemeinschaft für Fertigbau e.V. (Hg.): Schulbau durch Vorfertigung (Spezialheft Querschnitt-Schriftenreihe der Rationalisierungsgemeinschaft Bauwesen im RKW, Bd. 13). Frankfurt am Main 1966, S. 11-16, S. 11.

danken der darin enthaltenen Aufsätze dargelegt werden, um einen Überblick über jene Fragestellungen zu geben, die in den 1960er Jahren in Bezug auf die Vorfertigung im Schulbau diskutiert wurden. Neben Günter Behnisch, der darin seine Erfahrungen zum Einsatz von Stahlbetonelementen erläutert, beinhaltet die Publikation einen Beitrag des Oberbaurates von Neuß, Eberhard Lilienthal. Dieser beschäftigt sich darin mit der Relevanz der Vorfertigung aus Sicht der Gemeinden. Dazu benennt er wesentliche Aspekte, die eine Auseinandersetzung mit der Vorfertigung für die Kommunen als unabdingbar erscheinen lassen. Der Oberbaurat verweist zunächst auf ökonomische Aspekte: Ausgehend von einer verstärkten Rationalisierung und Mechanisierung der Arbeitsprozesse würden die Kosten traditioneller Bauweisen im Gegensatz dazu weiter steigen. Als Grundlage der Mechanisierung und Rationalisierung des Arbeitsprozesses betrachtet Lilienthal die Typisierung, für die sich vor allem solche Bauprogramme als prädestiniert erweisen würden, die viele gleichartige Raumelemente beinhalten. Dies treffe vor allem auf den Verwaltungs- und Schulbau zu. Um aber auch wirtschaftliche Erfolge zu verzeichnen, seien weitere Forschungen sowie die Durchführung von Versuchen unerlässlich. Damit sich hierfür getätigte Investitionen auszahlen, bedürfe es aber größerer Auflagen rationalisierter Produkte.⁶⁰⁵ Lilienthal resümiert daher: „[...] um zu einer Abflachung der ständig steigenden Preiskurve im Bauwesen zu kommen, so wird sie [die Gemeinde, Anmerk. d. Verf.] ihr Augenmerk zuerst auf den Schulbau richten müssen.“⁶⁰⁶

In der Darstellung des Neußer Oberbaurates wird ferner deutlich, dass viele Bauverwaltungen seinerzeit keine Notwendigkeit für den Bau vorgefertigter Schulen sahen. Daher benennt er drei wesentliche Punkte, die seiner Auffassung nach für die Vorfertigung sprechen würden: die Verkürzung der Bauzeit, die Senkung der Baukosten sowie die Verbesserung der Qualität. Vor allem in Bezug auf die Bauzeitverkürzung verweist Lilienthal auf erfolgreiche Bauprojekte aus der Vergangenheit mit dem Hinweis, dass nicht mehr die Herstellungszeiten bei der Vorfertigung relevant seien, sondern allein die Montagezeiten.⁶⁰⁷ Die genannte Senkung der Baukosten mittels Vorfertigung sieht der Oberbaurat zu diesem Zeitpunkt jedoch noch nicht gegeben. Vielmehr seien diese äquivalent zu traditionellen Bauweisen. Da man aber noch am Anfang der Entwicklung stehe, sei eine weitere Kostensenkung zu erwarten. Dazu bedürfe es aber der Vereinheitlichung von Planungsgrundlagen im Bereich des Schulbaus, ein Aspekt, der sich vor allem in Abstimmung mit den Pädagogen als schwierig erweisen würde. Infolgedessen schlägt Lilienthal die Entwicklung eines Bautyps vor, der eine größtmög-

⁶⁰⁵ Vgl. Lilienthal, Eberhard: Die Bedeutung der Vorfertigung im Schulbau. In: Studiengemeinschaft für Fertigung e.V. 1966, S. 9-10, S. 9.

⁶⁰⁶ Ebd.

⁶⁰⁷ Vgl. ebd., S. 9.

liche Flexibilität gewähren soll. Auf Anregung des Deutschen Städtetags hatte man in einigen Bundesländern bereits mit der Entwicklung von Grundelementen mit genormten Maßen begonnen, sodass „der Architekt unter Einhaltung der Rastermaße jeden normalen Schultyp zusammenstellen [könne].“⁶⁰⁸ Hinsichtlich der Qualitätsverbesserung fügt er hinzu, dass es auch in diesem Punkt weiterer Forschung und Versuche bedürfe.⁶⁰⁹

Der Darmstädter Architekt Kurt Brändle widmet sich in seinem Beitrag unter dem Titel „Schulbauprogramm und Vorfertigungssystem“⁶¹⁰ der Bedeutung der Vorfertigung im Hinblick auf den prognostizierten Schulbaubedarf. Auch Brändle betont die Notwendigkeit der Typisierung, ohne jedoch pädagogische Belange außen vor zu lassen:

„Die Vielfalt von Raumformen und Raumgrößen bei Klassenräumen sollte, soweit sie durch Verschiedenartigkeit pädagogischer Anforderungen begründet sind, prinzipiell nicht angetastet werden. Jedoch sollte durch die Vereinheitlichung durch Schulbaurichtlinien und Lenkung der Wettbewerbsausschreibungen so weit getrieben werden, daß die aus geringen maßlichen Unterschieden entstehende starke Streuung sich wandelt in Typisierung von Raumformen und in günstige Maßstufungen der Raumgrößen.“⁶¹¹

Als Ausgangspunkt für die Typisierung benennt der Architekt den Klassen- und den Gruppenraum sowie die Garderobe als wiederholbare Baueinheiten. Andere Räume sollten hingegen in das daraus entwickelte geometrische System eingegliedert werden.⁶¹² „Durch die mancherlei Möglichkeiten bei Vorfertigungssystemen bleibt die Vielfalt der Schulbauprogramme voll erhalten, die architektonische Gestaltung mag andere Formen finden“⁶¹³, resümiert Brändle. Gemäß der Neuartigkeit des Bauvorgangs müssten die Bauträger ferner „entsprechende Wege der Koordination von Planung und Vergabe gehen.“⁶¹⁴ Die Bauämter sollten zur Systementwicklung verstärkt zusammenarbeiten. Ebenso regt Brändle an, dass Systemfestlegungen über einen längeren Zeitraum getroffen werden sollten. Bei diesen sei auf Planungs- sowie Nutzungsvariabilität zu achten. Ferner sollte bereits bei den Wettbewerbsausschreibungen eine Kooperation zwischen Architekten, Ingenieuren und Unternehmen gefordert werden.⁶¹⁵

Wie bereits erläutert, beinhaltet der Band auch eine Darstellung von Günter Behnisch, der in seinem Beitrag die Erfahrungen schildert, die er bei dem Bauen mit Stahlbetonelementen im Bereich des Schulbaus gesammelt hat. Dabei betont er die Intention des Architekturbüros,

⁶⁰⁸ Ebd., S. 10.

⁶⁰⁹ Vgl. ebd., S. 10.

⁶¹⁰ Brändle 1966, S. 11.

⁶¹¹ Ebd.

⁶¹² Vgl. ebd., S. 13 f.

⁶¹³ Ebd., S. 16.

⁶¹⁴ Ebd.

⁶¹⁵ Vgl. ebd.

„[...] Bauten zu realisieren unter Nutzung der technischen Mittel [...] [der] Zeit; aus der Überzeugung heraus, daß die optimale Lösung einer Bauaufgabe auch die Lösung der technischen und wirtschaftlichen Probleme bedingt.“⁶¹⁶

Die Verwendung großformatiger, industriell hergestellter Bauteile sei vor allem durch eine Optimierung der Transport- und Montagemittel verbessert worden. „Neben den üblichen Fertigteilen wie dem Backstein, dem Telefon, den Schränken, Fenstern usw. können also auch schwere Fertigteile verwendet werden“⁶¹⁷, folgert Behnisch demzufolge und verweist auf die Kosten, die durch das Gewicht der Betonteile entstehenden würden. Infolge der hohen Transport- und Montagekosten würde die Kostenersparnis gegenüber traditionellen Bauweisen lediglich ca. 10 % betragen. Der entscheidende wirtschaftliche Vorteil sei daher die verkürzte Bauzeit. Daneben brächte das Bauen mit Stahlbetonelementen weitere Vorteile:

„Die wirtschaftliche Montage von Fertigteilen setzt ein klares System des Entwurfs und der Konstruktion voraus. Maßänderungen der Teile infolge Schwindens und Temperaturschwankungen verteilen sich auf viele Fugen. Spannungsrisse können bei einer klaren Konzeption nicht auftreten. Die Fertigung ist vollkommen, die Montage beinahe witterungsunabhängig. [...] Die Bauten bedürfen keiner Nachbehandlung und Wartung.“⁶¹⁸

In Bezug auf die Projektierung und Vergabe verweist Behnisch darauf, dass die Firmen infolge bestimmter Werkseinrichtungen zumeist an spezifische Konstruktionssysteme gebunden seien. In der Vergangenheit wäre die Vergabe aber an die günstigste Firma erfolgt und nicht an diejenige mit dem geeignetsten Konstruktionssystem, sodass dies nachträgliche Veränderungen der Planungen von Architekten und Ingenieuren erfordert habe. Daraus folgert der Architekt, dass eine frühzeitige Vergabe an die Firmen unumgänglich sei, um die Konstruktionsmöglichkeiten von Beginn an bei der Planung einzubeziehen.⁶¹⁹ Darüber hinaus betont Behnisch die Notwendigkeit für die Zusammenarbeit der Architekten mit der Bauindustrie:

„Die Architekten müssen sich mit dem Bauen mittels vorgefertigter Elemente beschäftigen. Nur so kann vermieden werden, daß die Bauindustrie untaugliche Elemente unter hohen Kosten entwickelt. Während Ämter und Baufirmen bestrebt sind Typenschulen zu erstellen, ist es das Ziel unserer Arbeit, Konstruktionssysteme zu finden, mittels derer unter Verwendung gleicher oder ähnlicher Standard-Elemente möglichst vielfältige Entwürfe gebaut werden können.“⁶²⁰

⁶¹⁶ Behnisch, Günter: Erfahrungen beim Bauen mit Stahlbetonfertigteilen im Schulbau. In: Studiengemeinschaft für Fertigtbau e.V. 1966, S. 25-28, S. 25.

⁶¹⁷ Ebd.

⁶¹⁸ Ebd.

⁶¹⁹ Vgl. ebd.

⁶²⁰ Ebd., S. 28.

Im Hinblick auf die Architektenwettbewerbe folgert er daher, dass es zukünftig die Aufgabe sei, „[...] diejenige Form des Architektenwettbewerbs zu finden, die die Entwicklung wirtschaftlicher Konstruktionssysteme begünstigt.“⁶²¹

Wie die genannten Beiträge verdeutlichen, stand man in der Mitte der 1960er Jahre noch am Beginn, die Typisierung, Standardisierung und Vorfertigung im Schulbau zu etablieren. Für die weitere Entwicklung wurde zum einen eine höhere Akzeptanz der Gemeinden für die Vorfertigung gefordert, zum anderen ein neues Vergabeverfahren sowie die Zusammenarbeit zwischen Architekten und Bauindustrie betont.

Neben denjenigen Darstellungen, die sich im Allgemeinen den Anforderungen an den Schulbau widmen, gibt es nur wenige Publikationen, die sich spezifisch mit Bauten für berufsbildende Schulen beschäftigen. Zu diesen gehört der 1965 erschienene zweite Teil von Karl Ottos Darstellung zum aktuellen Stand des Schulbaus. Darin fokussiert er sich auf Berufsschulen, Fachschulen und Höhere Fachschulen. Zu letzteren zählen neben Wirtschaftsfach-, Bau- und Meisterschulen auch die Ingenieurschulen. Deutlich werden darin die Anforderungen, die an den Bau der berufsbildenden Schulen gestellt werden. Diese entsprechen im Allgemeinen denjenigen Richtlinien, die auch für die allgemeinbildenden Schulen formuliert worden sind. So verweist Otto diesbezüglich auf die Schulbautagungen und die in diesem Kontext formulierten Richtlinien.⁶²² Darüber hinaus müssten bei der Planung der berufsbildenden Schulen jedoch die speziellen Anforderungen Berücksichtigung finden. Für die Ingenieurschulen bedeutet dies, dass Werkstätten, Laborräume, Übungs- und Sonderräume in das Raumprogramm aufgenommen werden müssen. In Bezug auf größere Schulanlagen ist zudem die Notwendigkeit für den Bau eines eigenständigen Gebäudetrakts, der die Gemeinschaftsräume beinhaltet, gegeben.⁶²³

Karl Ottos Schulbaubuch beinhaltet zudem einen Beitrag des Hamburger Oberschulrates und Pädagogen Wilhelm Dressel unter dem Titel „Pädagogische Anforderungen an den Bau von Berufs- und Fachschulen“. Im Rahmen seiner Darstellung übt Dressel darin zunächst Kritik an den bereits realisierten Schulbauten, die trotz eines modernen Erscheinungsbildes noch immer mit den alten Problemen behaftet seien. Als Beispiel dafür benennt er, dass man nach wie vor auf zu kleinen Grundstücken baue. Zugleich sei man mit dem steigenden Bedarf an Berufsschulen konfrontiert worden, den man trotz umfangreicher Baumaßnahmen seit den 1950er Jahren nicht habe be-

⁶²¹ Ebd.

⁶²² Otto verweist diesbezüglich zum einen auf die Gültigkeit der „Empfehlungen zum Schulbau des V. Internationalen Kongresses für Schulbaufragen und Freiluft-erziehung“, die 1953 in Zürich festgelegt wurden, zum anderen auf die „Richtlinien für ein Schulbauprogramm der Ständigen Konferenz der Kultusminister der Länder in der Bundesrepublik Deutschland“ mit dem Stand vom 01.03.1956. Vgl. dazu Otto, Karl: Berufsschulen, Fachschulen, Höhere Fachschulen. In: Otto, Karl (Hg.): Schulbau. Berufsschulen, Fachschulen, Höhere Fachschulen (Bd. 2). Stuttgart 1965, S. 12-19, S. 12.

⁶²³ Vgl. ebd.

wältigen können. Diesen Umstand sowie die bis dahin ungenügende Umsetzung nimmt Dressel zum Anlass, noch einmal grundsätzlich Stellung hinsichtlich der Anforderungen an den Bau von berufsbildenden Schulen zu beziehen.

Als kennzeichnend für diese Schulform benennt der Hamburger Oberschulrat den Wechsel zwischen Theorie- und Praxisunterricht. Nichtsdestotrotz würde etwa die Hälfte des Unterrichts in den normalen Klassen stattfinden.⁶²⁴

„Diese zunächst rechnerische Feststellung zeigt, daß dem Klassenraum in der Berufs- und Fachschule [...] als dem von der zeitlichen Nutzung her gesehenen Hauptraum eine besondere Bedeutung zufällt.“⁶²⁵

Die daraus resultierenden Forderungen Dressels sind nicht neu und beziehen sich zum einen auf einen nahezu quadratischen Raumgrundriss, zum anderen auf eine zweiseitige Belichtung und die Möglichkeit der Querlüftung. Da in Ingenieurschulen die Klassenräume jedoch gleichsam als Konstruktionsräume genutzt würden, fordert er deshalb die Berücksichtigung der deutlich größeren Raumanforderungen.⁶²⁶

„Mit Herausstellung der Bedeutung der Klassenräume, ihrer grundrißmäßigen Gestaltung und den sich daraus ergebenden Anforderungen für Belichtung und Belüftung ergibt sich zwangsläufig, daß sie nicht in einen Baukörper eingezwängt werden können, der außerdem Räume enthalten soll, für die ganz andere Bedingungen und damit andere Ausmaße gelten. Werkstätten, Maschinenräume, Laboratorien usw. erzwingen durch ihre fachlichen Bedürfnisse andere Raumverhältnisse [...]. Es ist schon aus diesem Grunde unsinnig, Räume unter ein Dach zu bringen, die ihrer Natur nach gar nicht vereinigt werden können.“⁶²⁷

Insofern plädiert er für eine Gliederung der Schulanlage in mehrere Gebäudetrakte, wovon mindestens einer die Klassenräume beinhaltet, ein weiterer die Fachräume. Einhergehend mit dem technischen Wandel würde ferner eine flexible Bauweise erforderlich sein, um den daraus bedingten Veränderungen der Berufsausbildung gerecht zu werden. Bauliche Veränderungen, so Dressel, seien bei einer funktionellen Gliederung der Baumassen am einfachsten durchführbar.

Als problematisch erachtet er die steigende Tendenz der Schülerzahlen und damit einhergehend die Entstehung von „Mammutschulen“, die die Anwendung menschlicher Maßstäbe und die Förderung sozialer Beziehungen erschweren. Dressel schließt daher seine Darstellung mit der Forderung ab, bei dem Bau berufsbildender Schulen pädagogische Anforderungen zu berücksichtigen und in Architektur zu übersetzen.⁶²⁸

⁶²⁴ Vgl. Dressel, Wilhelm: Pädagogische Anforderungen an den Bau von Berufs- und Fachschulen. In: Otto 1965, S. 25-28, S. 26.

⁶²⁵ Ebd.

⁶²⁶ Vgl. ebd., S. 27.

⁶²⁷ Ebd.

⁶²⁸ Vgl. ebd., S. 27 f.

4.2.2 Baugeschichte und -beschreibung

„In den fünfziger Jahren hatten wir zunächst einige Schulgebäude geplant, dann das Landratsamt in Schwäbisch Gmünd und danach die Ingenieurschule in Ulm (1959/63). Zwei Jahre zuvor hatte die UdSSR den ersten Satelliten am Rande der Atmosphäre stationiert. Angeblich völlig überrascht und geschockt reagierte der Westen. In der Bundesrepublik wurde beschlossen u.a. Ingenieure vermehrt und besser auszubilden.“⁶²⁹

Die Ausbildung von Ingenieuren oblag in den 1960er Jahren zum einen den Technischen Hochschulen, zum anderen den Staatlichen Ingenieurschulen. Auch die heutige Hochschule Ulm ist aus einer solchen Ingenieurschule hervorgegangen. 1972 erfolgte die Umwandlung in eine Fachhochschule für Technik. Seit 2006 firmiert die Ausbildungsstätte unter dem Namen Hochschule Ulm.⁶³⁰

Auf Empfehlung der Landesregierung wurde 1975 durch den baden-württembergischen Landtag die Gründung einer Ingenieurschule für Maschinenwesen beschlossen. Im Voraus war das Vorhaben zudem durch Vertreter aus Industrie und Wirtschaft begutachtet und zur Umsetzung empfohlen worden.⁶³¹

„Das Land hat keine Mittel gescheut, der Schule moderne Gebäude zu schaffen und sie nach den neuesten Erkenntnissen der Wissenschaft und Forschung und ihren technischen Errungenschaften auszustatten“⁶³²,

lobte der damalige Kultusminister von Baden-Württemberg Dr. Gerhard Storz den Bau anlässlich der Eröffnung am 18. Mai 1963.

Aus dem öffentlichen Wettbewerb, der 1958 auf Landesebene ausgeschrieben wurde, waren in der Preisgerichtssitzung im Mai 1959 die Architektengemeinschaft Behnisch + Lambart mit dem ersten Preis hervorgegangen.⁶³³ Den Vorsitz des Preisgerichtes hatte Günter Wilhelm übernommen. Insgesamt wurden 83 Beiträge eingereicht, die sich deutlich voneinander unterschieden und damit belegen, dass sich seinerzeit noch keine bauliche Typologie für Ingenieurschulen herausgebildet hatte. Die Entscheidung für die Architektengemeinschaft Behnisch + Lambart resultierte vor allem aus der vorgeschlagenen Verwendung von vorgefertigten Bauteilen. Ebenfalls wurden die Berücksichtigung der spezifischen Gegebenheiten des Geländes sowie die Ausrichtung der Bauanlage zur Stadt hervorgehoben.⁶³⁴

⁶²⁹Behnisch, Günter: Premiere. Staatliche Fachhochschule für Technik Ulm. In: db Deutsche Bauzeitung 126 (1992e) 2, S. 103-110, S. 103.

⁶³⁰ Vgl. Hochschule Ulm: Von der SISU zur Hochschule Ulm. <https://www.hs-ulm.de/wir/geschichte/> [Stand: 06.07.2015].

⁶³¹ Vgl. Storz, Gerhard: o. T. In: Staatliche Ingenieurschule Ulm (Hg.): Staatliche Ingenieurschule Ulm. Anlässlich der Einweihung am 18. Mai 1963. Ulm 1963, S. 3.

⁶³² Ebd.

⁶³³ Müller, Hermann: o. T. In: Staatliche Ingenieurschule Ulm 1963, S. 2.

⁶³⁴ Vgl. Spieker 2006, S. 67.

Auf die Verwendung vorgefertigter Bauteile bezog sich auch Dr. Hermann Müller, seinerzeit Finanzminister von Baden-Württemberg:

„Damit konnte die Bauzeit wesentlich verkürzt werden und der Neubau nach weniger als zwei Jahren im vergangenen November [1962, Anmerk. d. Verf.] mit seinen wesentlichen Teilen der Schule übergeben werden. Auf den hier gewonnenen Erfahrungen aufbauend, wird die Bauverwaltung auch an anderer Stelle bei der Verwirklichung weiterer Projekte aus dem Ingenieurschulprogramm versuchen, zu ihrem Teil dazu beizutragen, daß die bestehenden Ausbildungsmöglichkeiten recht bald ergänzt und verbessert werden.“⁶³⁵

Dieser Kommentar verdeutlicht noch einmal die Dringlichkeit des raschen Ausbaus von Ausbildungsstätten, die im Zuge der gesteigerten Nachfrage an ausgebildeten Fachleuten erforderlich waren. Insofern bedurfte es schneller Lösungen, wodurch sich der Einsatz von vorgefertigten Bauteilen als prädestiniert erwies. Als Standort für die neu zu gründende Ingenieurschule wurde Ulm ausgewählt; weitere Ingenieurschulen folgten in Aalen, Biberach und Heilbronn. Mit der Wahl der genannten Städte zielte man innerhalb des Bundeslandes auf eine Aufwertung regionaler Zentren.⁶³⁶

Die Rohbauarbeiten wurden 1961 durchgeführt, nachdem im Jahr zuvor die Baureifmachung des Grundstücks erfolgt war. Die Schule konnte bereits ein Jahr vor der Einweihung am 18. Mai 1963 bezogen werden.⁶³⁷

Die Projektleitung hatte Winfried Büxel inne. Die späteren Partner Manfred Sabatke und Carlo Weber wirkten als Praktikanten mit. An dem Projekt beteiligte sich ebenso Erhard Tränkner, der später einer der Partner wurde. Die Bauleitung übernahm Erich Becker.

Das Gelände, das zum Bau der Ingenieurschule zur Verfügung stand, befindet sich auf dem Gaisenberg, einer Anhöhe nordöstlich des Stadtzentrums von Ulm. Von dort aus kann man auf die Stadt und das Donautal blicken. Gleichzeitig ist das Gelände ein wesentlicher Zeuge der Stadtgeschichte Ulms, auf dessen historische Bedeutung auch Günter Behnisch verwiesen hat. Ulm wurde 1840 Bundesfeste, 1871 Reichsfeste. Daraus resultierte der Bau von Wehranlagen. Die Schleifung von Teilen der Festungsmauer erfolgte bereits im Laufe des 19. Jahrhunderts. Das Baugelände war zuvor Standort des ehemaligen Forts, das durch den preußischen Festungsbaumeister Moritz Karl Ernst von Prittwitz erbaut worden war.

Als man seinerzeit mit den Planungen der Ingenieurschule begann, fand man auf dem Gelände noch Teile des ehemaligen Forts vor, etwa die Mauer, den Wall und die

⁶³⁵ Müller 1963, S. 2.

⁶³⁶ Vgl. Behnisch, Günter: Fachhochschule Ulm. In: Schmidt, Johann-Karl/Zeller, Ursula (Hg.): Behnisch & Partner. Bauten 1952-1992. Stuttgart 1992a, S. 61-69, S. 61.

⁶³⁷ Vgl. Behnisch, Günter: Baubeschreibung. In: Staatliche Ingenieurschule Ulm (Hg.): Staatliche Ingenieurschule Ulm. Anlässlich der Einweihung am 18. Mai 1963. Ulm 1963, S. 7-21, S. 7.

Kasematten. Man entschied sich für den Abriss der Kaserne.⁶³⁸ „So ging man seinerzeit mit solchen Dingen um“⁶³⁹, reflektierte Behnisch diesbezüglich 1992. Nach den genannten Maßnahmen stand für den Bau der Ingenieurschule ein leicht nach Süden abfallendes Gelände zur Verfügung, das nur im Osten und Süden durch die Teile der ehemaligen Befestigungsanlage begrenzt wurde. Auch die auf dem Gelände befindlichen Kiefern-bäume sollten bestehen bleiben.⁶⁴⁰

Erstmals arbeitete man in Ulm mit dem Landschaftsarchitekten Günther Grzimek zusammen. Hinsichtlich der Erhaltung der Kiefern erörterte Behnisch:

„Diese Bäume sind in Ulm eigentlich nicht zuhause. Der preußische Festungsbau-meister hatte diese wohl aus seiner Heimat mitgebracht. [...] Sie markieren das Be-sondere dieses Ortes. Günter [sic] Grzimek [...] hat das herbe eher preußische Bild des Ortes aufgenommen und weiterentwickelt.“⁶⁴¹

Der bei den Bauarbeiten entstehende Aushub wurde oberhalb der ehemaligen Befesti-gungsanlage aufgeschüttet, sodass ein kleiner Hügel entstanden ist, von dem die Stadt und die Landschaft überblickt werden kann (Abb. 58).⁶⁴²

Für die Unterbringung der Seminarräume konzipierten die Architekten zwei mehr-geschossige Baukörper, die sich von Süd-Westen nach Nord-Osten erstrecken und ver-setzt zueinander stehen (Abb. 59). Jeweils zwei niedrigere, ein- bis zweigeschossige Baukörper fungieren dazwischen als Verbindungselemente. Im südwestlichen Gebäu-detrakt sind die Verwaltung sowie in dessen Verlängerung die Aula untergebracht (Abb. 60). Entsprechend der Nutzung ist der Baukörper mit der Aula breiter angelegt und ragt im Süden über die Gebäudeflucht des Seminarbaus hinaus. Er ist damit der im Tal liegenden Innenstadt Ulms zugewandt. Der Zugang zur Aula erfolgt entweder über den Eingangshof und die südliche Halle hindurch oder die im Süden gelegenen Ein-gänge. Damit bietet sich eine Nutzung der Aula auch für nicht schulinterne Veranstal-tungen an. Während der nördliche Seminarbau nur über vier Geschosse verfügt (Abb. 61), ist der südliche Seminarbau fünfgeschossig (Abb. 62).⁶⁴³ Die verschiedenen Ge-schosshöhen resultieren aus den Gegebenheiten des abfallenden Geländes (Abb. 63). Während die Geschossbauten das Erscheinungsbild der Anlage zur Stadt hin prägen sollten, strebte man mit den Flachbauten eine Verzahnung mit der parkähnlichen Um-gebung an.⁶⁴⁴

⁶³⁸ Vgl. Behnisch 1992a, S. 61 f.

⁶³⁹ Behnisch 1992e, S. 104.

⁶⁴⁰ Vgl. ebd.

⁶⁴¹ Behnisch 1992e, S. 104.

⁶⁴² Vgl. Behnisch 1992e, S. 108.

⁶⁴³ Vgl. Spieker 2006, S. 68.

⁶⁴⁴ Vgl. Behnisch 1963, S. 7.

In jedem der Seminarbauten befindet sich eine Halle, die den Zugang in die weiteren Bereiche ermöglicht.⁶⁴⁵ Über diese gelangt man im südlichen Seminarbau im Erdgeschoss in die Bibliothek sowie die Leseräume für Studenten und Dozenten. Im Hauptgeschoss darüber befindet sich ein Aufenthaltsraum. Die Klassenräume liegen jeweils in den Obergeschossen. Die Erschließung erfolgt über den zur Nordseite ausgerichteten Flur. Diese verfügen über einen nahezu quadratischen Grundriss und sind nach Süden ausgerichtet. Zusätzlich gibt es auf jeder Etage Toiletten sowie kleinere Vorbereitungsräume für die Dozenten.⁶⁴⁶

Die Seminarbauten sind durch den auf Stützen stehenden Verwaltungstrakt verbunden.⁶⁴⁷ Dort befinden sich die Verwaltung, das Büro des Direktors, das Sekretariat sowie ein Konferenzraum. Auf der gegenüberliegenden Seite, um einen Innenhof herum angeordnet, entstanden die Grundlagenlabors und die Konstruktionssäle. Abgesondert davon liegen weitere Solitärbauten, auf dem Gelände vor dem südlichen Seminarbau der Mensa-Bau sowie neben den Konstruktionssälen ein eigens für die Kernlabore errichtetes Gebäude.⁶⁴⁸ Weitere Einzellabore für Nachrichtentechnik, Elektrotechnik, für Maschinen und Werkzeugmaschinen sowie die Werkstoffprüfung und Spannungsoptik befinden sich in einem Shedbau im Nord-Westen. Ferner wurden dort eine Schreinerei und Schlosserei sowie Lehrräume untergebracht. Daneben gibt es Räume für die Dozenten und Assistenten, die zur Auswertung genutzt werden können.⁶⁴⁹

Bei der Konstruktion handelt es sich um eine Stahlbeton-Skelettkonstruktion, der ein Raster von 3 * 3 m zugrunde liegt. Die Lastabtragung erfolgt mittels Stützen und Riegeln in die Fundamente. Durch Decken- und Wandscheiben wird die notwendige Längs- und Quersteifigkeit erzielt. Die Fenster- und Brüstungselemente der Geschossbauten hängen vor der Konstruktion.

Die Betonierung der Fundamente sowie der Decken der Flachbauten und der unteren Geschossbauten wurde vor Ort durchgeführt. Für alles Weitere setzte man die vorgefertigten Stahlbetonelemente ein, deren Herstellung in einem Betonwerk erfolgte.⁶⁵⁰ Den Auftrag für die Fassadenelemente erhielt die Firma Rostan. Im Betonwerk wurde auch der Einbau der Fensterelemente, die eine Fensterbaufirma direkt an Rostan gelie-

⁶⁴⁵ Ebd.

⁶⁴⁶ Ebd.

⁶⁴⁷ Sabatke, Manfred: Ingenieurschule Ulm. Ein Bau der frühen 1960er Jahre aus industriell gefertigten Elementen. In: Ministerium für Finanzen und Wirtschaft Baden-Württemberg (Hg.): Hochschule Ulm. Sanierung Campus Prittwitzstraße 1999-2012. Stuttgart 2012. https://mfw.baden-wuerttemberg.de/fileadmin/redaktion/mfw/intern/Dateien/Publikationen/Bau_und_Immobilien/Hochschule_Ulm_2012.pdf [Stand: 20.02.2016], S. 36-43, S. 38.

⁶⁴⁸ Vgl. Behnisch 1992e, S. 104.

⁶⁴⁹ Vgl. Behnisch 1963, S. 7.

⁶⁵⁰ Vgl. ebd. S. 13.

fert hatte, in die Betonfassadenelemente vorgenommen.⁶⁵¹ Die Vorteile hinsichtlich der Verwendung von Stahlbetonfertigteilen sahen die Architekten in der erhöhten Präzision, die damit auch den Ausbau erleichtern sollte.⁶⁵² Ein aus Leichtmetallrosten gefertigter Sonnenschutz diente nicht nur der Verschattung, sondern auch als Gestaltungselement (Abb. 64).⁶⁵³

„Wesentliches äußeres Merkmal ist die durch die Konstruktion und die Herstellungstechnik bestimmte strenge Erscheinungsform. Die innere Ordnung unterliegt aber nicht den strengen äußeren Ordnungs- und Gestaltungsprinzipien, sondern die Gestalt ist Ausdruck und Folge der inneren strukturellen und funktionalen Bindungen.“⁶⁵⁴

Material und Konstruktion des Shedbaus (Abb. 65) wären folglich ein Ergebnis der Berücksichtigung innerer Abläufe sowie der Disposition der Raumgruppen.⁶⁵⁵

Weitere Ergänzungsbauten folgten 1965 mit einem Übungsatomreaktor im Auftrag der Firma Siemens sowie 1983-1986 mit der Erweiterung des Labortrakts. Zudem wurde der südliche Seminarbau um Bibliotheksräume ergänzt. Die Südfront erhielt hierfür eine schräg angeordnete Glasfassade.⁶⁵⁶ Die Eintragung des Gebäudes als Kulturdenkmal in die Denkmalliste erfolgte 2001.⁶⁵⁷ Noch im gleichen Jahr begann die Generalsanierung des Gebäudes, die im ersten Bauabschnitt durch Behnisch & Partner erfolgte und 2004 durch Behnisch Architekten⁶⁵⁸ fortgeführt wurde. Der zweite Bauabschnitt wurde, mit Beratung durch Manfred Sabatke, durch das Amt Ulm geplant.⁶⁵⁹

4.2.3 Architekturhistorische Einordnung

Die 1960er Jahre wurden wesentlich durch die Forderung nach einer Optimierung von Planungs- und Bauprozessen geprägt. Einen zentralen Aspekt stellte die Weiterentwicklung der Bautechnik dar.

Der Schul- und Hochschulbau war eine der wichtigsten Bauaufgaben der Zeit. Die Bedeutung der Ausbildung stand auch im Zusammenhang mit dem Kalten Krieg und

⁶⁵¹ Vgl. Spieker 2006, S. 67.

⁶⁵² Vgl. Behnisch 1963, S. 13.

⁶⁵³ Vgl. Spieker 2006, S. 70.

⁶⁵⁴ Spieker 2006, S. 70.

⁶⁵⁵ Außerdem weise der Shedbau Analogien zu Industriebauten auf. Vgl. ebd.

⁶⁵⁶ Vgl. Behnisch 1992a, S. 108; vgl. Knödler, Thomas: Sanierung eines Meilensteins der Nachkriegsmoderne als planerische Herausforderung. In: Ministerium für Finanzen und Wirtschaft Baden-Württemberg 2012, S. 14-21, S. 16.

⁶⁵⁷ Vgl. Lindenthal, Wilmuth/Hofmann, Joachim: Dreizehn Jahre Sanierung der Hochschule Ulm. Konzepte und Erfahrungen. In: Ministerium für Finanzen und Wirtschaft Baden-Württemberg 2012, S. 26-35, S. 26.

⁶⁵⁸ Behnisch Architekten wurde 1989 als Niederlassung von Behnisch & Partner gegründet. In den folgenden Jahren wurde es von Stefan Behnisch, der Sohn von Günter Behnischs, zu einem eigenständigen Architekturbüro weiterentwickelt. Vgl. dazu: o. A.: The offices. <http://behnisch.com/the-offices> [Stand: 27.03.2016].

⁶⁵⁹ Vgl. ebd., S. 33.

dem Kräfteressen mit der UdSSR infolge des *Sputnik-Schocks*. Daher gründete man zahlreiche Ingenieurschulen, zu denen auch jene in Ulm gehört.

Schon seit der Industrialisierung hatte man sich mit der Rationalisierung, der Serienproduktion und Typisierung des Bauwesens beschäftigt. Einhergehend mit dem Zweiten Weltkrieg war diese Entwicklung jedoch zunächst abgebrochen. Durch die technischen Fortschritte konnte sich der Einsatz vorgefertigter Bauteile in den 1960er Jahren schließlich durchsetzen.

In den frühen 1960er Jahren berief man sich im Schulbau zunächst weiterhin auf die Forderungen der Schulbautagungen. Daher zeichneten sich in konzeptioneller Hinsicht zunächst keine Veränderungen ab. Dafür widmete man sich vermehrt Fragen der Wirtschaftlichkeit. Um den Bedarf an Schulneubauten decken zu können, wandte man sich verstärkt der Verwendung vorgefertigter und standardisierter Bauelemente zu. Die Ingenieurschule in Ulm sollte dabei im Baugeschehen der Bundesrepublik eine besondere Stellung einnehmen als die „erste große, komplett vorgefertigte Bauanlage der öffentlichen Hand.“⁶⁶⁰ Gleichzeitig zeichnete sich ein ästhetischer Wandel ab. Dieser ließ sich bereits bei dem Bau des Hohenstaufen-Gymnasiums in Göppingen erkennen.

„Den örtlichen Gegebenheiten folgend wurde jedoch das Stahlbetonskelett örtlich hergestellt und die Fassadenelemente wurden vorgefertigt und geschoßhoch eingesetzt. Die Ordnung des Formalen allerdings weist schon auf die Fertigungstechnik, die später bei der Ingenieurschule in Ulm angewandt wurde.“⁶⁶¹

Der Leiter der baden-württembergischen Staatlichen Vermögens- und Hochbauverwaltung Thomas Knödler lobte anlässlich der abgeschlossenen Generalsanierung:

„Das Ordinaire vieler Stahlbeton-Montagebauten haftet der Ingenieurschule Ulm nicht an. Die Eigenarten der industriellen Serienfertigung wurden in eine gleichermaßen zeitlos schöne wie schlüssige und funktionale Baustruktur übersetzt. Präzise, einfache Details, sorgfältige Profilierungen und Oberflächen verleihen der Gesamtanlage eine kühle Strenge.“⁶⁶²

Dabei habe man sich ebenso wie bei dem Bau der früher entstandenen Hochschule für Gestaltung in Ulm „[...] an den Prinzipien der Moderne und des Funktionalismus [orientiert].“⁶⁶³ Der von Max Bill entworfene Bau war seinerzeit jedoch noch in konventioneller Bauweise errichtet worden (Abb. 66). Die Vorbildwirkung der Hochschule für Gestaltung beschreibt Knödler daher wie folgt: „Die Reduktion auf wenige Materialien und Fensterformate, das Planungsraaster und die sorgsame Einfügung in das Gelände inspirierte die zeitgenössische Architektenavantgarde.“⁶⁶⁴

⁶⁶⁰ Behnisch 1994.

⁶⁶¹ Behnisch 1992a, S. 69.

⁶⁶² Knödler 2012, S. 16.

⁶⁶³ Ebd.

⁶⁶⁴ Ebd.

Den von Wilhelm Dressel skizzierten Anforderungen an den Bau berufsbildender Schulen entsprach die Ingenieurschule in Ulm in vielerlei Hinsicht; dazu gehörte der nahezu quadratische Grundriss der Klassenräume. Mit der Ausrichtung nach Süden konnten die Schüler zudem über die Stadt und die Landschaft blicken. Ebenso nahm man eine Gliederung der Schulanlage in mehrere Gebäudetrakte vor und differenzierte damit zwischen Klassen- und Fachräumen.

Der Bau der Ingenieurschule in Ulm stand am Anfang einer Entwicklung, die in den folgenden Jahren die Arbeit des Architekturbüros kennzeichnen sollte.

„Nun wußten wir ‚wie es geht‘. Schon im Entwurf konnten wir die Fertigungstechnik berücksichtigen. Aus dieser Situation heraus ist die Anlage der Fachhochschule in Aalen entstanden, bezüglich der Technik und von den Gesetzen der ‚Wissenschaft‘ her konsequent und auch besser.“⁶⁶⁵

Im Gegensatz dazu hätten aber die räumlichen Qualitäten der Ingenieurschule in Ulm gegenüber der Anlage in Aalen überwogen.⁶⁶⁶

Behnisch erklärte, dass die Arbeit des Büros für die Gebäude in Ulm und Aalen durch die Suche nach architektonischen Ordnungen gekennzeichnet war, die sich auf industriell gefertigte Hochbauten anwenden ließen. Trotz der Anwendung der Bautechnik lag der Fokus stets auf architektonisch-räumlichen Vorstellungen. Dies war vor allem deshalb möglich, weil seinerzeit noch keine festen Vorgaben in der Bauindustrie bestanden. Während in der Folgezeit das produktionsgerechte Planen die Bauprojekte in der Bundesrepublik bestimmte, verlagerte sich der Schwerpunkt der Arbeit Behnischs und seines Teams.⁶⁶⁷

⁶⁶⁵ Behnisch 1992b, S. 69.

⁶⁶⁶ Vgl. ebd.

⁶⁶⁷ Vgl. Behnisch, Günter: Das Neue ist nicht das Alte. Oder: Schräg ist die Tendenz. In: db Deutsche Bauzeitung 121 (1987) 9, S. 32-39, S. 33.

4.3 Anlagen und Bauten für die Spiele der XX. Olympiade München 1972, München (1967-1972)

4.3.1 Geschichtliche Entwicklung der Bauten und Anlagen für Olympische Spiele

„Es gehört sicher zu den großen Leistungen der Planer, dass der Olympiapark bei all seiner unverkennbaren Zeitgenossenschaft auch die Traditionslinien, die zu ihm führen, offen darlegt. Das heißt nichts anderes, als dass die geschichtlichen Bedingungen seiner Entstehung mit reflektiert und anschaulich vermittelt werden. [...] Die architektonischen Vorbilder und Inspirationen für die Gruppe der Stadionbauten, [...] liegen – bei allen Unterschieden im Einzelnen – auf der Hand.“⁶⁶⁸

Wie Dietrich Erben verdeutlicht, können für die Bauten und Anlagen anlässlich der Olympischen Spiele 1972 in München zahlreiche historische Vorbilder benannt werden. Der Münchener Kunsthistoriker verweist dazu beispielsweise auf antike Theateranlagen oder *Erdstadien* der *Klassischen Moderne*. Auch die Turn- und Schwimmhalle Kenzo Tanges, die anlässlich der Olympischen Spiele 1964 in Tokio erbaut wurde, zeige formale Analogien.⁶⁶⁹ Um den Olympiapark München innerhalb der Traditionslinien der Bauten und Anlagen zu verorten, die anlässlich der Austragung Olympischer Spiele erbaut wurden, sollen im Folgenden die wesentlichen Entwicklungsetappen der Bauten und Anlagen für die Olympischen Spiele dargestellt werden. Als Ausgangspunkt dient hierfür die Anlage des antiken Olympias, denn auch zu dieser bestanden Bezüge, wie im weiteren Verlauf dargelegt werden soll.

Die ersten Olympischen Spiele sollen in Olympia, im Nordwesten der Peloponnes, stattgefunden haben. Sie werden auf das Jahr 776 v. Chr. datiert, obwohl davon auszugehen ist, dass dort bereits vorher sportliche Wettkämpfe ausgetragen wurden. Ab diesem Zeitpunkt erstellte man aber erstmals offizielle Listen der Sieger. Als Ehrerbietung an die Götter waren die Wettkämpfe der Antike nicht nur sportliche Ereignisse, sondern Teil des religiösen Kultes. Das erste Olympiastadion befand sich innerhalb der *Altis*, dem Heiligen Hain von Olympia. Erst seit dem 5. Jahrhundert v. Chr. lag das Stadion nicht mehr im heiligen Bezirk, nachdem es in drei Etappen gen Osten versetzt wurde. Der Zugang der Athleten zum Stadion erfolgte mittels eines Durchgangs von der *Altis* aus (Abb. 67).

Das Wort *Stadion* verweist auf das griechische Längenmaß von 500 attischen Fuß (später 600) und gibt damit einen Hinweis auf die Größe des antiken Stadions, welches eine Länge zwischen 149 Metern und 213 Metern hatte. Die rechteckige Form des grie-

⁶⁶⁸ Erben, Dietrich: Mediale Inszenierungen der Olympischen Sommerspiele in München 1972. In: Hennecke/Keller/Schneegans 2013, S. 16-34, S. 26.

⁶⁶⁹ Vgl. ebd.

chischen Läuferstadions leitete sich aus dessen Nutzung ab.⁶⁷⁰ Es gab drei Laufwettbewerbe: Den Stadionlauf, bei dem man einmal die Wettkampfstätte durchquerte; den Doppellauf, bei dem man die Strecke zweimal bestritt und am Ende der Wettkampfbahn um einen zugewiesenen Holzpfehl wendete, und schließlich den Langlauf, bei dem alle Läufer einen gemeinsamen Wendepfehl möglichst vor den anderen umlaufen mussten. Rundbahnen gab es zu diesem Zeitpunkt noch nicht, stattdessen kehrte man an den Holzpfehlen um und legte die gleiche Strecke in der entgegengesetzten Richtung zurück.⁶⁷¹ Das Sportstadion in Olympia war mit 212*30,7 Metern eines der größten Stadien in Griechenland.

Ebenso wie bei den antiken Theateranlagen wurden die Stadionbauten in die natürliche Umgebung integriert. Für die Zuschauer wurden Erdaufschüttungen angelegt, die die Betrachtung des Geschehens von einem erhöhten Standpunkt aus ermöglichten. Auch in Olympia wurde das nach Westen ausgerichtete Stadion hin zur *Altis* durch Erdaufschüttungen zu beiden Seiten eingefasst, sodass Stehplätze für 20.000 Zuschauer zur Verfügung standen. Eine Ehrentribüne im Süden bot Platz für 160 Personen.⁶⁷² Die Distanzen zwischen den Wettkampfstätten⁶⁷³ waren kurz und um das Zentrum mit den Kult- und Verwaltungsbauten angeordnet. Die landschaftliche Situation war durch den Kronoshügel sowie die beiden Flüsse Kladeos und Alpheios wesentlich geprägt. Die Gesamtanlage integrierte sich in die Umgebung (Abb. 68).⁶⁷⁴

Wenngleich es sich nicht um olympische Bauten handelte, sollten auch die Bauten des Römischen Reiches der Kaiserzeit die weitere Entwicklung des Sportbaus maßgeblich beeinflussen. Insofern sollen sie im Folgenden Teil der Betrachtung sein. Mit dem *Amphitheater*, dem *Circusbau* und der *Therme* wurden zudem in dieser Zeit drei neue Bautypen im Bereich des Sportbaus entwickelt, die sich weit über Rom hinaus verbreiteten. Sowohl der Circus als auch das Amphitheater dienten als Vorbild zahlreicher moderner Stadionbauten, wobei sich letzteres in der Grundform durchgesetzt hatte. Für den Bautyp des Amphitheaters stellt das Kolosseum (Abb. 69) in Rom das bekannteste Beispiel dar, das auf das Jahr 80 n. Chr. datiert wird. Das Kolosseum diente zur Durchführung von Gladiatorenkämpfen und Tierhetzen, die von ca. 50.000 Zuschauern verfolgt werden konnten. Die Durchführungen von Reitsportwettbewerben, Prozessio-

⁶⁷⁰ Vgl. Wimmer, Martin: Stadionbauten. Handbuch und Planungshilfe. Berlin 2014, S. 16; vgl. Schmidt, Thomas: Olympische Stadien von 1896 bis 1988 (Landschaftsentwicklung und Umweltforschung, Bd. 11). Berlin 1994, S. 15.

⁶⁷¹ Vgl. Wünsche, Raimund: Sport in der Antike. In: Nerdinger, Winfried (Hg.): Architektur+Sport. Vom antiken Stadion zur modernen Arena. Wolfratshausen 2006 (Ausst.-Kat. Architektur+Sport. Vom antiken Stadion zu modernen Arena, Architekturmuseum der TU München in der Pinakothek der Moderne, München 2006), S. 15-43, S. 20.

⁶⁷² Vgl. Wimmer 2014, S. 16; vgl. Schmidt 1994, S. 15.

⁶⁷³ Zu diesen zählten das Stadion, das Hippodrom, das Gymnasion, die Palästra und die Bäder. Vgl. dazu Wimmer 2014, S. 20.

⁶⁷⁴ Vgl. Wimmer 2014, S. 20.

nen und Triumphzügen fanden hingegen im Circus Maximus statt, dessen Arena auf einem rechteckigen Grundriss mit halbrundem Abschluss basierte. Tribünen und Logen boten Platz für die Zuschauer. Ferner war der Bau von verschiedenen Hallen umgeben, die vielfältigen Nutzungen dienten.⁶⁷⁵

Im Jahr 393 n. Chr. wurden die Olympischen Spiele durch Kaiser Theodosius II. verboten. Der Sport verlor seine gesellschaftliche Relevanz. Daraus resultierte auch ein weitest gehender Stillstand in der Entwicklung der Stadionbauten.⁶⁷⁶

Der französische Pädagoge und Historiker Pierre Baron de Coubertin war es, der sich für die Wiederbelebung der Olympischen Spiele einsetzte. Mit der Eröffnung am 25. März 1896 durch Coubertin kehrten die sportlichen Wettkämpfe nach Griechenland und damit an die „Geburtsstätte der Spiele im Altertum“⁶⁷⁷ zurück. Olympia selbst stand jedoch seinerzeit aufgrund der laufenden Ausgrabungen nicht als Austragungsort zur Verfügung.⁶⁷⁸ Ein Hippodrom aus der Antike diente daher als Vorbild und wurde als Wettkampfstätte rekonstruiert.

Der Baubeginn der historischen Anlage wird auf das Jahr 300 v. Chr. datiert. Bereits zu dieser Zeit war das Hippodrom mit steinernen Sitzreihen ausgestattet, welche über der Laufbahn anstiegen und die Form eines Hufeisens bildeten. Im 2. Jahrhundert n. Chr. gab es eine erste Rekonstruktion des Stadions unter Herodes Atticus, der dieses um Marmortribünen ergänzte. Spätestens im 18. Jahrhundert wurde das Stadion nicht mehr genutzt und verlor seine Bedeutung. Anlässlich der ersten Olympischen Spiele der Neuzeit baute der griechische Architekt Anastasios Metaxas das Stadion wieder auf, sodass dieses 1896 eröffnet werden konnte (Abb. 70).

Als Grundlage dienten Metaxas Zeichnungen des antiken Stadions des Architekten und Archäologen Ernst Ziller. Das Stadion basierte auf einem hufeisenförmigen Grundriss, der jedoch eine schmale Laufbahn mit stark gekrümmten Kurven bedingte und damit für die Nutzung durch die Sportler nur begrenzt geeignet war. Die stark eingeschränkten Platzverhältnisse führten auch dazu, dass nur eine kleine Auswahl an weiteren Sportarten ausgeführt werden konnte, zu der unter anderem Diskuswurf, Kugel-

⁶⁷⁵ Vgl. ebd., S. 24 f.

⁶⁷⁶ Zwar wurden im Mittelalter Ritterspiele durchgeführt, eigens angelegte Sportanlagen entstanden dafür jedoch nicht. Die Wettkämpfe wurden stattdessen innerhalb der Burghöfe, auf Marktplätzen oder Freiflächen vor der Stadt ausgetragen. Ab 1535 etablierte sich erstmals wieder eine Sportart, das *Jeu de Paume*, ein Ballspiel, das dem heutigen Tennis ähnelte und einen neuen Gebäudetyp von Sportbauten hervorbrachte: das Ballhaus. Dieses kann als Vorläufer der heutigen Sporthallen gesehen werden. Im 19. Jahrhundert entstanden schließlich die ersten Badeanstalten sowie Freibäder und Schwimmhallen. Der Bau von Badeanstalten, die Baracken glichen, gründete auf hygienische Anforderungen der Zeit; Freibäder und Schwimmhallen wurden hingegen für das Militär gebaut und glichen in ihrem Erscheinungsbild den damaligen Rathäusern. Ebenso wurden erste Sportplätze und Turnhallen errichtet. Da sie jedoch noch keine Aufgabe der Architektur waren, wirkten sie zumeist eher behelfsmäßig. Vgl. dazu Wimmer 2014, S. 34-37.

⁶⁷⁷ Schmidt 1994, S. 19.

⁶⁷⁸ Vgl. Wimmer 2014, S. 46; vgl. Schmidt 1994, S. 19.

stoßen sowie Ringen zählten. Mit den halbkreisförmigen Zuschauerrängen, die zu beiden Seiten verlängert wurden, erinnerte das Stadion gleichsam an antike Theater. Insgesamt fanden 60.000 Zuschauer in dem Stadion Platz, die sich auf 47 Sitzreihen verteilten.⁶⁷⁹

„Aufgrund der fehlenden Sportanlagen blieben die ersten modernen Sportwettkämpfe nach olympischem Vorbild relativ erfolglos. Dennoch war in jenem Jahr mit dem ersten Startschuss für die Wettkämpfe auch der Startschuss für eine neue Sportarchitektur und damit für eines der größten periodischen Bauprogramme des 20. Jahrhunderts gefallen.“⁶⁸⁰

1900 wurden die Olympischen Spiele in Paris und vier Jahre später in St. Louis veranstaltet, parallel zu den zeitgleich stattfindenden Weltausstellungen. Eine Errichtung von Stadionbauten eigens zu diesem Zweck gab es zu diesem Zeitpunkt nicht. Während man in Paris eine Sportanlage in Bois de Boulogne nutzte, wählte man in St. Louis den Sportplatz der Washington University als Wettkampfstätte.⁶⁸¹ Bis dato waren also keine wegweisenden Vorbilder für ein modernes olympisches Stadion vorhanden. Dieser Umstand hatte bereits einen 1894 von Baron Pierre de Coubertin einberufenen Kongress in Paris geprägt. In Bezug auf die Ausrichtung der Olympischen Spiele hatte man in diesem Rahmen die Einführung von Kunstwettbewerben in den Disziplinen Architektur, Bildhauerei, Malerei, Literatur und Musik beschlossen. Für die Architektur wurden zudem Empfehlungen ausgesprochen: So bestand Einigkeit darin, dass das antike Stadion nicht als Vorbild für moderne Stadionbauten dienen könne.⁶⁸² Coubertin beschrieb seine Vorstellungen als „eine mit Bäumen umrahmte Rasenfläche mit eleganten, geräumigen, blumengeschmückten Tribünen.“⁶⁸³

Ein eigens für die Olympischen Spiele errichtetes Stadion wurde erstmals 1908 mit dem White City Stadium in London nach einem Entwurf von James B. Fulton realisiert (Abb. 71).⁶⁸⁴ Die IV. Olympischen Spiele wurden aus ökonomischen und organisatorischen Gründen im Zusammenhang mit der Franco-British Exhibition veranstaltet.⁶⁸⁵ Das Stadion wurde zugleich in das städtebauliche Konzept der Franco-British Exhibition integriert. Dieses Konzept gründete dabei auf den Leitbildern der École des Beaux-

⁶⁷⁹ Vgl. Schmidt 1994, S. 19; vgl. Wimmer 2014, S. 51 und S. 69.

⁶⁸⁰ Wimmer 2014, S. 46.

⁶⁸¹ Vgl. ebd., S. 52.

⁶⁸² Vgl. Kluge, Volker: Olympiastadion Berlin. Steine beginnen zu reden. Berlin 1999, S. 12.

⁶⁸³ Coubertin, Pierre de: Arts, lettres et Sports. In: Coubertin, Pierre de (Hg.): *Revue pour les Français*, 1906, S. 211-215. Zitiert in: Kluge 1999, S. 12.

⁶⁸⁴ Vgl. Meyer-Künzel, Monika: Städtebau der Weltausstellungen und Olympischen Spiele. Stadtentwicklung der Veranstaltungsorte. Hamburg u.a. 1999. Zugl. Diss. Technischen Universität Carolo-Wilhelmina zu Braunschweig, Fachbereich Architektur.

<http://www.digibib.tu-bs.de/?docid=00001074> [Stand: 32.02.2016], S. 284.

⁶⁸⁵ Es handelte sich dabei um eine Veranstaltung, die durch die französische Handelskammer initiiert wurde und die gemeinsame Bündnispolitik zwischen dem Vereinigten Königreich und Frankreich zum Ausdruck bringen sollte. Vgl. Meyer-Künzel 1999, S. 283.

Arts und beruhte auf einem axialen System aus Höfen und Plätzen, das durch Grünanlagen gegliedert wurde. Das Stadion stellte den Schlusspunkt einer der Hauptachsen dar und befand sich demnach an einer exponierten Stelle der Anlage.⁶⁸⁶ Es bot Platz für 93.000 Zuschauer und umfasste eine Aschenbahn, eine Radrennbahn, ein Schwimmbecken mit versenkbarem Springturm, ein Leichtathletikfeld sowie Boxanlagen. Die verschiedenen Wettkampfstätten wurden innerhalb des Stadions zusammengeführt – somit entstand in London das erste Mehrzweckstadion. Während das Londoner Stadion ein reiner Zweckbau war, kamen mit dem Olympiastadion in Stockholm 1912 erstmals baukünstlerische Elemente hinzu.⁶⁸⁷ Nichtsdestotrotz wirkte sich das White City Stadium maßgeblich auf den Stadionbau aus und diente beispielsweise Otto March für das Deutsche Stadion als Vorbild.⁶⁸⁸

Anlässlich der V. Olympiade 1912 in Stockholm wurde erstmals das Konzept eines Sportparks mit integrierten Bauten entwickelt. Dieses bot zudem den Vorteil, dass kurze Distanzen zwischen den Wettkampfstätten erreicht werden konnten.⁶⁸⁹ Als Gelände wurde ein Sportpark ausgewählt, der bereits seit dem Ende des 19. Jahrhunderts bestand. Ferner stellte der König weitere 10 Hektar des angrenzenden Idrottaparks, ein Tierpark, zur Verfügung.⁶⁹⁰ Der Stadiongrundriss war u-förmig, wie bereits bei dem Panathenäischen Stadion. Die Erschließung der Tribünen erfolgte mittels Arkadengängen aus Backstein (Abb. 72). Die Treppenhäuser wurden als Türme ausgebildet und suggerierten dadurch ebenso wie das Eingangstor einen wehrhaften Charakter.⁶⁹¹ In Bezug auf die Gestaltung des Stadions im Stil der schwedischen Nationalromantik dienten dem Architekten Kirchen und Klöster als Vorbild.⁶⁹²

„Im Vergleich mit dem modernen Stadion in Stahlbauweise von London vier Jahre zuvor galt das Stockholmer Stadion aus rotem Backstein als ‚architektonisch gelungen‘. Seine historisierende Fassade im gotischen Stil wirkte bürgerlich und bildete einen Kontrast zum nüchternen Design des *White City Stadium*. Die Außenmauern erinnerten mit ihren Quadern, Ziegeln, Türen, Toren und Türmen an eine mittelalterliche Stadtmauer.“⁶⁹³

Auch in Amsterdam plante man anlässlich der Olympischen Spiele 1928 einen Sportpark. Auf dem ausgewählten Gelände hatte es bereits zuvor ein Stadion gegeben; das ursprünglich geplante Konzept eines Sportparks war aber schließlich aus ökonomischen Gründen gescheitert.⁶⁹⁴ Nichtsdestotrotz bildeten die realisierten Bauten mit

⁶⁸⁶ Vgl. Meyer-Künzel 1999, S. 285.

⁶⁸⁷ Vgl. Wimmer 2014, S. 52.

⁶⁸⁸ Vgl. Meyer-Künzel 1999, S. 285.

⁶⁸⁹ Vgl. ebd., S. 168.

⁶⁹⁰ Vgl. ebd., S. 170.

⁶⁹¹ Vgl. Schmidt 1994, S. 35.

⁶⁹² Vgl. Meyer-Künzel 1999, S. 170.

⁶⁹³ Wimmer 2014, S. 70.

⁶⁹⁴ Vgl. Meyer-Künzel 1999, S. 178.

dem neuen Stadion, dem Fecht- und dem Boxpavillon sowie dem Stadionplein eine gestalterische Einheit mit dem alten Stadion.⁶⁹⁵

Das neue Stadion (Abb. 73) wurde als Betonskelett mit einer Verblendung aus Backstein errichtet. Hinsichtlich des Materials hatte sich der Architekt durch die Umgebungsarchitektur leiten lassen. Somit gelang es ihm, „[...] den Weg zwischen der gestalterischen Tradition der Amsterdamer Schule aus den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts und den Prinzipien des Internationalen Stils“⁶⁹⁶ zu finden.⁶⁹⁷

1932 fanden die Olympischen Spiele in Los Angeles statt. Für den Bau des Stadions wählte man ein Gelände neben der University of Southern California in unmittelbarer Nähe zur Innenstadt aus. Auf diesem entstanden Museums- und Ausstellungsbauten im Norden des Areals, während das Stadion und der dazugehörige Vorplatz im Süden des Geländes verortet wurden. Bei dem südwestlich der übrigen Wettkampfstätten gelegenen Schwimmstadion wurde auf die räumliche Verbindung zur Gesamtanlage verzichtet. Das Stadion, seinerzeit auch *Los Angeles Memorial Coliseum* genannt, wurde als *Erdstadion* errichtet, das zur Hälfte in die Erde eingelassen wurde. Die Erdwälle für die Tribünen konnten folglich auf dem entstandenen Aushub errichtet werden. Der Zugang erfolgte durch eine monumentale Portalanlage (Abb. 74).⁶⁹⁸ Das Erdstadion als Bautypus erfreute sich seit den 1920er Jahren sowohl in den USA als auch in Europa einer zunehmenden Verbreitung.⁶⁹⁹

Vier Jahre nach den Olympischen Spielen in Los Angeles fand die Austragung des Sportereignisses in Berlin statt. Es sollte von besonderer Relevanz sowohl für die Programmvorgaben als auch die strukturellen Vorgaben der Olympischen Spiele 1972 sein,⁷⁰⁰ denn „[beide] Ebenen waren [...] gleichsam über einen geschichtlichen Korridor miteinander verbunden – der kritischen Auseinandersetzung mit der Premiere Olympias in Deutschland, den Berliner Sommerspielen 1936.“⁷⁰¹ Insofern soll im Folgenden das Olympiastadion in Berlin integraler Bestandteil der Betrachtung sein.

Die Idee für eine Bewerbung um die Austragung der Olympischen Spiele im Jahr 1912 in Berlin ging auf das Jahr 1906 zurück, als die Olympischen Spiele in Athen stattfanden. Als Initiatoren gelten der damalige Präsident des Deutschen Reichsausschusses für Olympische Spiele (DRAfOS) sowie Carl Diem, der sich seinerzeit als Journalist in Athen aufhielt.

⁶⁹⁵ Vgl. ebd., S. 186.

⁶⁹⁶ Ebd., S. 187.

⁶⁹⁷ Vgl. ebd.

⁶⁹⁸ Vgl. ebd., S. 79 f.

⁶⁹⁹ Vgl. Schmidt 1994, S. 69.

⁷⁰⁰ Vgl. Erben 2013, S. 19.

⁷⁰¹ Ebd.

Das Stadion sollte auf dem Gelände der Grunewald-Rennbahn entstehen: Bereits 1867 war die Gründung des Union-Klubs erfolgt, der sich als Veranstalter von Pferderennen der Förderung der Vollblutzucht von Pferden verschrieben hatte. Zu den Mitgliedern hatten vor allem adlige Generäle und Offiziere gezählt. Nachdem man zunächst eine Rennbahn in Hoppegarten genutzt hatte, sollte eine neue in Grundwald entstehen.⁷⁰² Das Gelände war durch Kaiser Wilhelm II. jedoch bereits der Bevölkerung als Volkspark zugesichert worden, sodass die Vereinbarung getroffen wurde, dass das Gelände „allgemeinen sportlichen Zwecken dienen sollte.“⁷⁰³ Als Architekt der Rennbahn hatte man Otto March beauftragt.⁷⁰⁴ Im Mai 1909 erfolgte schließlich die Eröffnung der Grundwald-Rennbahn mit einem Fassungsvermögen von 40.000 Zuschauern.

Die Hoffnung, die Olympischen Spiele 1912 auszurichten, war jedoch gescheitert, denn die Bewerbung hatte nach dem Tod des Präsidenten des Deutschen Reichsausschuss für Olympische Spiele zurückgezogen werden müssen. Am 04. Juli 1912 hatte man nach einer erneuten Bewerbung den Zuschlag für die Olympischen Spiele 1916 erhalten. Die Bauarbeiten für das Stadion begannen im August desselben Jahres. Um die Finanzierung zu sichern, wandte sich der neue Präsident des DRAfOS an die Mitglieder des Union-Klubs. Diese sagten ihre Beteiligung zu, bestanden jedoch darauf, dass die Bauten nicht die Sicht auf die Pferderennbahn verhindern sollten. Dementsprechend musste Otto March eine geeignete architektonische Lösung finden. Um den Forderungen entsprechen zu können, hatte der Architekt ein *Erdstadion* vorgeschlagen.

Die Fertigstellung erfolgte im Mai 1913. Das Deutsche Stadion war seinerzeit eines der weltweit größten Sportanlagen und wirkte als Vorbild auf zahlreiche Stadionbauten.⁷⁰⁵ Neben der Durchführung der Olympischen Spiele sollte das Deutsche Stadion für die Austragung von Nationalfesten genutzt werden.⁷⁰⁶ Mit dem Ersten Weltkrieg waren die Pläne für die Olympiade 1916 jedoch erneut gescheitert, obwohl eine offizielle Absage der Spiele nie erfolgt war.⁷⁰⁷

Die 1920 gegründete Hochschule für Leibesübungen hatte die Infrastruktureinrichtungen des Deutschen Stadions fortan genutzt, doch schon bald war eine Erweiterung notwendig geworden. 1924 hatte Diem daher den ehemaligen Mitarbeiter Otto Marchs, Johannes Seiffert, mit dem Entwurf sowie Standortüberlegungen für ein neues Hochschulareal beauftragt.⁷⁰⁸ Sechs Jahre später hatte man einen Ideenwettbewerb für ein Deutsches Sportforum ausgeschrieben, aus dem Walter und Werner March als Sieger

⁷⁰² Vgl. Kluge 1999, S. 9 f.

⁷⁰³ Ebd., S. 11

⁷⁰⁴ Vgl. ebd.

⁷⁰⁵ Vgl. ebd., S. 32-36

⁷⁰⁶ Vgl. Schmidt, Thomas: Werner March. Architekt des Olympia-Stadions: 1894-1976, Basel/Berlin/Boston 1992, S. 20.

⁷⁰⁷ Vgl. Kluge 1999, S. 42.

⁷⁰⁸ Vgl. Schmidt 1992, S. 20.

hervorgingen. Neben diesen hatten auch Johannes Seiffert sowie Max Taut und Hans Poelzig einen Entwurf eingereicht. Das Auswahlkriterium des Preisgerichtes für den Entwurf der March-Brüder war vor allem die vorgeschlagene Anordnung der Bauten entlang einer Längsachse. Die Jury hatte Werner March mit der Überarbeitung des Entwurfs beauftragt.⁷⁰⁹ 1928 wurden die Bauarbeiten an den ersten Übungsfeldern und der ersten Turnhalle abgeschlossen, der zweite Bauabschnitt begann erst nach 1933.⁷¹⁰

Der Entschluss für eine weitere Bewerbung um die Olympischen Spiele wurde von Hindenburg gefasst, nachdem seit 1928 wieder deutsche Mannschaften an den Olympischen Spielen teilnehmen durften. Werner March hatte man dazu mit der Erweiterung des bisherigen Stadions beauftragt. Die Vergabe der Olympischen Spiele nach Berlin erfolgte am 13. Mai 1931.⁷¹¹

Mit der Machtübernahme der Nationalsozialisten veränderten sich die Voraussetzungen: Der neue Bauherr war fortan das Reichsministerium des Inneren. Vordergründiges Ziel der Olympischen Spiele war nun deren Nutzung zu Propagandazwecken und damit einhergehend der Machtdemonstration durch die Nationalsozialisten. Vor allem in Bezug auf die Dimensionen zielte man auf Superlative. Insofern erschien der geplante Umbau des Deutschen Stadions nicht mehr angemessen, sodass man die Pläne hierfür am 06. Oktober 1933 verwarf. „Der Deutsche Sport braucht etwas Gigantisches“,⁷¹² lautete indessen das Credo. Werner March hatte dementsprechend einen neuen Entwurf erarbeitet, der jedoch den Anforderungen Hitlers nicht genügte, da dieser lediglich eine Tribünenerweiterung beinhaltete. March hatte sich dazu auf Referenzbauten im Ausland sowie auf Studien bezogen, die sich mit der Sehweite des menschlichen Auges und der Erkennbarkeit von Bewegungsabläufen beschäftigten. Mit einem großen Aufmarschgelände hatte March Hitlers Forderung entsprechen wollen.⁷¹³ Dieses sollte nach Hitlers Vorstellungen Kapazität für 500.000 Menschen bieten. March entwarf hingegen nur ein Aufmarschgelände für 150.000 Personen. Dennoch behielt er seinen Auftrag, was vor allem durch den bestehenden Zeitdruck begründet werden kann.⁷¹⁴

Am 13. Dezember 1933 legte Werner March schließlich drei Entwurfsvarianten vor, über deren Auswahl entschieden wurde.⁷¹⁵ Der ausgewählte Entwurf entsprach bereits der später realisierten Konzeption (Abb. 75). Die Anlage basierte auf einem System von zwei Achsen: Eine, die sich von Ost nach West erstreckte, und eine zweite von Nord nach Süd. Die Ost-West-Achse nahm ihren Ausgangspunkt an der Schwarz-

⁷⁰⁹ Vgl. ebd., S. 22.

⁷¹⁰ Vgl. ebd., S. 24.

⁷¹¹ Vgl. Kluge, S. 46 f.

⁷¹² Adolf Hitler äußerte sich über die Umbaupläne für das alte Deutsche Stadion in der Abendausgabe der Vossischen Zeitung am 06. Oktober 1933. Vgl. dazu: Schmidt 1992, S. 30.

⁷¹³ Vgl. ebd.

⁷¹⁴ Vgl. ebd., S. 32.

⁷¹⁵ Vgl. ebd., S. 36.

burgallee und verlief über den Stadionbau hinweg zum Aufmarschgelände und der Führertribüne. Die Nord-Süd-Achse endete im Norden im Bereich des Schwimmstadions.

Mit dem Reichssportfeld hatte man seinerzeit die größte Sportanlage der Welt verwirklicht, obwohl die einzelnen Bauten und Anlagen in ihrer Größe nicht überdimensioniert waren und vor allem funktionalen Anforderungen gerecht wurden.⁷¹⁶ Schmidt resümierte dazu: „Erst der monumentale Habitus der Gesamtanlage und die Werksteinverkleidung des Stadions signalisieren ihre herrschaftspolitische Funktion.“⁷¹⁷ Dabei hatte Werner March dieses ursprünglich nicht vorgesehen. Vielmehr schwebte dem Architekten ein modernes Stadion mit einer Stahlskelettkonstruktion vor. Als Beispiel hatte ihm das von Otto Ernst Schweizer entworfene Stadion in Wien gedient. Damit entsprach es jedoch nicht der Vorstellung der nationalsozialistischen Führungspersonlichkeiten. In der Folge band man daher Albert Speer in die weiteren Planungen ein, der eine Verkleidung aus Muschelkalkstein eingebracht hatte. Mit dem Material wollte man zugleich bestimmte Verknüpfungen herstellen und es als Ausdruck von Bodenständigkeit, Schlichtheit, aber auch Dauer und Beständigkeit interpretieren. Marchs Verteidigung seines Konzeptes blieb erfolglos.⁷¹⁸ Schließlich entzog man March die Handhabe über die bauliche Gestaltung. Die Gestaltung der Außenansicht übertrug man nun allein Albert Speer. Dieser orientierte sich bezüglich der formalen Elemente am Kolosseum. Hinsichtlich der Proportionen und Dimensionen zielte man jedoch darauf ab, dieses zu übertreffen. Das implizierte Ziel war, die Menschen zu beeindrucken und einzuschüchtern.⁷¹⁹

Die Eröffnung des Reichssportfeldes erfolgte am 23. und 24. Mai 1936, des „ersten komplexen Olympiaparks der Geschichte“⁷²⁰, der unter anderem das Stadion, das Maifeld, ein Schwimm- sowie ein Reitstadion und eine Freilichtbühne umfasste (Abb. 76).⁷²¹ Das Stadionoval setzte sich aus zwei Rängen zusammen, wovon einer ins Erdreich abgesenkt wurde (Abb. 77). Die Erschließung erfolgte durch einen Pfeilergang.⁷²² Die ursprünglichen Pläne Marchs, der einen modernen Stadionbau realisieren wollte, und die Vorstellungen Hitlers standen sich diametral gegenüber. Im Kontext der architekturgeschichtlichen Einordnung des Baus kam Thomas Schmidt daher zu folgendem Resümee:

⁷¹⁶ Vgl. ebd., S. 39.

⁷¹⁷ Ebd.

⁷¹⁸ Vgl. ebd., S. 46.

⁷¹⁹ Vgl. ebd., S. 48.

⁷²⁰ Meyer-Künzel 1999, S. 200.

⁷²¹ Vgl. ebd., S. 200.

⁷²² Vgl. Kluge 1999, S. 81.

„Offiziell wurde das Olympia-Stadion in seiner Entstehungszeit als eine deutsch-nationale Architekturschöpfung präsentiert. In Wirklichkeit spiegelt das Stadion zum einen die logischen Entwicklungen des modernen internationalen Stadionbaus wider, zum anderen die Entwurfsideen von 1927 zum Umbau des ersten Deutschen Stadions.“⁷²³

Im Westen befand sich mit dem Marathontor eine 25 Meter breite Öffnung, die als Verbindungselement zwischen dem Stadion und dem Maifeld fungierte.⁷²⁴ Das Maifeld diente als Aufmarschplatz und befand sich im Westen des Olympiastadions. Den Abschluss bildete die Führertribüne mit dem Glockenturm. Die Langemarckhalle, eine Gedenkstätte für die gefallenen Soldaten des Ersten Weltkriegs, befand sich in der Mitte des Tribünenwalls (Abb. 78).⁷²⁵ Auf Forderung des Reichspropagandaministers erfolgte zudem die Errichtung einer Freilichtbühne, die nach Dietrich Eckart, dem „Dichter der Bewegung“, benannt wurde. Als Vorbilder dienten antike Theater.⁷²⁶

Die Landschaftsgestaltung oblag dem Gartenarchitekten und Hochschullehrer Heinrich Wiepking-Jürgensmann. Innerhalb der Sportstätten gab es keine Bepflanzung, dem monumentalen Charakter entsprechend. Der Fokus lag vor allem auf den Zwischenflächen. Mit der Baumbepflanzung an Straßen und Promenaden wollte man zwischen den Monumentalbauten und dem angrenzenden Wald eine Verbindung herstellen. Dazu pflanzte und versetzte man insgesamt 1000 Bäume. Die Umgrenzung der Sportflächen bildete eine Staudenbepflanzung.⁷²⁷

Bereits 1940 sollten die Olympischen Spiele in Helsinki stattfinden, der Zweite Weltkrieg verhinderte jedoch die Austragung. 1952 erhielt die Stadt erneut den Zuschlag für die Austragung der Spiele und das 1938 fertiggestellte Stadion in Töölö, einem Stadtteil von Helsinki, das nach den Plänen der finnischen Architekten Yrjö Lindgren und Toivo Jäntti gebaut worden war, konnte nun als Austragungsort genutzt werden (Abb. 79). Das Stadion entstand auf einem elliptischen Grundriss mit einer Länge von 243 Metern und einer Breite von 159 Metern. Mit dem funktionalistischen Stadionbau, der zu einem Beispiel der nordischen Moderne wurde, wollte man sich von der monumentalen Formensprache des Berliner Olympiastadions distanzieren. Über der weiß gestrichenen Betonfassade wurde eine Holzverkleidung angebracht, die den Abschluss bildete. Als Orientierungspunkt und Wahrzeichen wurde der erste Olympiaturm errichtet. Mit einer Höhe von 72 Metern diente er zudem als Aussichtspunkt über das Gelände, der Zugang erfolgte über das nach außen verlegte Treppenhaus.⁷²⁸

⁷²³ Schmidt 1994, S. 79.

⁷²⁴ Vgl. Kluge 1999, S. 86.

⁷²⁵ Vgl. Meyer-Künzel 1999, S. 202.

⁷²⁶ Vgl. Kluge 1999, S. 102.

⁷²⁷ Vgl. Schmidt 1992, S. 88.

⁷²⁸ Vgl. Wimmer 2014, S. 87.

Als 1960 die Olympischen Spiele in Rom stattfanden, nutzte man *das Foro Italico*, ehemals *Foro Mussolini* und das Gelände der geplanten Weltausstellung (Exposizione Universale di Roma, *E.U.R.*), die im Jahr 1942 stattfinden sollte. Es handelte sich somit um eine Fortführung der Planungen der faschistischen Regierung.⁷²⁹ Diese Vorgehensweise resultierte aus dem Vorhaben, sowohl die Kosten als auch die Bauarbeiten möglichst gering zu halten, sodass man auf bereits vorhandene Bauten zurückgriff. Nichtsdestotrotz kam man nicht umhin, weitere Sportbauten und Einrichtungen für dieses Ereignis neu zu bauen.⁷³⁰ Neu errichtet wurde beispielsweise der *Palazzo dello Sport* (Abb. 80) nach dem Entwurf von Pier Luigi Nervi und Marcello Piacentini, der ein „[...] eindrucksvolles Beispiel für die künstlerische Kontinuität dar[stellt], die in Italien zwischen den 20er und 50er Jahren bestand.“⁷³¹ An eben dieser Stelle hatte Piacentini während der faschistischen Herrschaft noch einen Lichtaltar geplant.⁷³²

Vier Jahre später wurden die Olympischen Spiele in Tokio ausgerichtet. Das *Jingu National Stadium* im *Meji Shrine Park* wurde als Hauptaustragungsort genutzt. Die Anlage des Naherholungsparks erfolgte bereits 1924 zum Gedenken des Kaisers Mutsuhito und integrierte von Beginn an Trainingsstätten. 1958 hatte man im Rahmen der dritten Asienspiele das *Jingu National Stadium* erbaut, das das ältere *Meji Stadion* ersetzte. Für die Fassadengestaltung wurden die Stahlbetonkonstruktionselemente unverkleidet belassen.⁷³³ Neben der Hauptanlage im *Meji Olympiapark* gab es zwei weitere Sportzentren: Im *Yoyogi-Sportzentrum* entstanden nach dem Entwurf von Kenzo Tange eine Sport- sowie eine Schwimmhalle, die eine architektonische Einheit bilden sollten (Abb. 81). Kenzo Tange löste sich dabei gänzlich von der traditionellen japanischen Formensprache.⁷³⁴

Mit der Austragung der Olympischen Spiele 1968 in Mexiko-Stadt wurden die Olympischen Spiele erstmals in Lateinamerika ausgerichtet. Auf den Architekten Pedro Ramirez Vasquez, der die Präsidentschaft des Organisationskomitees innehatte, geht die Initiative zur Organisation von 19 Kunstwettbewerben zurück, äquivalent zu den 19 Sportwettbewerben. Ein Problem der Spiele stellte die Verbindung zwischen den Sportstätten dar, die sich an verschiedenen Standorten der Millionenstadt befanden. Auch in Mexiko-Stadt nutzte man ein bereits bestehendes Stadion (Abb. 82), dessen Fertigstellung 1952 erfolgt war, und baute es entsprechend den Anforderungen um. Es handelte sich wiederum um ein *Erdstadion*. Die Integration in die Umgebung ist besonders hervorzuheben. Mittels des lokalen Lavagesteins passte sich das Gebäude in die

⁷²⁹ Vgl. Meyer-Künzel 1999, S. 226.

⁷³⁰ Vgl. ebd., S. 230.

⁷³¹ Ebd., S. 239.

⁷³² Vgl. ebd.

⁷³³ Vgl. Schmidt 1994, S. 119.

⁷³⁴ Vgl. ebd., S. 123 f.

Landschaft ein. Der Künstler Diego Rivera hatte für die Stadionmauer ein Mosaik-Bild entworfen, das jedoch aufgrund seines Todes nicht vollendet werden konnte.⁷³⁵

4.3.2 „Auf dem Weg zur Olympiastadt“⁷³⁶

„Der erste, der einen solchen Gedanken äußerte, war Bürgermeister Georg Brauchle. Auf einem Empfang während der Olympischen Spiele in Innsbruck bedrängten ihn im Februar 1964 Münchner Journalisten mit der Frage, wann denn endlich mit dem Bau des Großstadions begonnen werde. Brauchle antwortete [sic] mit einem Hinweis auf die finanziellen Schwierigkeiten und fügte hinzu, wenn München die Olympischen Spiele bekäme, dann ginge es vielleicht rascher. Man sähe ja hier in Innsbruck, wie sehr die Spiele eine Stadt voranbrächten.“⁷³⁷

Mit dieser Anekdote beginnt der ehemalige Oberbürgermeister Hans-Jochen Vogel seine Darstellung des Wegs der bayerischen Landeshauptstadt zur Olympiastadt 1972. Die Presse habe Brauchles Kommentar in 1964 zunächst noch kritisiert oder beschmunzelt – es sollten jedoch nur etwas mehr als eineinhalb Jahre vergehen, bis die Idee für eine Bewerbung tatsächlich zur Debatte stehen sollte.⁷³⁸

Für die Bewerbung der Stadt München um die Olympischen Spiele 1972 waren in der Folge zwei Personen aufgrund ihres Engagements von besonderer Bedeutung: Willi Daume, seinerzeit Präsident des Nationalen Olympischen Komitees, sowie Oberbürgermeister Hans-Jochen Vogel. Ohne diese beiden Persönlichkeiten und deren Festhalten an ihrer gemeinsamen Vision wäre die Durchführung dieses Großereignisses wahrscheinlich nicht zustande gekommen. Erstmals konsultierte Willi Daume den Münchner Oberbürgermeister am 28. Oktober 1965, um ihn von einer Bewerbung um die Olympischen Spiele zu überzeugen.⁷³⁹

Willi Daume verfolgte bereits seit Beginn der 1960er Jahre Ambitionen zur Ausrichtung der Olympischen Spiele in der Bundesrepublik. Gemeinsam mit Willy Brandt, damals regierender Bürgermeister von Berlin, plante er bereits im Winter 1962/63 die Austragung der Olympischen Spiele in der zweigeteilten Stadt für das Jahr 1968. Für die Bewerbung lag jedoch weder die Zustimmung der DDR noch der westlichen Alliierten vor und wurde von Brandt vertraulich bei dem IOC⁷⁴⁰ eingereicht. Willi Daume war für die Gespräche mit den einflussreichen Persönlichkeiten des IOC zuständig. Das Vorhaben wurde aber von den westlichen Alliierten gestoppt, als sie von der geheimen Bewerbung erfuhren. Nicht nur dieses Vorgehen, sondern auch die politische Situation

⁷³⁵ Vgl. Wimmer 2014, S. 95.

⁷³⁶ Kapitelüberschrift aus: Vogel, Hans-Jochen: Die Amtskette. Meine 12 Münchner Jahre. Ein Erlebnisbericht. München 1972, S. 95.

⁷³⁷ Ebd., S. 95.

⁷³⁸ Vgl. ebd.

⁷³⁹ Vgl. Schiller/Young 2012, S. 23.

⁷⁴⁰ IOC steht als Abkürzung für das Internationale Olympische Komitee.

im Hinblick auf die Zuspitzung des Ost-West-Konfliktes schlossen eine erneute Bewerbung Berlins in den folgenden Jahren aus.⁷⁴¹

München erschien Daume als prädestiniert für die Bewerbung und er versuchte, den zunächst skeptischen Oberbürgermeister von seiner Idee zu überzeugen. Hans-Jochen Vogels Bedenken gründeten auf dem Fehlen von geeigneten Sportstätten, die man für ein solches Ereignis benötigen würde, sowie der Rolle der Stadt in der Vergangenheit. Unter den Nationalsozialisten war München zur *Hauptstadt der Bewegung* avanciert und der Stadtraum diente der politischen Machtinszenierung.⁷⁴² Ein weiterer Grund für Vogels Unsicherheit in Bezug auf eine Bewerbung lag im Verhältnis der Bundesrepublik zur DDR begründet, denn erst am 08. Oktober 1965 war vor dem Internationalen Olympischen Komitee (IOC) die gesamtdeutsche Mannschaft aufgelöst worden, sodass es nun sowohl eine Mannschaft der BRD als auch eine der DDR gab.⁷⁴³ Schließlich willigte Vogel in das Vorhaben ein, nachdem er zuvor Rücksprache mit seinen engsten Mitarbeitern und dem Ältestenrat der Stadt gehalten hatte. Zudem hatte er sich mit Willy Brandt über das Vorhaben ausgetauscht und dessen Unterstützung erhalten. Für die Zusammenstellung der Bewerbungsunterlagen blieb nur wenig Zeit. Zudem bedurfte es der Zustimmung der drei Regierungsebenen.⁷⁴⁴ Denn, obwohl nach den Regeln des IOC die Vergabe der Olympischen Spiele an eine Stadt und nicht an ein Land erfolgt, war es für das Gelingen unabdingbar, dass in diesem Fall nicht nur der Stadtrat, sondern auch die bayerische Landesregierung und die Bundesregierung das Vorhaben bewilligen würden.⁷⁴⁵ Das Unternehmen wurde auf politischer Ebene unter anderem durch den bayerischen Ministerpräsidenten Alfons Goppel sowie den Landesparteivorsitzenden der CSU, Frank-Josef Strauß, unterstützt, denn auch sie wussten um die Vorteile, die die Austragung der Olympischen Spiele mit sich bringen würde.⁷⁴⁶ Zwischen Oktober und Dezember 1965 wurde das Vorhaben durch alle drei Regierungsebenen befürwortet.⁷⁴⁷ Dies war unter anderem im Hinblick auf die Finanzierung des Vorhabens unerlässlich, denn sowohl Stadt, Land als auch Bund sicherten die Kostenübernahme zu je einem Drittel der veranschlagten 520 Millionen DM zu.⁷⁴⁸ Nach der Zusage der Bundesregierung am 29. November 1965 wurde das Vorhaben im Rahmen einer Pressekonferenz erstmals der Öffentlichkeit vorgestellt. Es verblieben ab diesem Zeit-

⁷⁴¹ Vgl. Schiller/Young 2012, S. 44 f.

⁷⁴² Vgl. Egger, Simone: München wird moderner. Stadt und Atmosphäre in den langen 1960er Jahren. Bielefeld 2013. Zugl. Diss. Ludwig-Maximilians-Universität München, Institut für Volkskunde/ Europäische Ethnologie, S. 172.

⁷⁴³ Vgl. Vogel 1972, S. 96.

⁷⁴⁴ Vgl. Egger 2013, S. 172.

⁷⁴⁵ Vgl. Schiller/Young 2012, S. 46.

⁷⁴⁶ Vgl. Egger 2013, S. 172.

⁷⁴⁷ Vgl. Schiller/Young 2012, S. 46.

⁷⁴⁸ Vgl. Verspohl, Franz-Joachim: Stadionbauten von der Antike bis zur Gegenwart. Regie und Selbsterfahrung der Massen. Gießen 1976, S. 253.

punkt nur noch wenige Wochen zur Vorbereitung der Bewerbung, die spätestens am 31. Dezember 1965 in Lausanne abgegeben werden musste.⁷⁴⁹

München hatte im Zweiten Weltkrieg umfassende Zerstörungen erfahren, doch innerhalb eines Zeitraums von nur zehn Jahren nach dem Ende des Krieges hatte sich die Stadt weitestgehend davon erholt.⁷⁵⁰ Als 1958 das 800. Stadtjubiläum gefeiert wurde, war zugleich der Wiederaufbau abgeschlossen. Im Zuge dessen waren auch die zerstörten Kulturbauten, zu denen die Alte Pinakothek und das Nationaltheater zählen, wiederaufgebaut worden.⁷⁵¹ Für die internationale Außendarstellung waren die Staatsbesuche von Charles de Gaulle 1963 sowie von Queen Elizabeth drei Jahre später von besonderer Bedeutung.⁷⁵²

In den 1950er Jahren siedelten sich in München zahlreiche Firmen aus Berlin an, zu denen etwa Siemens oder Osram zählten, sodass sich die Stadt auch als Industriestandort etablieren konnte,⁷⁵³ gleiches gilt für die neuen Wissenschaftsinstitute in der Stadt. Zu diesen gehörte unter anderem die Fraunhofer-Gesellschaft, die 1949 gegründet worden war. Ferner erfolgte 1957 die Installation des atomaren Forschungsreaktors in Garching. Neben weiteren Forschungsinstituten und zwei Universitäten etablierte sich München damit zum führenden Wissenschaftsstandort der Bundesrepublik.⁷⁵⁴

Seit dem Ende des Kriegs war die Zahl der Einwohner Münchens rapide angestiegen. Die Stadt, die in der unmittelbaren Nachkriegszeit nur 48.000 Einwohner hatte, wuchs in den Jahren zwischen 1950 und 1971 um jeweils 24.000 Einwohner jährlich und zählte damit 1957 bereits über eine Millionen Bewohner. Dadurch war München die Stadt mit der stärksten Wachstumsrate im Vergleich zu den anderen westdeutschen Städten.⁷⁵⁵ Insbesondere junge Menschen zogen in dieser Zeit nach München, sodass 1960 46,2 Prozent der Bürger zwischen 20 und 50 Jahren alt waren. München lag in dieser Altersgruppe demzufolge deutlich über dem bundesdeutschen Durchschnitt. Doch gleichzeitig erwuchs daraus die Sorge, dass durch den Zuzug junger Menschen vom Land in die Stadt ein Ungleichgewicht entstehen könnte.⁷⁵⁶ Die rapide Entwicklung erwies sich als problematisch, denn neben dem Mangel an Wohnraum konnte auch die Verkehrsinfrastruktur den Anforderungen nicht mehr gerecht werden.⁷⁵⁷ Ende der

⁷⁴⁹ Vgl. Vogel 1972, S. 98-100.

⁷⁵⁰ Vgl. Egger 2013, S. 27 und S. 37.

⁷⁵¹ Vgl. Rittenauer, Daniel: München 1965. „Deutschland heimliche Hauptstadt“. In: Haus der Bayerischen Geschichte (Hg.): München 1972. Bobingen 2010, S. 4-7, S. 5

⁷⁵² Vgl. Kramer, Ferdinand: München und die Olympischen Spiele 1972. In: Koller, Christian (Hg.): Sport als städtisches Ereignis (Stadt in der Geschichte, 33). Ostfildern 2008, S. 239-252, S. 241.

⁷⁵³ Dafür gab es zwei Gründe: Zum einen flüchteten die Unternehmen in den 1940er Jahren vor den Bombenangriffen oder verließen die Sowjetische Besatzungszone nach dem Ende des Krieges. Vgl. dazu: Egger 2013, S. 39.

⁷⁵⁴ Vgl. Egger 2013, S. 40.

⁷⁵⁵ Vgl. Schiller/Young 2012, S. 49; vgl. Rittenauer 2010, S. 5.

⁷⁵⁶ Vgl. Kramer 2008, S. 242.

⁷⁵⁷ Vgl. Rittenauer 2010, S. 5.

1950er Jahre wurden infolgedessen Vorplanungen für einen Stadtentwicklungsplan erarbeitet und mit der Bürgermeisterwahl 1960 weiter konkretisiert.⁷⁵⁸

Auf der Grundlage des Jensen-Planes⁷⁵⁹ wurde der Gesamtentwicklungsplan für München schließlich am 10. Juli 1963 durch den Münchner Stadtrat beschlossen. Der Plan basierte auf der Auswertung statistischer Prognosen zur Stadtentwicklung und war auf die Realisierung innerhalb der nächsten 30 Jahre ausgerichtet. Um zur Verkehrsentslastung der Innenstadt beizutragen, sah der Plan die Erweiterung des öffentlichen Nahverkehrs durch den Bau eines U-Bahn- und S-Bahn-Netzes vor. Das Konzept der autogerechten Stadt wurde damit aufgegeben. Nichtsdestotrotz blieben die Prognosen skeptisch, denn Einwohnerzahlen und damit das Verkehrsaufkommen stiegen in diesen Jahren rapide an, sodass man von einem fertiggestellten S- und U-Bahnnetz erst bis zur Jahrtausendwende ausging.⁷⁶⁰ Der Jensen-Plan beinhaltete zudem die Konzipierung eines Großstadions, die Anlage von Naherholungsflächen und den Bau von Studentenwohnheimen.⁷⁶¹

4.3.3 Bewerbung um die XX. Olympiade

Die Entscheidung, in welcher Stadt die XX. Olympischen Spiele 1972 stattfinden würden, sollte im April 1966 in Rom fallen; dort fand vom 24. bis 28. April die Sitzung des IOC statt. Neben München hatten sich Detroit, Madrid und Montreal beworben.⁷⁶² Nachdem die Olympiabewerbung Wiens im Vorfeld aus Finanzierungsgründen aufgegeben worden war, hatten sich die Aussichten auf den Zuschlag für die Olympischen Spiele in der Stadt München deutlich verbessert.⁷⁶³ Während man Detroit nicht als Konkurrenten fürchtete, galten Madrid und Montreal nach dem Ausscheiden Wiens als ernstzunehmende Mitbewerber. Gegen Madrid als Heimat des erfolgreichen Fußballvereins Real Madrid und Montreal, wo 1967 die Weltausstellung stattfand, musste sich die bayerische Landeshauptstadt demnach behaupten.⁷⁶⁴

Zunächst präsentierten sich die Bewerberstädte im Rahmen einer Ausstellung im *Foro Italico*. Die Bundesrepublik versuchte, sich durch die Aufstellung eines großen künstlichen Kastanienbaums und die Auslegung von natürlichem Rasen von den Mitbewerbern zu differenzieren.⁷⁶⁵

⁷⁵⁸ Vgl. Kramer 2008, S. 242.

⁷⁵⁹ Benannt nach dem Raumplaner Herbert Jensen.

⁷⁶⁰ Vgl. Egger 2013, S. 41; Kurzhals, Anna: Eine Stadt verändert sich. In: Haus der Bayerischen Geschichte (Hg.): München `72. Bobingen 2010, S. 8-11, S. 9.

⁷⁶¹ Vgl. Egger 2013, S. 172.

⁷⁶² Vgl. Vogel 1972, S. 103.

⁷⁶³ Vgl. Egger 2013, S. 42; vgl. Schiller/Young 2012, S. 61.

⁷⁶⁴ Vgl. Schiller/Young 2012, S. 60.

⁷⁶⁵ Vgl. Vogel 1972, S. 104.

Am 25. April 1966 erfolgte die persönliche Vorstellung der Bewerbung Münchens durch Hans Jochen-Vogel. In seiner Rede konzentrierte sich Vogel auf die wesentlichen Kernaussagen mit dem Hinweis, dass das Komitee die Stadt bereits persönlich im Rahmen einer Tagung im Mai 1959 kennenlernen konnte. Als wichtigen Punkt stellte der Münchner Oberbürgermeister daher zuerst die Lage des ausgewählten Geländes, das Oberwiesenfeld, heraus. Dies würde „Olympische Spiele der kurzen Wege“ ermöglichen: einerseits durch die Nähe zum Stadtzentrum, andererseits durch die kurzen Distanzen zwischen den Sportstätten und dem Olympischen Dorf. Ferner führte Vogel die Vielzahl von Übungsstadien auf, die die Sportler zur Vorbereitung nutzen könnten. Ebenso besitze München gute Verkehrsanbindungen sowie Nachrichtenverbindungen, die eine problemlose Übertragung der Spiele gewährleisten würden. Darüber hinaus machte Vogel deutlich, dass auch die Finanzierung der Spiele gesichert sei, indem sowohl Stadt, Land und Bund ihre finanzielle Unterstützung zugesagt hätten.⁷⁶⁶

Nach diesen grundsätzlichen Fakten schloss Vogel an:

„Aber München möchte nicht nur eine anonyme Stadtmaschine sein, die den reibungslosen Ablauf der Spiele bewerkstelligt. München möchte darüber hinaus die Begegnung aller Teilnehmer und Besucher oder der Spiele untereinander und mit der Stadt und deren Bürgern ermöglichen. Auch möchte es den Spielen ein besonders kulturelles Gepräge geben. Dafür bietet München zwei wesentliche Voraussetzungen: München ist die Stadt der Jugend und des Sports. Über ein Fünftel seiner Bewohner ist nach 1945 geboren. 1972 werden mehr als zwei Fünftel aller Münchnerinnen und Münchner unter 30 Jahre alt sein. Und der Sport ist in München eine Massenbewegung. Jeder zehnte Münchner gehört einem Sportverein an und jeder dritte treibt selbst regelmäßig eine Sportart.“⁷⁶⁷

Die Aspekte, die Vogel in dieser Rede hervorbrachte, zeigten jedoch nicht die eigentlichen Beweggründe für die Bewerbung, denn in Anbetracht des raschen Bevölkerungsanstiegs und der demographischen Prognosen ging es Vogel gleichzeitig um die Bewältigung von Aufgaben, die mit dem Boom der Nachkriegszeit entstanden waren.⁷⁶⁸ Dazu gehörten der gestiegene Wohnungsbedarf sowie der Ausbau der Verkehrssysteme.⁷⁶⁹

Vogel nahm auch zur innerdeutschen Frage Stellung, indem er auf die Entscheidung der Regierung vom 08. Dezember 1965 verwies, dass für alle Teilnehmer der Spiele eine Einreise ohne Beschränkung möglich sei.⁷⁷⁰

⁷⁶⁶ Vgl. Vogel, Hans-Jochen: Rede vor dem IOC am 25. April 1966. Veröffentlicht in: Landeshauptstadt München (Hg.): Münchner Leben. 1972 Olympiastadt München (Offizielles Sonderheft der Landeshauptstadt München, Bd. 11). München 1966, S. 18-19, S. 18.

⁷⁶⁷ Ebd.

⁷⁶⁸ Vgl. Schiller/Young 2012, S. 50.

⁷⁶⁹ Vgl. Meyer-Künzel 1999, S. 429.

⁷⁷⁰ Vgl. Vogel 1966, S. 19.

Den Abschluss der Rede des Münchner Oberbürgermeisters bildete der Verweis auf Pierre de Coubertin, der die Olympischen Spiele wiederbelebt hatte und dessen Auffassung der olympischen Idee:

„Es bedarf neben der vollkommenen Organisation noch eines anderen: Anwesenheit der führenden Geister, Zusammenwirken der Musen, Kult und Schönheit, alle Pracht, die zur mächtigsten Wirkung eines Symbols gehört.“ München ist überzeugt, daß es zur Verwirklichung dieser Idee einen wertvollen Beitrag leisten könnte.“⁷⁷¹

Die Bewerbung Münchens hatte Erfolg, denn neben der professionellen Vorstellung der Bewerbung überzeugte die Mitglieder des IOC insbesondere das von Vogel vorgestellte Konzept, das durch drei Leitideen geprägt wurde „Spiele der kurzen Wege“ und München als „Stadt im Grünen“ sowie „Zentrum der Kultur“. Durch die Präsentation der geplanten Sportstätten, einhergehend mit dem zuvor beschlossenen Stadtentwicklungsplan, wurde der Bewerbung zudem Nachdruck verliehen.⁷⁷² Die räumlichen Voraussetzungen schienen optimal. In Rom, Tokio und Mexiko-Stadt hatte man die Nachteile von weitläufigen Distanzen zwischen den Veranstaltungsstätten erfahren, die es in München nicht geben würde. Durch die Nähe zu den kulturellen Angeboten der Stadt hoffte man, an Coubertins Ideal der Verbindung von Sport und Kunst anknüpfen zu können.⁷⁷³ Ein weiteres Auswahlkriterium war die geographische Lage, denn, nachdem die Spiele 1964 in Tokio ausgerichtet worden waren und vier Jahre später in Mexiko stattgefunden hatten, bestand innerhalb des IOC weitgehend Konsens darüber, dass die nächsten Spiele wieder in Europa stattfinden sollten.⁷⁷⁴

Mit 21 Stimmen lag München im ersten Wahlgang vor den Mitbewerberstädten. Detroit schied mit nur 9 Stimmen nach der ersten Runde aus. Im zweiten Wahlgang wurde dann ein deutliches Ergebnis mit einer Mehrheit von 31 Stimmen für München erreicht.⁷⁷⁵

Nach der Entscheidung in Rom wurden die organisatorischen Vorbereitungen in die Wege geleitet. Das Nationale Olympische Komitee hatte sich im Mai 1966 dagegen entschieden, die Organisation der Spiele selbst zu übernehmen, und hatte stattdessen die Bildung eines Organisationskomitees beschlossen. Die Gründung des Organisationskomitees erfolgte am 03. Juli 1966. Als Präsident fungierte Willi Daume, als Vizepräsident Bundesinnenminister Paul Lücke. Dem Vorstand gehörten ferner Dr. Ludwig

⁷⁷¹ Vogel ebd.

⁷⁷² Vgl. Egger 2013, S. 42; vgl. Schiller/Young 2012, S. 61.

⁷⁷³ Vgl. Schiller/Young 2012, S. 46.

⁷⁷⁴ Vgl. ebd., S. 45

⁷⁷⁵ Vgl. Vogel 1972, S. 107.

Huber, der bayerische Staatsminister für Unterricht und Kultus, sowie Hans Jochen-Vogel an.⁷⁷⁶

Mit der Entscheidung des IOC in Rom und damit dem Zuschlag für München sollte nun der von Herbert Jensen erarbeitete Stadtentwicklungsplan in nur sechs Jahren realisiert werden, wenngleich dieser eigentlich auf 30 Jahre angelegt worden war. Die Modernisierung der Stadt schritt infolgedessen rasant voran.⁷⁷⁷

4.3.4 Oberwiesenfeld

Als Austragungsort wurde, wie bereits erwähnt, das Oberwiesenfeld ausgewählt. Es liegt im Norden der Stadt nur wenige Kilometer vom Stadtzentrum entfernt. Nach einer zunächst ausschließlich landwirtschaftlichen Nutzung hatte das Gelände unter Max II. ab 1848 als Exerzierplatz für die Soldaten aus den umliegenden Kasernen sowie als Basis der Luftschiefer der Königlichen Bayerischen Armee gedient. Wegen der Kasernen hatte sich damit einhergehend auch das Gebiet um das Oberwiesenfeld weiterentwickelt. Unternehmen und Zulieferer für den Armeebedarf hatten sich dort niedergelassen. Seit 1911 hatte sich zudem ein Flugzeugwerk in der Umgebung des Oberwiesenfeldes angesiedelt, welches jedoch nicht dauerhaft wirtschaftliche Erfolge erzielen konnte. Anders entwickelten sich die zeitgleich eröffneten Flugwerke Deutschland GmbH, die 1917 in Bayerische Motorenwerke (BMW) umbenannt wurden.

Nach dem Ersten Weltkrieg kam es zum Ausbau des Luftverkehrs, sodass der Flughafen auf dem Oberwiesenfeld zum zweitgrößten Passagierflughafen in Deutschland avancierte. Als jedoch 1939 der zentrale Flughafen in München-Riem eröffnet wurde, verlor der Flughafen Oberwiesenfeld an Bedeutung, der während des Zweiten Weltkriegs ausschließlich als Militärflughafen genutzt worden war. Die Nationalsozialisten sahen für das Oberwiesenfeld eine Umnutzung vor und wollten auf dem Gelände eine Großmarkthalle mit Güterbahnhof errichten. Die Pläne wurden jedoch nicht realisiert. Für die umliegenden Unternehmen, etwa BMW, brachte der Krieg Aufträge aus der Rüstungsindustrie. Mit dem Ende des Krieges wurde die Produktion eingestellt und erst 1948 für die Produktion von Fahrzeugen wieder aufgenommen.

Nach 1945 diente das Oberwiesenfeld der Ablagerung von Schutt, da großflächige Gebiete der Stadt im Zweiten Weltkrieg zerstört worden waren und vor der Planung des Wiederaufbaus zunächst die Trümmerbeseitigung gestanden hatte. In Hinblick auf den späteren Bau eines Großstadions wurde der Schutt jedoch nicht willkürlich aufgeschüttet, sondern als Grundlage für eine Tribüne in Form eines Ovals. 1963 wurde dann mit dem Jensen-Plan die Idee des Stadions wieder aufgegriffen und um die Planung

⁷⁷⁶ Vgl. Abreß, Hubert: Terminplan bis 1972. In: Landeshauptstadt München 1966, S. 32-36, S. 32.

⁷⁷⁷ Vgl. Egger 2013, S. 42.

eines Parks ergänzt. Die Nutzung des Geländes als Naherholungsgebiet war jedoch keineswegs neu, denn die Bewohner Münchens hatten sich das Gebiet bereits zu diesem Zwecke angeeignet und nutzten es beispielsweise zum Schlittensfahren. In 1964 wurde der Bau eines Fernsehturmes auf dem Oberwiesenfeld beschlossen, dessen Bauarbeiten im August 1965 begonnen wurden. Im Februar 1968 fand die Eröffnung des Fernsehturms statt. Die genannten Bauvorhaben wurden in die Bewerbung um die Olympischen Spiele integriert.⁷⁷⁸

Im Juli 1963 hatte bereits eine Delegation des Münchner Stadtrates in Begleitung einiger Sportreporter Studienreisen unternommen, um sich an den Beispielen anderer Stadionbauten einen Überblick über Finanzierungsfragen zu verschaffen. Ziele der Reisen waren Barcelona, Madrid, Rom, Budapest, Göteborg und Hamburg. Den Wettbewerb für die Bebauung des Oberwiesenfeldes gewannen schließlich die Architekten Henschker und Deiß. Im Zuge der Olympiabewerbung wurde der Entwurf durch das Baureferat um die weiteren Olympiabauten ergänzt. Das Stadion mit der Schwimmhalle und der Mehrzweckhalle wurde am Westrand des Geländes angeordnet, für den Bereich zwischen Fernsehturm und Schuttberg waren Parkplätze vorgesehen. Eine Hochschulsportanlage und ein Pressezentrum fanden in diesem Konzept keine Berücksichtigung. Im Zuge der Bewerbung in Rom stellte man schließlich ein Modell vor, welches diesem Konzept entsprach.⁷⁷⁹ Mit dem Zuschlag für die Olympischen Spiele 1972 war jedoch der Wunsch nach einem neuen Wettbewerb deutlich geworden. Insbesondere die bayerische Sektion des Bundes Deutscher Architekten hatte Bedenken zu dem vorolympischen Konzept von Henschker und Deiß geäußert. Im Rahmen des Wettbewerbs, der nicht nur das Stadion, sondern auch die Mehrzweckhalle und die Schwimmhalle umfassen sollte, hatte man ein ganzheitliches Erscheinungsbild der Anlagen gefordert.⁷⁸⁰

4.3.5 Wettbewerb

Auch der Bauberatungsausschuss des Organisationskomitees schloss sich der Forderung nach einem erneuten Wettbewerb an. Nach der Befürwortung des Stadtrates erfolgte die Ausschreibung des bundesweiten Wettbewerbs am 01. Februar 1967.⁷⁸¹ Die Wettbewerbsaufgabe wurde wie folgt beschrieben:

„Ziel des Wettbewerbs ist es, für die XX. Olympischen Spiele einen würdigen städtebaulichen und architektonischen Rahmen zu finden und für die spätere Nutzung der Anlagen die funktionell und wirtschaftlich beste Lösung zu gewinnen. Der

⁷⁷⁸ Vgl. Egger 2013, S. 326-328.

⁷⁷⁹ Vgl. ebd., S. 336.

⁷⁸⁰ Vgl. Egger 2013, S. 339.

⁷⁸¹ Vogel 1972, S. 119.

Wettbewerb umfaßt deshalb

1.1 als Ideenwettbewerb die Gesamtanordnung der Bauanlagen auf dem Oberwiesenfeld in München,

1.2 als Bauwettbewerb die Gestaltung der Kampfstätten [...].⁷⁸²

Der Ideenwettbewerb beinhaltete dabei die Unterbringung der Wettkampfstätten, das Pressezentrum, die Zentrale Hochschulsportanlage, die Parkplätze, eine öffentliche Grünanlage sowie das Olympische Dorf. Das Olympische Dorf sollte in zwei Wohnanlagen untergliedert werden: Eine für die 8.200 Sportler mit der Option, diese später als Wohnanlage mit 1.800 Wohneinheiten weaternutzen zu können, sowie eine weitere für die 1.800 Sportlerinnen, die nach Beendigung der Spiele als Studentenstadt genutzt werden sollte. Zugleich sollten zentrale Versorgungseinrichtungen mit Einkaufsmöglichkeiten etc. Berücksichtigung finden.⁷⁸³ Eine weitere Herausforderung des Wettbewerbs lag in dem Umgang mit dem Mittleren Ring, der durch das Gelände verläuft: „Es ist Kernstück der Wettbewerbsaufgabe, diesen Nachteil durch eine geeignete Anordnung der Kampfstätten und Nebenanlagen im Rahmen einer städtebaulichen, landschaftlich tragbaren Gesamtgestaltung auszugleichen.“⁷⁸⁴

Das Raumprogramm des Bauwettbewerbs beinhaltete die Kampfstätten mit dem Stadion, der Sporthalle und der Schwimmhalle sowie eine Radrennbahn. Das Stadion sollte 90.000 Plätze bieten, 50.000 Sitz und 40.000 Stehplätze. Neben der Austragung von Wettkämpfen in den Disziplinen Leichtathletik, Hockey und Fußball sollten im Stadion die Eröffnungs- und Abschlussfeier stattfinden.⁷⁸⁵ Für die Schwimmhalle wurden Sitzplätze für 8.000 Zuschauer gefordert. Auch die Konzeption der Schwimmhalle sollte die spätere Nachnutzung durch den Hochschulsport, Vereine und andere Besucher gewährleisten. Um den Unterhalt der Schwimmhalle zu sichern, sollte eine wirtschaftliche Lösung gefunden werden.⁷⁸⁶

Die Ausschreibung des Wettbewerbs für die XX. Olympischen Spiele galt seinerzeit als eine der wichtigsten in der Bundesrepublik. So verwundert es nicht, dass zahlreiche Architektenteams ihre Entwürfe einreichten. Insgesamt lagen der Jury 100 Entwürfe vor, 93 davon waren wettbewerbsfähig. Den Vorsitz des Preisgerichtes hatte Egon Eiermann inne. Ebenso gehörten dem Preisgericht der Stadtplaner Herbert Jensen, der Architekt Ernst Maria Lang und der Münchner Stadtbaurat Edgar Luther an. Ferner zählten zu den Fachpreisrichtern der Augsburger Stadtbaurat Walther Schmidt, der Wiener Architekturprofessor Roland Rainer, der Ministerialdirektor Hans Rossig und

⁷⁸² Olympia-Baugesellschaft: Aufgabe, Programm des Wettbewerbs. In: Krämer, Karl (Hg.): Bauten der Olympischen Spiele 1972 München (architekturwettbewerbe, Sonderheft). Stuttgart/Bern 1969, S. I/4-12, S. I/4.

⁷⁸³ Vgl. ebd.

⁷⁸⁴ Ebd.

⁷⁸⁵ Vgl. ebd., S. I/6.

⁷⁸⁶ Vgl. ebd., S. I/8.

der Ministerialdirigent Clemens Weber. Neben den genannten Fachpreisrichtern gehörten dem Preisgericht außerdem Sachpreisrichter an, wie Willi Daume und Hans-Jochen Vogel. Daneben wurden sachverständige Berater hinzugezogen.

Das Preisgericht kam zweimal zusammen: in einer ersten Tagung vom 4. bis zum 8. September 1967 und in einer weiteren vom 11. bis zum 13. Oktober. In der ersten Session wurden 23 Entwürfe für die Finalrunde ausgewählt. Die Bekanntgabe der Ergebnisse erfolgte schließlich am Abend des 13. Oktober 1967.⁷⁸⁷

Als Gewinner des Wettbewerbs gingen Behnisch & Partner unter der Mitwirkung Jürgen Joedickes hervor.⁷⁸⁸ Vor allem die unkonventionelle Lösung durch das Stuttgarter Architektenteam hatte die Jury am Ende überzeugt. Das Charakteristikum des Entwurfs stellte die Modellierung des Geländes dar (Abb. 83). Die Sportbauten wurden im Süden des Geländes verortet, sodass dadurch genügend Fläche für die Errichtung von Wohnbauten zur Verfügung stehen sollte. Für die Schnellstraße schlug das Architektenteam eine Tieferlegung vor, um Störungen zu minimieren.⁷⁸⁹ Besonders kontrovers diskutiert wurde jedoch die vorgeschlagene Zeltstruktur, die als Überdachung der modellierten Landschaft vorgeschlagen wurde (Abb. 84).⁷⁹⁰

Das Zeltdach war auch der Grund, warum der Entwurf in der ersten Sitzung des Preisgerichtes zunächst nicht zu den Favoriten gehörte, wie in der Darstellung Hans-Jochen Vogels deutlich wird:

„Über den Zeltdachentwurf der Architektengruppe Günter Behnisch gab es dabei schon lebhaftere Auseinandersetzungen. Einige hielten ihn für technisch undurchführbar, ja geradezu für ein Hirngespinnst. Andere waren zunächst mehr von der Einbettung der Bauten in die Landschaft als vom Dach beeindruckt. Nach einigem Hin und Her kam der Entwurf schließlich in die engere Wahl. Mehr als eine Außen-seiterchance wurde ihm jedoch eigentlich nicht gegeben.“⁷⁹¹

Die Meinung hatte sich in der zweiten Sitzung geändert. Der Stimmungswechsel ging vor allem auf den Einsatz Egon Eiermanns zurück, der sich für den Entwurf von Behnisch & Partner einsetzte und auch andere Mitglieder des Preisgerichts davon überzeugen konnte. In der finalen Sitzung erhielt der Entwurf schließlich 17 von 19 Stimmen mit einer Enthaltung und einer Gegenstimme.

Das Preisgericht empfahl den Entwurf zur weiteren Bearbeitung, jedoch mit dem Hinweis, dass anstelle der vorgeschlagenen Zeltdachkonstruktion auch eine andere

⁷⁸⁷ Vgl. Schmidt, Walter: Der Architektenwettbewerb für die XX. Olympischen Spiele 1972 in München. In: *Der Architekt und Bauingenieur* (1967) 3, S. 1-8, S. 1.

⁷⁸⁸ Vgl. Olympia-Baugesellschaft 1969, S. II/2.

⁷⁸⁹ Vgl. ebd., S. II/4.

⁷⁹⁰ Vgl. Meissner, Irene/Möller, Eberhard: Werkverzeichnis. Überdachung der Hauptsportstätten im Olympiapark München. In: Nerdinger, Winfried (Hg.): *Frei Otto – das Gesamtwerk. Leicht bauen, natürlich gestalten*. Basel/ Boston/Berlin 2005 (Ausst.-Kat. *Frei Otto – Leicht Bauen, natürlich gestalten*, Architekturmuseum der TU München in der Pinakothek der Moderne, München 2005), S. 260-269.

⁷⁹¹ Vogel 1972, S. 120.

Dachkonstruktion denkbar sei, ohne dass der Entwurf dadurch seine Qualitäten verlieren würde.⁷⁹² Im Preisgerichtsurteil heißt es deshalb:

„Wenn auch das Preisgericht auf dem Standpunkt steht, daß jede Form zu einem bestimmten Zeitpunkt dank bestimmter technischer, konstruktiver und materialmäßiger Möglichkeiten eine erstmalige Verwendung gefunden und ihre weitere Anwendung damit als legale Fortsetzung einer bestimmten Entwicklung zu gelten hat, so ist es fraglich, ob bei diesen Dimensionen das Vorbild der Montrealer Zeltkonstruktion für ein Dach dieses Ausmaßes als Dauerbauwerk ausgeführt werden kann. Das Preisgericht sieht sich nicht in der Lage, sich über die Brauchbarkeit dieses Vorschlages definitiv zu äußern und muß leider mit der Fragwürdigkeit der vorgeschlagenen Überdachung diesem in allen Teilen hervorragenden Entwurf in bezug auf die Haltbarkeit und Betriebssicherheit Einschränkungen auferlegen.“⁷⁹³

Mit dem zweiten Preis wurden Klaus Nickels, Timm Ohrt und Anke Marg aus Hamburg ausgezeichnet. Während bei Behnisch & Partner der Entwurf durch die Idee einer Architekturlandschaft geprägt war, bei der Landschaft und Gebäude ineinander übergehen und eine Einheit bilden würden, stellte der Entwurf des Hamburger Architektenteams eine gänzlich andere Lösung dar, bei der strenge architektonische Formen einen Kontrast zur Landschaft bilden sollten (Abb. 85). Die topographischen Gegebenheiten wurden der architektonischen Ordnung dabei untergeordnet. Der Forderung nach Grünzusammenhängen sollte durch die Anlage von Terrassen entsprochen werden. Für das geplante Erdstadion sah man, ebenso wie für die anderen Sportbauten, eine zweckmäßige Dachkonstruktion vor.

Erwin Heinle und Robert Wischer erhielten für ihren Entwurf den dritten Preis (Abb. 86). Auch sie orientierten sich an dem vorgegebenen Motto der „Olympiade im Grünen“. Dem Entwurf lag die Idee zugrunde, die Sportstätten in einer Grünanlage ähnlich einem englischen Landschaftsgarten einzubetten.⁷⁹⁴ Ferner wurden gleich drei Entwürfe mit dem 4. Preis ausgezeichnet.⁷⁹⁵

4.3.6 Anlagen und Bauten

Die im Wettbewerb vorgeschlagene Dachkonstruktion war nicht von Beginn an Teil der Überlegungen. Zunächst war man überzeugt, von einer Überdachung gänzlich abzusehen: „Eigentlich wollten wir gar kein Dach, weil nicht die Vorstellung zugrunde lag, Häuser zu bauen, sondern Sport in der Landschaft“⁷⁹⁶, äußerte sich Günter Behnisch später dazu. Die Suche nach einer geeigneten Dachlösung war folglich dadurch geprägt,

⁷⁹² Vgl. ebd., S. 120 f.

⁷⁹³ Beurteilung des Preisgerichts. Veröffentlicht in: o. A.: Wettbewerb. In: Krämer 1969, S. II/1-II/24, S. II/4.

⁷⁹⁴ Vgl. ebd., S. II/6-II/8.

⁷⁹⁵ Zu diesen gehörten: die Arbeitsgemeinschaft Ludwig, Raab, Wiegand und Zuleger aus München; die Arbeitsgemeinschaft Holstein & Frowein mit Kiefner, Müller und Zabel aus Stuttgart; die Arbeitsgemeinschaft Beier, Dahms, Grube, Harden und Laskowski aus Braunschweig.

⁷⁹⁶ Günter Behnisch im Gespräch mit Elisabeth Spieker am 5.9.2001. Zitiert in Spieker 2006, S. 112.

dass diese gegenüber dem erarbeiteten Landschaftskonzept nicht dominieren würde. Der Schweizer Ingenieur Heinz Isler wurde auf Anraten von Jürgen Joedicke als Tragwerksplaner in das Wettbewerbsteam aufgenommen. Isler hatte für die Hauptsportstätten jeweils eine Überdachung mit einer dünnen Schalenkonstruktion vorgeschlagen. Als Inspiration für eine alternative Überdachung diente dem Wettbewerbsteam von Behnisch & Partner aber schließlich ein Zeitschriftenbeitrag über den deutschen Pavillon anlässlich der Weltausstellung 1967 in Montreal von Frei Otto und Rolf Gutbrod. Dieser wurde am 28. April 1967 eröffnet und sorgte seitdem weltweit für Aufsehen. Angeregt durch diesen Zeitschriftenbeitrag hatte man im Büro von Behnisch & Partner eine geeignete Möglichkeit der Überdachung gefunden. Heinz Isler hielt eine Vergrößerung der Spannweiten des deutschen Pavillons um das Dreifache für möglich. Im Wettbewerbsmodell hatte man die Idee einer Zeltstruktur dann mittels der Verwendung von Damenstrümpfen aus Nylon und deren Fixierung mit Reißzwecken visualisiert. Einzelne Punkte wurden durch Holzstäbchen hochgehoben (Abb. 84).⁷⁹⁷

Bis zur endgültigen Vergabe des Auftrags dauerte es nach der Wettbewerbsentscheidung weitere vier Monate. Denn zur Debatte stand, wie bereits dargestellt, die vorgeschlagene Dachkonstruktion, die nicht nur hinsichtlich ihrer Realisierbarkeit, sondern auch in Bezug auf die Fläche hinterfragt wurde. Sie sah vor, nur 30 Prozent der Zuschauerfläche zu überdachen, die Olympia-Baugesellschaft wünschte hingegen eine vollständige Überdachung.⁷⁹⁸ Die Frage nach der Realisierbarkeit beschäftigte nicht nur die Jury, sondern weitete sich zu einer öffentlichen Debatte aus. Zur Klärung konsultierte der Bauherr zahlreiche Experten. Der schwedische Ingenieur David Jawerth bewertete die vorgeschlagene Dachlösung als nicht realisierbar. Frei Otto, der gänzlich anderer Auffassung war und ebenfalls um sein Urteil gebeten wurde, wandte sich schließlich an Jawerth, damit dieser sein radikales Urteil überdenke.

Auch Fritz Leonhardt, seinerzeit Professor an der Technischen Hochschule Stuttgart, die Drittplatzierten des Wettbewerbs Heinle, Wischer und Partner sowie Georg Burckhardt und Hubert Rüscher von der Technischen Hochschule in München wurden im Dezember 1967 um ein Treffen mit den Geschäftsführern der Olympia-Baugesellschaft gebeten. In diesem Rahmen sollten auch sie eine Einschätzung zu dem Vorhaben abgeben. Auch wenn man eine Realisierung nicht gänzlich ausschloss, äußerten die Beteiligten dennoch Bedenken im Hinblick auf etwaige Probleme bei der Wasserabführung, bei

⁷⁹⁷ Vgl. Spieker 2006, S. 112; vgl. Meissner/Möller 2005, S. 260.

⁷⁹⁸ Vgl. Heger, Natalie: Das Olympische Dorf München. Planungsexperiment und Musterstadt der Moderne. Berlin 2014. Zugl. Diss. Universität Kassel, Fachbereich Architektur, Stadtplanung, Landschaftsplanung, S. 61.

Vereisung oder Windbelastungen. Die Konstruktion wurde sowohl in wirtschaftlicher als auch in technischer Hinsicht infrage gestellt.⁷⁹⁹

Im November 1967 hatte die Olympia-Baugesellschaft die Drittplatzierten Heinle und Wischer sowie weitere Preisträger mit der Erarbeitung von alternativen Vorschlägen zur Überdachung beauftragt.⁸⁰⁰ Behnisch & Partner drohten schließlich mit rechtlichen Schritten. Diese umging man mit einer außergerichtlichen Lösung, in deren Folge von der Erarbeitung alternativer Dachlösungen durch andere Architekturbüros abgesehen werden musste.⁸⁰¹ Noch im Dezember 1967 hatte die Olympia-Baugesellschaft versucht, eine Arbeitsgemeinschaft zwischen Behnisch, Heinle und den Ingenieuren von Leonhardt, Ändra und Partner herzustellen. Da das Landschaftskonzept aus Behnischs Sicht keine andere Überdachung duldete, lehnte er die Zusammenarbeit ab. Dennoch ergab sich aus diesem Gespräch die Einbindung Jörg Schlaichs, der zuvor gemeinsam mit Kuno Boll als Projektleiter die Überdachung von Heinle und Wischer – unter Mitwirkung von Leonhardt, Ändra und Partner – entwickelt hatte.⁸⁰² Jörg Schlaich erinnerte sich später an die daran anschließende Phase:

„Nachdem Günter Behnisch noch die Professoren Kupfer und Gattner von der TU München dazugeholt hatte, fingen wir zunächst in seinem Büro in Kemnat, später in einer Villa in der Destouchestraße in München an, ernsthafte Lösungen zu suchen. Es ging viel zu weit hier als das zu repetieren, was damals ausprobiert wurde; Seilnetze radial, auf Bögen, aus Holz mit Schalenwirkung, aus Trapezblech und vieles mehr, sortiert unter den beiden Begriffen ‚punktgestützte Dächer‘ – das waren die vom 1. Preis übertragenen Einzelüberdachungen, die Behnischs Gruppe natürlich nach vorne bringen wollte – und ‚randgestützte Dächer‘ – das waren die vom 3. Preis hergeleiteten, aber auf die Gesamtkonzeption des 1. Preises übertragenen Einzelüberdachungen des Stadions, der Sporthalle und der Schwimmhalle, mit denen wir natürlich zunächst besser zurechtkamen.“⁸⁰³

Nachdem Fritz Leonhardt die Weiterentwicklung des Wettbewerbsdaches gesehen hatte, sprach auch er sich öffentlich für dieses aus und widerlegte damit das Urteil Jawerths. Egon Eiermann zählte weiterhin zu den Befürwortern und war daher mit den Maßnahmen der Olympia-Baugesellschaft für die Erarbeitung einer alternativen Erarbeitung der Überdachung nicht einverstanden.⁸⁰⁴

⁷⁹⁹ Meissner/Möller 2005, S. 267.

⁸⁰⁰ Spieker, Elisabeth: Die Planung des Olympiadachs in München. Fritz Leonhardts Mitwirkung und Impulse. In: Kleinmanns, Joachim (Hg.): Fritz Leonhardt 1909-1999. Die Kunst des Konstruierens. Stuttgart 2009, S. 118-125, S. 120.

⁸⁰¹ Vgl. Schiller/Young 2012, S. 166.

⁸⁰² Spieker 2009, S. 120.

⁸⁰³ Schlaich, Jörg: Das Olympiadach in München. Wie war das damals? Was hat es gebracht? In: Schmidt/Zeller 1992, S. 47-53, S. 48.

⁸⁰⁴ Vgl. Spieker 2009, S. 120.

Günter Behnisch bat schließlich Frei Otto am 12. Januar 1968 persönlich um seine Einschätzung. Neben der Bestätigung, dass die Dächer ausführbar seien, bekundete Frei Otto in diesem Gespräch seine Unterstützung.⁸⁰⁵

Eine Vielzahl von Ingenieurteams wurde in die Weiterentwicklung eingebunden. So konnte die Vorstellung von fünf Voruntersuchungen bei der Olympia-Baugesellschaft bereits im Februar 1968 erfolgen. Dabei handelte es sich jedoch lediglich um eine Auswahl der erarbeiteten Varianten.⁸⁰⁶

Die endgültige Auftragsvergabe an Behnisch & Partner erfolgte schließlich Anfang März 1968, jedoch unter der Prämisse, dass das Büro Behnisch & Partner in den nächsten drei Monaten eine weitere Variante mit randgestützten, schweren Hängedächern erarbeiten würde. Diesbezüglich trat Günter Behnisch an Fritz Leonhardt, Frei Otto und Heinz Isler heran. Die Bearbeitung der beiden Varianten wurde arbeitsteilig gelöst: Während Frei Otto sich mit der Weiterentwicklung der Zeltvariante auseinandersetzte, beschäftigte sich Jörg Schlaich, der als Projektleiter für Leonhardt tätig war, mit der randgestützten Variante (Abb. 87).⁸⁰⁷

Frei Otto beschäftigte sich zeitgleich mit der Stadionüberdachung für Gelsenkirchen und entwickelte in diesem Zusammenhang eine Lösung, die sich auch auf München übertragen ließ.⁸⁰⁸

„Er [Frei Otto; Anmerk. d. Verf.] schlug vor, das halbringförmige Stadionsdach aus mehreren radial angeordneten sattelförmigen Netzen zusammensetzen. Die Netze reichten aber nicht bis zu den Mastspitzen, sondern waren von hinter der Tribüne in regelmäßigen Abständen stehenden Masten abgehängt und gegen ein Randseil über dem Spielfeld verspannt, sehr ähnlich dem, was dann auch gebaut wurde.“⁸⁰⁹

Anhand von Modellen hatte man die Möglichkeit einer Übertragbarkeit auf die anderen Dachteile, beispielsweise der Schwimmhalle, eruiert.⁸¹⁰

Nachdem der Aufsichtsrat der Olympia-Baugesellschaft weitere Expertenmeinungen eingeholt hatte, entschied man sich am 21. Juni 1968 letztendlich für die von Frei Otto weiterentwickelte Dachlösung (Abb. 88).⁸¹¹ Dieser kam zu folgendem Urteil:

„Der Vergleich der punktgestützten und der randgestützten Konstruktion bestätigt die Auffassung des damaligen Preisgerichts, daß wesentliche Vorzüge des mit dem 1. Preis ausgezeichneten Entwurfes unabhängig von der Wahl der Überdeckungen bestehen. Es zeigt sich jedoch, daß die Grundidee des Entwurfs durch die Zelt-dachkonstruktion in überzeugender Weise unterstrichen und gesteigert wird, wie

⁸⁰⁵ Meissner/Möller 2005, S. 267.

⁸⁰⁶ Vgl. Spieker 2009, S. 120.

⁸⁰⁷ Vgl. Meissner/Möller 2005, S. 267.

⁸⁰⁸ Vgl. Schlaich 1992, S. 48.

⁸⁰⁹ Ebd.

⁸¹⁰ Vgl. ebd.

⁸¹¹ Vgl. Meissner/Möller 2005, S. 267.

dies bei getrennter Überdachung von Einzelbaukörpern nicht erreichbar wäre. Sowohl die räumliche Zusammenfassung um einen zentralen Platz als auch die Beziehung zur landschaftlichen Situation und dem stark hereinwirkenden Fernsehturm ist bei der punktgestützten Form ungleich wirkungsvoller als sie bei noch so geschickter landschaftlicher Gestaltung der umfanggestützten Form möglich erscheint. [...]. Aus diesen Gründen sind die Preisrichter einstimmig der Auffassung, daß die sogenannte ‚Zeltdachkonstruktion‘ eindeutig den Vorzug verdient. Sie stellen mit Befriedigung fest, daß die Ausarbeitung von Alternativen sich keineswegs als überflüssige Vorsichtsmaßnahme erwiesen hat, sondern eine klare und ausgereifte Entscheidung ermöglicht hat.“⁸¹²

Die Dachform war folglich gefunden, sodass in der anschließenden Werk- und Detailplanung nur noch geringfügige Änderungen integriert werden mussten.

Unter der Bezeichnung „Architekten und Ingenieure Behnisch & Partner, Frei Otto, Leonhardt & Ändra“ erfolgte die Gründung einer Planungsgruppe für das Dach.⁸¹³ Die Ingenieurleistungen für das Dach wurden vollständig den Ingenieuren von Leonhardt, Ändra und Partner übertragen, die Prüfstatik an Herbert Kupfer und Richard Schuller. Die Bearbeitung der Unterkonstruktion des Stadions oblag Heinz Isler. Die Projektleitung hatte für Behnisch & Partner Fritz Auer inne, bei Leonhardt, Ändra und Partner Jörg Schlaich. Die Formfindung und der Bau von Messmodellen erfolgte im Institut für leichte Flächentragwerke von Frei Otto. Jörg Schlaich bemängelte jedoch die Ungenauigkeit der Messmodelle und entwickelte daher ein rechnerisches Verfahren für die Zuschnittsermittlung mithilfe eines Großrechners der Universität Stuttgart – ein Novum zu dieser Zeit. Unterstützt wurde er dabei durch das Institut für Statik und Dynamik in der Luft- und Raumfahrt. Das Verfahren hingegen überzeugte Frei Otto nicht, sodass dieser sich von der Bearbeitung der Halle distanzierte. Auch in Bezug auf die Maschenweite des Netzes kam man zu unterschiedlichen Ergebnissen: Während Frei Otto 50 cm breite Maschen für die sichere Begehbarkeit empfahl, plädierten die Ingenieure für 75 cm Maschenweite. Letztere setzten sich schließlich im Hinblick auf ökonomische Aspekte durch.⁸¹⁴ In der Folge distanzierte sich Frei Otto immer mehr von der Planungsarbeit:

„Der unterschiedliche Arbeitsansatz der eng zusammenarbeitenden Ingenieure und Architekten – analytisches Denken gegenüber experimentellem Arbeiten mit den gestalterischen Vorgaben von Behnisch – führt[e] zu weiteren Differenzen in technischen Fragen.“⁸¹⁵

Eine weitere Frage war die der Eindeckung des Seilnetzes. Darauf Einfluss nahm letztendlich die zunehmende Verbreitung des Farbfernsehens. Die Fernsehübertragung erfolgte seit den Olympischen Spielen 1968 in Mexiko auch in Farbe. Für die optimale

⁸¹² Löwenhauser, Paul: Vom Wettbewerb zur Bauplanung. In: Krämer 1969, S. III/1-III/8, S. III/5 f.

⁸¹³ Vgl. Meissner/Möller 2005, S. 267.

⁸¹⁴ Ebd.

⁸¹⁵ Spieker 2009, S. 122.

Belichtung waren jedoch gleichbleibende Lichtverhältnisse erforderlich, sodass sich ein harter Schattenwurf durch das Dach ungünstig ausgewirkt hätte. Daraus resultierte die Notwendigkeit einer transluzenten Dachhaut. Im Sommer 1970 entschied man sich folglich für die Eindeckung mit 3 * 3 m großen Acrylglasplatten, deren Zuschnitt erst auf dem Seilnetz erfolgte (Abb. 89).⁸¹⁶

Der Bau der Fundamente vollzog sich bereits im Sommer 1969. Zu diesem Zeitpunkt war die Bestimmung der Dachgeometrie jedoch noch nicht endgültig abgeschlossen, sodass sich in der Folge weitere Schwierigkeiten ergaben. Diese betraf vor allem die Aufstellung der Masten.⁸¹⁷

Anlässlich der Übergabe der fertigen Anlagen am 29. Juni 1972 folgerte Hans-Jochen Vogel für die vergangenen Jahre und den Entstehungsprozess. In diesem Zusammenhang äußerte sich der Münchner Oberbürgermeister auch zum Dach:

„Dieses Dach ist teuer. [...]. Aber ich meine: Eine Gesellschaft muß auch einmal die Kraft aufbringen, einen großen Geldbetrag für ein im engen Sinn zweckfreies Vorhaben, für ein architektonisches Kunstwerk aufzuwenden. [...] In den Dank mischt sich die Genugtuung darüber, daß unsere sicher unzulängliche und verbesserungsbedürftige Gesellschaftsordnung zu einer solchen Leistung im Stande war, deswegen im Stande war – wie ich glaube –, weil Technik und Ökonomie hier nicht geherrscht haben, sondern gedient, dem Schönen, Ästhetischen und Spielerischen gedient haben. [...]“⁸¹⁸

Im Rückblick resümierte Günter Behnisch in Bezug auf den Entwurf für den Olympiapark in München:

„[...] Das, was dort entstand war *vor* Architektur gesucht, gefunden und in Worte ausformuliert worden. Wir hatten dann die Aufgabe übernommen, diese verbalen Formulierungen in Architektur zu übersetzen. Das war eigentlich alles; sicher nicht ohne Mühe, aber im eigentlichen doch recht einfach und direkt. Der Anlaß für Architektur liegt in der Aufgabe. Wir müssen Architektur nicht zuerst in uns selbst suchen. (Nachdem ich diesen Satz geschrieben hatte, sehe ich, daß auch das nur halb richtig ist, wie das meiste andere auch. Es müsste eigentlich heißen: Sicher der Anlaß für Architektur liegt außerhalb unser, aber suchen müssen wir die Aufgabe in ihrer Komplexität und Vielfalt doch selbst, und wichten müssen wir die Momente der Aufgabe auch und ausgraben dort, wo Momente verschüttet sind.“⁸¹⁹

Für die Bearbeitung lagen den Architekten folglich zunächst die Wünsche des Bauherren zugrunde, der eine „Olympiade der kurzen Wege, eine Olympiade im Grünen und eine Olympiade der Musen und des Sports“ wünschte. Davon ausgehend wurden diese zunächst allgemeinen Forderungen durch das Architektenteam von Behnisch &

⁸¹⁶ Meissner/Möller 2005, S. 267.

⁸¹⁷ Vgl. Spieker 2009, S. 124.

⁸¹⁸ Die Bauten für die Spiele der XX. Olympiade in München, Presse Exposé 1971. In: Olympische Baugesellschaft und Deutscher Sportbund – Handakt Camillo Noel. Stadtarchiv München, 515. Zitiert in: Egger 2013, S. 345-346.

⁸¹⁹ Behnisch 1987, S. 39.

Partner interpretiert und weiterentwickelt. Dies mündete in der Vorstellung, eine „Atmosphäre der Offenheit, Transparenz und Überschaubarkeit“⁸²⁰ erzeugen zu wollen. Wie die Ausführungen der Architekten zeigen, sollte vor allem der Eindruck von Axialität und Monumentalität vermieden werden – eine schwierige Aufgabe, wenn man bedenkt, dass es darum ging, ein Stadion für 80.000 Zuschauer zu bauen.⁸²¹ Dementsprechend wurde die Idee entwickelt, die Bauten in die Landschaft einzubetten (Abb. 90): „Nicht Einzelbauwerke waren das Ziel, sondern eine Architekturlandschaft, die unterschiedliche Formen des Gebrauchs überdeckt.“⁸²² Für die Einbettung der Bauten in die Landschaft orientierte man sich zunächst an Erdstadien, die Fritz Auer hinsichtlich ihrer Vorbildwirkung untersuchte. Als Beispiele dienten ihm Stadien aus Osteuropa und Russland.⁸²³

Ein weiterer Aspekt bestand in der Verortung des Oberwiesenfeldes im städtebaulichen Kontext:

„Die Anlage soll ein geschlossenes Erscheinungsbild bieten und eng mit dem städtischen Gewebe verflochten sein: die von außen kommenden städtischen Funktionen – Grünzüge, Wasserwege, Straßen, Fußwege, Radwege – werden gefaßt und im Gelände intensiviert. Die kraftvolle Bewegung des bestehenden Hügels wird aufgenommen und als bestimmende, dreidimensionale Form durch das Gebiet geführt. So kann eine Anlage entstehen, deren kulturelle und städtebauliche Bedeutung der des Englischen Gartens und des Nymphenburger Parks entspricht,“⁸²⁴

heißt es im Erläuterungsbericht. Neben der Kernstadt dienten den Architekten die beiden Parkanlagen als direkte Bezugspunkte, wie eine Skizze verdeutlicht (Abb. 91). Zugleich war durch den Nymphenburger Kanal eine tatsächliche Verbindung gegeben, denn der Nymphenburger Kanal verbindet den Nymphenburger Park mit dem Oberwiesenfeld und endet schließlich im Englischen Garten.⁸²⁵ Für den Bezug zu den beiden Gartenanlagen stellt der Kunsthistoriker Dietrich Erben folglich fest: „Damit ist von Anfang an klar, dass auch für den Olympiapark eine Gestaltungsform zu finden war, die Architektur und Landschaft als Fortsetzung und Akzentuierung der Stadttopographie verstand.“⁸²⁶ Der Nymphenburger Park und der Englische Garten wurden zudem als Vorbild benannt: „Wie diese Anlagen aus dem Geist der Zeit entstanden, so gilt es heute eine Anlage zu schaffen, die für unsere heutigen Auffassungen und Möglichkeiten charakteristisch ist.“⁸²⁷

⁸²⁰ Behnisch & Partner: Erläuterung des Entwurfs. In: Krämer 1969, S. IV/4-IV/13, S. IV/4.

⁸²¹ Behnisch & Partner 1969, S. IV/4

⁸²² Behnisch & Partner/Joedicke, Jürgen: Architekturtheoretische Anmerkungen zum Entwurf. In: Krämer, 1969, S. IV/14-IV/15, S. IV/15.

⁸²³ Vgl. Spieker 2006, S. 111.

⁸²⁴ Erläuterungsbericht Wettbewerb zu den Olympiaanlagen (SAAI).

⁸²⁵ Vgl. Schiller/Young 2012, S. 171.

⁸²⁶ Erben 2013, S. 20 f.

⁸²⁷ Behnisch & Partner/Joedicke 1969, S. IV/4.

Entsprechend seiner vormaligen Benutzung zeichnete sich das Gelände durch eine ebene Fläche aus. Als wesentliche Elemente waren bereits der Fernsehturm und die Eissporthalle vorhanden sowie der durch das Gelände verlaufende Nymphenburger Kanal und der Schuttberg im Süden des Geländes, der die bis dahin einzige Erhebung darstellte (Abb. 92). Die Idee, die Sportstätten im Süden des Oberwiesenfeldes zu verorten, kam von Fritz Auer und Carlo Weber, nachdem diese sich im Frühjahr 1967 ein Bild von den örtlichen Gegebenheiten gemacht hatten. Zudem schloss sich Cord Wehrse der Wettbewerbsgruppe an, dem die Idee für die Weiterentwicklung der Geländemodellierung zugeschrieben wird. Auch der Gedanke, den Nymphenburger Kanal zu einem See aufzustauen, kam von Wehrse.⁸²⁸ Damit entstand im südlichen Teil des Geländes ein Schwerpunkt, der als prädestiniert für die Verortung des olympischen Zentrums empfunden wurde. Dazu heißt es im Erläuterungsbericht: „Aus den vorhandenen und den neu hinzukommenden Elementen soll eine für das Bild der Landeshauptstadt München bedeutende neue Einheit geschaffen werden.“⁸²⁹

Auch im nördlichen Bereich des Geländes wurde eine Geländemodellierung vorgesehen (Abb. 93). Diese sollte vor allem der Gliederung des Geländes dienen, wie die Skizze veranschaulicht. Die Erdmodellierung verläuft einmal parallel zur Straßenführung des Mittleren Rings und wird ergänzt durch einen Höhenrücken, der den Geländebereich dahinter in Nord-Süd-Richtung teilt. Westlich davon war die Positionierung der Hochschulsportanlage vorgesehen, während im östlichen Bereich das Olympische Dorf untergebracht wurde.⁸³⁰

Die Vorstellung, eine Landschaft zu entwickeln, erforderte eine innovativ kreative Herangehensweise an den Entwurfsprozess, sodass sich die Architekten vor allem der Arbeit am Modell bedienten. Nachdem man zunächst mit Sägespänen experimentierte, erwies sich in der Folge Sand als geeignetes Material für die Modellierung.⁸³¹

Für die entstandene Gesamtform gebrauchten die Architekten den Begriff *Architekturlandschaft* und grenzten diese damit von einem Bauwerk ab, welches

„eine einzelne, bestimmte Funktionsgruppe (Schwimmhalle, Sporthalle oder Stadion [umfasst]; [...]. Sie [die Architekturlandschaft, Anmerk. d. Verf.] kann als eine Überdeckung mehrerer ‚Gebäude‘ im herkömmlichen Sinn durch eine übergreifende Dachform definiert werden.“⁸³²

⁸²⁸ Vgl. Spieker 2006, S. 112.

⁸²⁹ Erläuterungsbericht Wettbewerb zu den Olympiaanlagen (SAAI).

⁸³⁰ Vgl. ebd.

⁸³¹ Vgl. Spieker 2006, S. 111.

⁸³² Joedicke 1969, S. IV/15.

Die Dachform wird als *Strukturform* definiert, eines von zwei Systemen, auf dem die Gesamtanlage basiert und durch deren Überlagerung die Gesamtform entsteht (Abb. 94):

„Das System 1 umfaßt die teilweise im Erdreich liegenden Sportstätten, das System 2 die die Sportstätten übergreifende Dachform. Aus den unterschiedlichen Anforderungen an beide Systeme wurde ihre bestimmende Charakteristik erarbeitet. Das System 1, die modellierte Geländestruktur, wurde als reine Gestaltform mit hohem Innovationsgrad entwickelt. Sie ist gekennzeichnet durch Sonderlösungen, die jedoch mit geringem wirtschaftlichem Aufwand herstellbar sind, da es sich im Wesentlichen um Erdarbeiten handelt. Die zusammenfassende Dachform dagegen hat reinen Strukturcharakter. Eine Struktur ist gekennzeichnet durch Regelmäßigkeit der verwendeten Elemente und ihre Beziehungen [...]. Die Gesamtform ergibt sich aus der Überlagerung beider Systeme.“⁸³³

Als das „Herz der Anlage“⁸³⁴ beschrieben die Architekten den Freiraum zwischen den Kampfstätten, dem Fernsehturm und dem See, an dem sich alle Wege treffen (Abb. 95). Dieser Freiraum wurde daher für kulturelle Veranstaltungen, beispielsweise Konzerte oder Lesungen, sowie als Treffpunkt ausgewiesen. Hier sollten Münchner und Besucher aus der gesamten Welt aufeinandertreffen:⁸³⁵ „In dieser gestalteten Anlage könnte jene Atmosphäre entstehen, die während der Olympischen Spiele zur sportlichen und kulturellen Begegnung der Welt führt.“⁸³⁶

Hinsichtlich des Anordnungsprinzips stellten die Architekten ferner Bezüge zur Anlage im antiken Olympia her:

„Es zeigt sich, dass sich, wenn man den Versuch unternimmt, die Olympischen Spiele wieder zu einem Fest der Musen und des Sports zu machen, bestimmte Organisationsformen wiederholen, die früher in Olympia eine Rolle spielten; - (IERA ODOS) Weg, Tore (PROPYLA), zentraler Bereich (Altis), Fluß (ALPHEIDOS), Hügel (KRONION) u.a.m.“⁸³⁷

4.3.7 Landschaft

Behnisch & Partner beauftragten mit der landschaftsarchitektonischen Gestaltung Günther Grzimek, mit dem sie bereits einige Male zuvor zusammengearbeitet hatten, beispielsweise bei den Fachhochschulen in Ulm und Aalen.⁸³⁸ Grzimek schrieb über die Zusammenarbeit mit Günter Behnisch rückblickend: „Herr Behnisch bat mich, den wichtigsten Teil der Gestaltung, den der Landschaft zu übernehmen. Wir arbeiteten im Team, d.h. in wechselseitiger Anregung und Anerkennung zusammen. Und so ist es gelungen, eine neuartige öffentliche Grünfläche – eine Landschaft – mitten in der Stadt

⁸³³ Joedicke 1969, S. IV/15.

⁸³⁴ Erläuterungsbericht Wettbewerb zu den Olympiananlagen (SAAI).

⁸³⁵ Vgl. ebd.

⁸³⁶ Ebd.

⁸³⁷ Ebd.

⁸³⁸ Vgl. Spieker 2006, S. 121.

zu bauen.⁸³⁹ Die Arbeit von Günther Grzimek wurde damit zum integrativen Teil des Gesamtprojektes; einen eigenen Wettbewerb für die Grünplanung hatte es zuvor nicht gegeben.⁸⁴⁰

Günther Grzimek nahm 1937 sein Studium der Garten- und Landschaftsgestaltung in Berlin auf, während er zeitgleich seine Wehrausbildung absolvierte.⁸⁴¹ In der Hochschule traf er auf den Hochschullehrer Heinrich Wiepking-Jürgensmann, der ein bekennender Nationalsozialist war und seine Lehre entsprechend der nationalsozialistischen Ideologie ausrichtete. Grzimek teilte Wiepking-Jürgensmanns politische Ansichten zwar nicht, dennoch hat er sich nie von ihm abgegrenzt.⁸⁴² Grzimek wurde schließlich im Krieg als Fachmann für Tarnangelegenheiten rekrutiert. Es folgte die Kriegsgefangenschaft in Frankreich. Nach dem Ende des Krieges kehrte Grzimek nicht nach Berlin zurück, sondern ließ sich in Ravensburg nieder, wo er 1947 auch sein erstes Büro gründete. Im selben Jahr wurde Grzimek Gartenamtsleiter in Ulm.⁸⁴³ Die Ulmer Zeit war für Grzimek prägend, denn dort bewegte er sich im Umfeld der Hochschule für Gestaltung und pflegte Kontakt zu Otl Aicher und dessen Frau Inge Scholl-Aicher. Neben diesen traf er dort auf zahlreiche weitere Persönlichkeiten aus den Bereichen Design und Architektur.⁸⁴⁴ Den Einfluss auf Grzimeks Gestaltungsauffassung beschreibt Valentien deshalb wie folgt: „In diesem Umfeld entwickelt Grzimek seine Vorstellungen einer neuen Moderne, ohne die konservativen und völkischen Tendenzen, die in anderen Bereichen des Berufsfeldes noch lange virulent [waren] [...]“⁸⁴⁵ 1960 beendete Grzimek seine Tätigkeit in Ulm. Fünf Jahre später wurde er nach Kassel berufen, wo er den Lehrstuhl Landschaftskultur von Hermann Mattern übernahm. 1972 wurde er an die Technische Universität München-Weihenstephan berufen – und zwar für den Lehrstuhl Landschaftsarchitektur. Parallel zu seiner Lehrtätigkeit und der Planung des Olympiaparks initiierte Grzimek damals die Ausstellung „Demokratisches Grün – vom Schlosspark zum Volkspark zur Erholungslandschaft.“ In diesem Rahmen thematisierte er die Verbindung zwischen gesellschaftlichen Veränderungen und deren Auswirkungen auf die Freiflächenplanungen. Diesen gedanklichen Ansatz führte er in der Ausstellung „Die Besitzergreifung des Rasens“ fort, die im Jahr 1983 gezeigt wurde.⁸⁴⁶

⁸³⁹ Grzimek, Günther: Gedanken zur Stadt- und Landschaftsarchitektur seit Friedrich Ludwig von Sckell. In: Hennecke/Keller/Schneegans 2013, S. 114-127, S. 118. Es handelt sich hierbei um den Neuabdruck einer Veröffentlichung, die bereits 1973 im Callwey-Verlag erschien.

⁸⁴⁰ Vgl. Egger 2013, S. 350.

⁸⁴¹ Vgl. Valentien: Christoph: Günther Grzimek als Landschaftsarchitekt und Hochschullehrer. In: Hennecke/Keller/Schneegans 2013, S. 128-136, S. 128.

⁸⁴² Valentien kritisiert diesbezüglich, dass sich Grzimek noch 1981 in einem Artikel auf Wiepking-Jürgensmann und seine Vorstellungen von Kultur- und Wehrlandschaft bezogen hat. Vgl. Ebd., S. 129.

⁸⁴³ Vgl. ebd.

⁸⁴⁴ Neben Max Bill gehörten zu diesen u.a. Henry van de Velde, Joseph Albers und Johannes Itten. Vgl. dazu ebd., S. 131.

⁸⁴⁵ Ebd., S. 131.

⁸⁴⁶ Vgl. Valentien 2013, S. 131-133.

In seinem Aufsatz „Spiel und Sport im Olympiapark München“⁸⁴⁷ reflektiert Grzimek seine Gestaltungsansätze für den Olympiapark. Zunächst nimmt er darin noch einmal Bezug auf die gewählten Leitworte der „Olympiade im Grünen“, „Olympiade der kurzen Wege“ und „Olympiade der Musen und des Sports“, die sich, so Grzimek, gegenseitig bedingen. Denn allein der Titel „Olympiade im Grünen“ impliziere, dass es sich um Spiele handelt, die nicht in der Stadt ausgetragen werden. Mit dem weiteren Motto „Olympiade der kurzen Wege“ seien aber einerseits die Nähe zur Innenstadt und andererseits die räumliche Verdichtung auf dem Gelände selbst verbunden. Unter der Devise „Olympiade des Sports und der Musen“ betont der Landschaftsarchitekt, dass damit auf den generellen Zusammenhang zwischen Sport, Spiel und Kunst hingewiesen werde. In der Vergangenheit habe man bisweilen „Sport und Kunst zur Errichtung monumentaler Mythen“⁸⁴⁸ genutzt. Demgegenüber sei die Intention der Münchner Spiele eine andere: „Olympiade des Sports und der Musen“ meinte im Kontext der beiden anderen Leitvorstellungen eine Olympiade ohne Pathos und ohne repräsentativen Ballast, meinte eine Olympiade der freien spielerischen, urbanen Kommunikation.⁸⁴⁹ Grzimek bringt die genannten Leitworte in Verbindung mit den Ausgangsbedingungen, die in der Stadt München zum Zeitpunkt der Bewerbung vorherrschten. Das Oberwiesenfeld als Gelände war, wie bereits dargestellt, schon vorher für die Bebauung mit einem Stadion und einer studentischen Wohnanlage vorgesehen, sodass Olympische Planungen und die Stadtplanung zusammentrafen. Dies bekräftigt der Landschaftsarchitekt vor allem vor dem Hintergrund, dass man städtebauliche Zielvorstellungen in den Gestaltungsansatz integrierte. Daraus folgert er:

„Olympiade im Grünen“ heißt nicht Olympiade auf der grünen Wiese. Vielmehr verstand sich Olympische Architektur - auch und im besonderen [sic] die Landschaftsarchitektur - als Fortsetzung und Akzentuierung der Stadtarchitektur.“⁸⁵⁰

Dabei handelt sich jedoch nicht um eine „additive Hinzufügung“⁸⁵¹, denn die Anlage stelle ein eigenständiges System dar, nicht nur in funktionaler Hinsicht, sondern auch in Bezug auf die Ästhetik. Dies sei die Voraussetzung dafür, dass „sie [die Anlage] in eine dynamische Beziehung zur umgebenden Stadtlandschaft treten [kann], als ein kraftvoller urbaner Impetus, als bereichernder Bezugspol, als ein im besten Sinne des

⁸⁴⁷ Grzimek, Günther: Spiel und Sport im Olympiapark München. In: Gollwitzer, Gerda (Hg.): Spiel und Sport in der Stadtlandschaft. Erfahrungen und Beispiele für morgen (Schriftenreihe der Deutschen Gesellschaft für Gartenkunst und Landschaftspflege, Bd. 9). München 1972, S. 10-33.

⁸⁴⁸ Ebd., S. 10.

⁸⁴⁹ Ebd.

⁸⁵⁰ Ebd.

⁸⁵¹ Ebd.

Wortes städtischer Ort.“⁸⁵² Die Landschaft wird als ein „[...] herstellbarer Artefact und, noch profaner, als Gebrauchsgegenstand“⁸⁵³ begriffen.

Ferner spricht Grzimek einen historischen Bedeutungswandel in Bezug auf das Verhältnis von Stadt und Landschaft an. Noch im Mittelalter habe man ausschließlich über private Grünflächen verfügt, etwa Klostergärten. Das „erste Stadtgrün“⁸⁵⁴ sei schließlich mit der wachsenden Bedeutung des Adels entstanden, der den Park als integrativen Bestandteil der Architektur verstanden habe, „als Erweiterung der Raumkonzeption.“⁸⁵⁵ Die Entstehung des Landschaftsparks in der Romantik und im Klassizismus betrachtet Grzimek als Entwicklung einer weiteren Kategorie. Einen bedeutenden Einschnitt sieht der Landschaftsarchitekt in der Französischen Revolution, nach der die Parkanlagen schließlich allen Bevölkerungsschichten offenstanden:⁸⁵⁶ „Dennoch: das Grün wurde zwar formal sozialisiert, aber nicht eigentlich demokratisiert.“⁸⁵⁷ Die Parkanlagen hätten folglich nicht den Bedürfnissen entsprochen, die eine Nutzung durch das Bürgertum erforderten. Im 19. und 20. Jahrhundert hätten sich schließlich neue Impulse ausgewirkt, die sich unter anderem in der Gartenstadt-Idee manifestierten mit dem Ziel, ein neues Verhältnis von Stadt und Landschaft herzustellen:⁸⁵⁸ „Doch der Versuch, die Landschaft in die Stadt hereinzuholen, schlug um in den Trend, die Stadt über die Landschaft zu zerstreuen.“⁸⁵⁹ Diese Feststellung nimmt er daher zum Anlass, eine Neudefinition von „Stadt“ und „Landschaft“ zu erreichen.

„Für das Oberwiesenfeld wurde als Leitvorstellung ein durchgehend dialektisches Neben- und Gegeneinander signifikanter topographischer Grundelemente entwickelt, deren formale Priorität der inhaltlichen von ‚Privatheit‘ und ‚Kommunikation‘ entspricht.“⁸⁶⁰

Insofern wurden Gelegenheiten innerhalb des Geländes geschaffen, die den Rückzug erlauben und vor Blicken schützen sollten, etwa durch kleinere Nischen auf den Dämmen, die von den Promenaden abgegrenzt sind. Zugleich gibt es Orte mit zahlreichen Kommunikationsangeboten. Mit beidem wollte man der modernen Lebensweise entsprechen: Dem Berufstätigen, der einen Ort zur Erholung in seinem hektischen Alltag sucht, aber zugleich einen Ort, der der Vereinzelung entgegenwirkt, die Grzimek als ein Problem der Massengesellschaft beschreibt.⁸⁶¹

⁸⁵² Ebd.

⁸⁵³ Ebd.

⁸⁵⁴ Ebd., S. 11.

⁸⁵⁵ Grzimek 1972, S. 11.

⁸⁵⁶ Vgl. ebd.

⁸⁵⁷ Ebd.

⁸⁵⁸ Vgl. ebd.

⁸⁵⁹ Ebd.

⁸⁶⁰ Ebd., S. 12.

⁸⁶¹ Vgl. ebd.

„Im Entwurf der Architekten Behnisch & Partner lagen die Möglichkeiten, sich aus festgefahrenen Vorstellungen zu lösen und die Landschaft aus abgeleiteten Erkenntnissen in Realität umzusetzen.“⁸⁶² Zwischen dem Gelände und der Stadt sollte deswegen ein visueller Bezug hergestellt werden. Dazu gehörte auch die Einbeziehung der Industrie und Wohnbauten, der Mittlere Ring, die Frauenkirche oder bei gutem Wetter sogar die Sicht auf die Alpen.⁸⁶³

„Sie [die Olympialandschaft] beabsichtigt und verträgt die visuelle Einbeziehung der Stadt. Sie provoziert ein urbanes Lebensgefühl. Und sie bietet sich wie die freie Landschaft zur Benutzung an, was sie mit geringerem Risiko für sich selbst tun kann, weil sie sozusagen von ihren Fundamenten her dafür aufgebaut worden ist.“⁸⁶⁴

Die Auswahl der Bepflanzung erfolgte mit großer Sorgfalt: Während der Rasen um den See (Abb. 96) sowie die Sportstätten für eine intensive Nutzung vorgesehen waren, sollten die Hänge die Idee einer Blumenwiese aufgreifen. Die bewusste Auswahl der vegetativen Elemente diente außerdem der Zonierung des Geländes.⁸⁶⁵ Ein aus „Leitbäumen“⁸⁶⁶ geschaffenes System sollte den Besuchern die Möglichkeit zur Orientierung geben. Der Weg des Besuchers selbst war keineswegs vorbestimmt, sondern erlaubte ihm die Auswahl zwischen breiteren Wegen und kleinen Trampelpfaden. Bäume aus der Umgebung wurden im Gebiet um den See angelegt.⁸⁶⁷

„Vieles, was einfach aussieht, ist in Wirklichkeit das Ergebnis optisch bewußt heruntergespielter Mittel. Bäume überschneiden sich mit Dachflächen, Pflasterungen des zentralen Bereichs greifen in die Foyers der Sporthalle ein, von dieser nur durch eine filigranhaft dünne verglaste Fassade getrennt. Der Geländeverlauf setzt sich auch in der Modellierung innerhalb der Hallen fort bis in die Sitzstufen.“⁸⁶⁸

Der Planungsbeginn für die olympische Landschaft war im Mai 1968, folglich blieben nur vier Jahre bis zur Fertigstellung.⁸⁶⁹

Den Auftrag für die Planung des Olympischen Dorfes erhielten die Drittplatzierten:

„Für das Olympische Dorf – den städtebaulichen Teil der Lösung – finden wir im 1. Preis nur den Raum und eine Struktur. So ist es verständlich, daß zunächst ein weiterer Wettbewerb gefordert und von der Olympia-Baugesellschaft ausschreibungsreif vorbereitet worden war“⁸⁷⁰,

⁸⁶² Ebd.

⁸⁶³ Vgl. ebd., S. 13.

⁸⁶⁴ Ebd.

⁸⁶⁵ Vgl. Egger 2013, S. 352.

⁸⁶⁶ Grzimek 1972, S. 13.

⁸⁶⁷ Vgl. Egger 2013, S. 352.

⁸⁶⁸ Grzimek 1972, S. 14.

⁸⁶⁹ Vgl. ebd., S. 15.

⁸⁷⁰ Löwenhauser 1969, S. III/6.

argumentierte Paul Löwenhauser, der Geschäftsführer der Olympia-Baugesellschaft. Auf den Wettbewerb wurde letztendlich verzichtet und Heinle, Wischer und Partner direkt beauftragt. Diese Vorgehensweise führte in Fachkreisen jedoch zu erheblicher Kritik.⁸⁷¹

Für die Olympischen Spiele sollten mit dem Olympischen Dorf Unterkunftsmöglichkeiten entstehen, die einem Stadtteil für 7000 Menschen entsprechen würden. Insofern stand fest, dass die Wohnanlage nicht nur für die Ausrichtung der Spiele, sondern zugleich im Hinblick auf eine spätere Weiternutzung konzipiert werden musste. Gleichzeitig sollte mit dem Olympischen Dorf der zeitgenössische Stand des Wohnungsbaus in der Bundesrepublik repräsentiert werden. Wie bereits dargestellt wurde, bestand seinerzeit in München eine immense Wohnraumnachfrage. Deswegen sollte ein Teil der Anlage bereits vor Beginn der Olympischen Spiele fertiggestellt werden. Mit der Dringlichkeit des Bauvorhabens begründete Löwenhauser schließlich die Tatsache, dass auf einen weiteren Wettbewerb verzichtet wurde. Die Hamburger Architekten Nickels, Ort und Marg, die als Zweitplatzierte aus dem Wettbewerb hervorgegangen waren, wurden dem Organisationskomitee durch den Aufsichtsrat der Olympia-Baugesellschaft jedoch nicht vorgeschlagen, denn dieser habe in der Disposition der Gebäude Ähnlichkeiten zum Entwurf von Behnisch & Partner aufgewiesen. Außerdem seien „[...] rechteckige Formen und trotz beachtlicher Qualität im gewissen Sinn monumentale Züge [...]“⁸⁷² erkennbar. Zugleich war man aber der Meinung, dass Heinle, Wischer und Partner durch den Bau der baden-württembergischen Sportschule Erfahrungen im Bereich des Hochschul- und Wohnungsbaus erworben hätten, die bei der Realisierung des Vorhabens hilfreich sein könnten.⁸⁷³

4.3.8 Design

Für die Gestaltung des visuellen Erscheinungsbildes hatte das Organisationskomitee bereits im Sommer 1966 eine Zusammenarbeit mit der Hochschule für Gestaltung in Ulm beschlossen, allen voran mit Otl Aicher. Auf die Ausschreibung eines Wettbewerbs hatte man verzichtet.⁸⁷⁴ Aicher konnte internationales Renommee verzeichnen, denn er hatte erst 1961 auf der Triennale in Mailand den Prix'd'Honneur erhalten. Zu seinen Auftraggebern gehörten zahlreiche bekannte Unternehmen, beispielsweise BASF,

⁸⁷¹ Vgl. Heger 2014, S. 63.

⁸⁷² Löwenhauser 1969, S. III/7.

⁸⁷³ Vgl. ebd.

⁸⁷⁴ Schreiner, Nadine: Vom Erscheinungsbild zum „Corporate Design“. Beiträge zum Entwicklungsprozess von Otl Aicher. Wuppertal 2005. Zugl. Diss. Bergischen Universität Wuppertal, Fachbereich Architektur-Design-Kunst, S. 40.

<http://elpub.bib.uni-wuppertal.de/servlets/DerivateServlet/Derivate-1120/df0501.pdf> [Stand: 23.02.2016].

Braun oder Lufthansa.⁸⁷⁵ Die Ernennung zum offiziellen Gestaltungsbeauftragten der Olympischen Spiele erfolgte im März 1967, nachdem Aicher seine Ideen vor dem Organisationskomitee vorgetragen hatte. Die visuelle Gestaltung sollte nicht nur im Kontext der Olympischen Spiele Anwendung finden, sondern darüber hinaus das Erscheinungsbild der Stadt München prägen, etwa im Bereich des Tourismus oder des öffentlichen Nahverkehrs. Mit dem veränderten Erscheinungsbild der Stadt beabsichtigten Aicher und Willi Daume, mit dem er die Zielsetzung erarbeitet hatte, eine gewandelte Gesellschaft zu repräsentieren.⁸⁷⁶ Die Strategie dazu erläutert Aicher wie folgt:

„Hielten Sie es für richtig, allen Besuchern ständig mit Worten im Ohr zu liegen und zu beteuern, die Deutschen könnten auch anders sein? Gelöst, heiter, undogmatisch, ohne Schicksalspathos? Sollten wir jedermann sagen, daß die deutsche Geschichte der letzten hundert Jahre, welche die europäische Nachbarschaft ziemlich belastet hat, nicht alles über die Deutschen aussagt, daß es auch einen Barock, einen Ludwig II., einen Mozart, einen Bach und einen Heine gegeben hat? Wir würden uns von der karikierten Seite zeigen von den Schulmeisterlichen. Dagegen ist es legitim, den Spielen in München einen farbigen Rahmen zu geben, ein ästhetisches Klima, ein visuelles Profil, das aus sich heraus Heiterkeit, Jugendlichkeit, Frische und menschliches Maß verrät. In der Sprache der Zeichen bleiben wir glaubwürdig.“⁸⁷⁷

Bei der Auswahl der Farben waren zwei Kriterien maßgebend: Zum einen sollte es sich um helle und frische Farben handeln im Sinne der „heiteren Spiele“, zum anderen sollten sie an die spezifischen Farben angepasst werden, die für München und seine Umgebung charakteristisch sind, wie⁸⁷⁸ „[d]ie silbernen Seen, das grüne Voralpenland, die klare Silhouette der Berge und der offene Himmel des Föhns [...]“.⁸⁷⁹ Weiß und Blau wurden als Hauptfarben ausgewählt und im Rahmen offizieller Veranstaltungen in Kombination mit Silber verwendet. Als Stützfärbung nahm man einen Grünton hinzu. Dieses Farbenrepertoire wurde um vier weitere Farben ergänzt: Technische Elemente wurden in Orange ausgeführt, während Blauviolett, Dunkelgrün und Hellorange als Stützfärbungen dienten. Damit sollte die von Aicher gewählte Farbskala einen Gegensatz zu den Farben darstellen, die noch 1936 bei den Olympischen Spielen in Berlin durch den Einfluss der Nationalsozialisten vorherrschten. Deshalb kamen Rot und Purpur als Farben der Machtdarstellung ebenso wenig zum Einsatz wie die nationalen Farbskalen mit Schwarz, Rot und Gold.⁸⁸⁰

Aicher entwarf ferner Piktogramme, die in Anbetracht der vielen verschiedenen Sprachen und Kulturen, die zu so einem Ereignis zusammentreffen würden, allgemein

⁸⁷⁵ Schiller/Young 2012, S. 150 f.

⁸⁷⁶ Vgl. Schreiner 2005, S. 40-42.

⁸⁷⁷ Aicher, Otl: Visuelles Erscheinungsbild. In: Behnisch & Partner (Hg.): Über das Farbliche. Stuttgart 1993, S. 60-71, S. 61.

⁸⁷⁸ Vgl. ebd., S. 63.

⁸⁷⁹ Ebd.

⁸⁸⁰ Vgl. Schreiner 2005, S. 43 f.

verständlich sein sollten (Abb. 97). Erstmals hatte man 1964 bei den Olympischen Spielen in Tokio ein geschlossenes Zeichensystem entwickelt. Das Zeichensystem der Japaner erwies sich jedoch als stark formalisiert, sodass Aicher eine weitere Reduzierung und Vereinfachung vornahm.⁸⁸¹ Die internationale Resonanz auf Aichers Piktogramme war so groß, dass sie auch in der Folge Verwendung fanden, etwa bei den Olympischen Spielen 1976 in Montreal.⁸⁸²

Wie bereits erläutert, wurde das veränderte visuelle Erscheinungsbild auf den Münchner Stadtraum ausgeweitet. Dazu beschäftigte sich Aicher beispielsweise mit der Typographie der Straßenschilder.⁸⁸³ Diese Maßnahmen sollten vor allem zu einer Neuausrichtung des Images der Stadt München führen:

„München musste sich als ehemalige ‚Hauptstadt der Bewegung‘ im Dritten Reich nicht nur funktional, sondern auch vom Image her neu definieren, weswegen in die olympischen Planungen viele grundsätzliche Überlegungen zum Erscheinungsbild und zur künftigen Ausrichtung Münchens einfließen.“⁸⁸⁴

Damit diente das visuelle Erscheinungsbild der Olympischen Spiele ebenso als Instrument des Stadtmarketings.

4.3.9 Architekturhistorische Einordnung

Die Olympischen Spiele 1972 waren nicht nur ein sportliches Großereignis, sondern zugleich ein bedeutsames Ereignis für die internationale Selbstdarstellung der Bundesrepublik. Durth und Sigel verweisen dazu auf die Wahl der Leitmotive, die sie in Abgrenzung zu den Olympischen Spielen von 1936 deuten.⁸⁸⁵ Der Bezug zu den Spielen von 1936 ist bei der Interpretation der Olympischen Spiele 1972 unerlässlich. Auf das ambivalente Verhältnis der Organisatoren und der Gestalter bezieht sich Dietrich Erben:

„Die Berliner Olympiade von 1936 warf lange Schatten, deren Düsternis aus heutiger Sicht kaum mehr zum Ermessen ist. Dies ist bei der Interpretation der Olympiade von 1972 nachgerade zur Binsenweisheit geworden, dass man sich scheut, diesen Gedanken nochmals zu bemühen. Im Lichte aktueller historischer Untersuchungen stellt sich die Problematik mit einer neuen Dringlichkeit und sie ist auch für die Gestaltung relevant. Die Verpflichtung auf zeitgemäße Modernität, die von allen politischen Verantwortlichen unisono vorgetragen wurde und die sich auch die beteiligten Entwerfer zu eigen machten war doppelbödig.“⁸⁸⁶

⁸⁸¹ Vgl. ebd., S. 67 f.

⁸⁸² Vgl. Stauss, Kilian/Grillmeier, Josef A.: Maßstab Design - Spiele München 72. In: Hennecke/Keller/Schneegans 2013, S. 52-73, S. 69.

⁸⁸³ Vgl. ebd., S. 73.

⁸⁸⁴ ebd., S. 72.

⁸⁸⁵ Vgl. Durth/Sigel 2009, S. 550-552.

⁸⁸⁶ Erben 2013, S. 21.

Trotz der Negativkonnotation durch die propagandistische Inszenierung der Olympiade 1936 bezeichneten sie die Führungspersönlichkeiten des IOC als „Modell olympischer Neuerungen“⁸⁸⁷ und nicht, wie man vermuten könnte, die Nachkriegsspiele in Rom, Tokio oder Mexiko-City. Als Begründung verweist er auf die restaurative Haltung der Verantwortlichen, insbesondere des Präsidenten Avery Brundage. Die besondere Relevanz der Spiele von 1936 resultierte aus den dort etablierten Reglements, die in der Folge die Organisation der Olympischen Spiele bestimmen sollten. Dazu gehörten sowohl die Einführung des olympischen Fackellaufs als auch die Unterbringung der Sportler in einem olympischen Dorf. Beide Maßnahmen sieht Erben im Zusammenhang mit der nationalsozialistischen Ideologie: Der Fackellauf als Ausdruck „primitivistischer Körperrituale“⁸⁸⁸ und das olympische Dorf als „Maßnahme der optimalen Sozialkontrolle einerseits und Ausdruck der Ideologie der erzwungenen Gemeinschaft analog zur ‚Volksgemeinschaft‘ andererseits.“⁸⁸⁹ Auch hinsichtlich der Dimension von Stadion und Parkanlage hätte man in Berlin neue Maßstäbe geschaffen. Obwohl die genannten Maßnahmen unmittelbar mit der Herrschaftsstrategie der Nationalsozialisten verbunden gewesen seien, wären sie dennoch im Regelwerk des IOC verankert worden.⁸⁹⁰

„Unter diesen ideologischen Vorzeichen standen freilich auch die Planungen der Olympia-Bauten und der zugehörigen Landschaftsarchitektur in Berlin. Sie werden [...] unter den Stichworten der ‚grünen Umgebung‘ und der ‚Geschlossenheit der Gesamtanlage‘ mit entsprechend kurzen Entfernungen [gewürdigt]. Die historische Erinnerung und die Kenntnis von der Berliner Olympiade beruhten angesichts einer in der NS-Diktatur affirmativen Beschreibung weitestgehend auf solchen Beschreibungen der Berliner Planungskonzeption. Von dort aus war [...] auch der Weg zu den Leitideen für die Münchner Olympiade nicht weit.“⁸⁹¹

Die Verantwortlichen des IOC verfolgten folglich keine Abgrenzungsstrategie, sondern bewerteten die Berliner Olympiade von 1936 sogar positiv. Dies stellte eine wesentliche Schwierigkeit für die Planer und Gestalter dar.⁸⁹² Auch Schiller und Young verweisen auf die ambivalente Haltung zu den Spielen von 1936: „Berlin würde den Spielen von 1972 sowohl als Negativfolie als auch als Ideengeber in strategischen Belangen dienen.“⁸⁹³

Otl Aicher hat sich explizit mit der Vergangenheit der Olympischen Spiele im Rahmen eines Aufenthaltes in Lausanne beschäftigt.⁸⁹⁴ Wie Schiller und Young darlegen, sei die Erkenntnis aus diesem Forschungsaufenthalt gewesen, „dass die Olympischen Spie-

⁸⁸⁷ Ebd.

⁸⁸⁸ Ebd.

⁸⁸⁹ Ebd.

⁸⁹⁰ Vgl. Erben 2013, S. 21 f.

⁸⁹¹ Ebd., S. 22.

⁸⁹² Vgl. ebd.

⁸⁹³ Vgl. Schiller/Young 2012, S. 155.

⁸⁹⁴ Dort befindet sich das Olympische Museum.

le erst durch Berlin vom ‚Sportereignis‘ zum ‚Weltfest‘ geworden waren.“⁸⁹⁵ Der Designer habe ferner betont, dass „[...] der beispiellose materielle und ästhetische Aufwand [...] der Propaganda des Regimes äußerst zuträglich gewesen [sei]“⁸⁹⁶. Zur Repräsentation habe man sich folglich „visuelle[r] Ausdrucksmittel“⁸⁹⁷ bedient, das heißt dem Architekturstil, der Dimensionen der Bauten und Anlagen sowie der Farbsymbolik. Insofern folgerte Aicher in einer Rede vor dem Organisationskomitee für die Spiele 1972 in München, dass es nicht ausreichen würde, verbal zu betonen, dass sich Deutschland seit den Berliner Spielen 1936 gewandelt habe:

„Vertrauen gewinnt man nicht durch Worte, sondern durch sichtbare Bezeugungen und gewonnene Sympathie. Es kommt weniger darauf an, zu erklären, daß es ein anderes Deutschland *gibt*, als es zu *zeigen*.“⁸⁹⁸

Insofern hatte das visuelle Erscheinungsbild für die Olympischen Spiele 1972 eine zentrale Bedeutung. Wie bereits dargelegt wurde, spiegelte sich diese Vorstellung auch in der Farbauswahl durch Aicher wider. Diese wurde durch den Bezug zur Stadt und Umgebung begründet. Farben, die in der Vergangenheit als Ausdruck von Macht dienten, lehnte Aicher hingegen ab. Die Ausweitung des visuellen Erscheinungsbildes erfolgte in den Stadtraum hinein mit dem Ziel, das Image der Stadt positiv zu beeinflussen.

Auch die Bauten und Anlagen in München wurden als Gegenbild der Spiele unter den Nationalsozialisten interpretiert:

„Das Schreckensbild der Olympischen Spiele in Berlin 1936 war während der Wettbewerbsarbeiten die ständig präsente Negativfolie für den Entwurf und gerade Günter Behnisch zeigte sich empfindlich gegen jegliche symmetrische Großformen, Aufmarschplätze und axiale Ausrichtungen.“⁸⁹⁹

Über diese Deutung hinaus wurde in der Forschungsliteratur dennoch herausgestellt, dass in Bezug auf den Charakter und Gestaltung Verbindungen zwischen Berlin und München erkannt werden können:⁹⁰⁰

„München 1972, wurde schließlich beabsichtigt oder nicht – doch zum Gesamtkunstwerk, obgleich es durch die Arbeit einer Gruppe von Spezialisten entstand, die alles daran setzten, die Erinnerung von 1936 verblasen zu lassen.“⁹⁰¹

⁸⁹⁵ Schiller/Young 2012, S. 154.

⁸⁹⁶ Ebd., S. 155.

⁸⁹⁷ Ebd.

⁸⁹⁸ BAK/B185/2155: Aicher, Otl: Das Erscheinungsbild der Olympischen Spiele, München 1972, S. 4. Zitiert in: Schiller/Young 2012, S. 155.

⁸⁹⁹ Spieker, Elisabeth: Das Modell Deutschland 72 - Dach und Landschaft von Behnisch & Partner als gebaute Utopie. In: Hennecke/Keller/Schneegans 2013, S. 38-51, S. 38.

⁹⁰⁰ Vgl. Schiller/Young 2012, S. 149.

⁹⁰¹ Ebd., S. 150.

Der Verweis von Schiller und Young auf die Olympischen Spiele 1936 findet seine Begründung in den Vorstellungen der Organisatoren beider Spiele, die sich jeweils auf die olympische Idee Pierre de Coubertins bezogen. Dieser habe mit den Olympischen Spielen auf ein Gesamtkunstwerk abgezielt, um damit eine „Einheit des Athleten mit dem Zuschauer, [...] der Umgebung, der Ausgestaltung [und] der Landschaft“ herzustellen, und nur München und Berlin haben es ernsthaft versucht.“⁹⁰²

Im Hinblick auf die Münchner Olympiade argumentiert auch Erben, dass sich in Bezug auf die Einbindung der Mediengattungen das Konzept *Gesamtkunstwerk* angeboten hätte. Die Verwendung des Begriffs selbst sei jedoch durch den Gebrauch durch die Nationalsozialisten ausgeschlossen gewesen.⁹⁰³ Der Kunsthistoriker folgert daher: „Die damals intendierte Integration der Künste fand nun unter den Zielsetzungen von Kommunikation, Partizipation und Improvisation statt.“⁹⁰⁴ Diesbezüglich bezieht sich Erben auch auf Günter Behnisch, der

„[...] die Prozesse einer gesellschaftlichen Kommunikation, die durch die Architektur auch in die Zukunft weist [betonte]. Innerhalb der architektonischen Großform, die Behnisch ‚Situationsarchitektur‘ nennt, sollen ‚bestehende Strukturen aufgenommen und verknotet werden.“⁹⁰⁵

Demzufolge wären Bezüge zum Strukturalismus offenkundig.⁹⁰⁶ Wie bereits dargelegt, ging der Begriff *Strukturalismus* auf den Architekten Kenzo Tange zurück. Die Strukturalisten wandten sich gemeinsam gegen den Funktionalismus. Stattdessen sollte eine vielfältige Nutzung der Räume ermöglicht und deren Beziehung hervorgehoben werden. Ferner wollte man dem Kommunikationsprozess auch räumlich entsprechen. Dadurch können Parallelen zu den Vertretern eines kybernetischen Strukturbegriffs, für den Tange stand, festgestellt werden.

Im Olympiapark trafen verschiedene Traditionslinien zusammen, die unter anderem anhand der Stadionbauten nachvollzogen werden können. Auf die Bezüge des Anordnungsprinzips zum antiken Olympia hatten die Architekten selbst im Erläuterungsbericht hingewiesen. Dennoch hebt Franz-Joachim Verspohl in Bezug auf die antiken Sportstätten in Griechenland hervor:

„Im antiken Griechenland bildete der Tempel das Zentrum der Sportstätten: Heute sind beide identisch. Die Münchner Sportbauten machen ihre Umgebung zu Substituten ihrer selbst. Zwar ragen sie zwar nicht wie das römische Kolosseum auf, aber

⁹⁰² Ebd., S. 149.

⁹⁰³ Vgl. Erben 2013, S. 22.

⁹⁰⁴ Ebd.

⁹⁰⁵ Ebd., S. 23 f.

⁹⁰⁶ Vgl. ebd., S. 25.

sie sind auch nicht ‚in eine Erdmulde eingebettet‘, um ‚nicht als Bauwerk in Erscheinung zu treten.“⁹⁰⁷

Als Beleg dafür verweist Verspohl neben der Dachkonstruktion auf die Tribühnenaufbauten auf der Westseite, die von den Verkehrsstraßen aus signifikant in Erscheinung treten.⁹⁰⁸ Für die Entwicklung des Stadionbaus anlässlich der Durchführung Olympischer Spiele stellte Wimmer zwei Varianten fest:⁹⁰⁹

„Dies war zum einen die Eingliederung der Großbauten in die umgebende Natur wie in Athen, Mexiko-Stadt und München. [...] Zum anderen gab es Stadien – und diese sind noch heute in der Mehrzahl –, die als technische Großbauten einen harten Kontrast zu Natur bilden. Dieser Kontrast wird vor allem durch die monumental wirkenden Rangkonstruktionen hervorgerufen.“⁹¹⁰

Für die *Erdstadien* gab es eine Vielzahl von Vorläufern. Wie dargelegt wurde, hatte auch Otto March für das Deutsche Stadion den Bautypus *Erdstadion* vorgeschlagen. Im Hinblick auf die Suche nach Vorbildern für das Stadion anlässlich der Spiele 1972 hatten sich Auer und Weber jedoch an Beispielen aus Russland und Osteuropa orientiert. Eine gelungene Landschaftsgestaltung, wie sie in München realisiert wurde, gab es bei diesen jedoch nicht, wie auch Eiermann betonte.⁹¹¹

Ziel war es, wie bereits dargestellt, eine Architekturlandschaft zu schaffen. Elisabeth Spieker hat darauf hingewiesen, dass zwischen der Idee einer *Architekturlandschaft* und dem Denkmodell der *Stadtlandschaft* Bezüge hergestellt werden können. Infolge zunehmender Kritik an diesem Denkmodell, das die Vorstellungen der Planer seit der Jahrhundertwende bestimmte, forderte man seit Beginn der 1960er Jahre in dessen *Urbanität durch Dichte*.⁹¹² Für die Konzeption des Landschaftsarchitekten Günther Grzimek folgerte Spieker hingegen:

„Damit wurde ein Gegenpol zu den städtebaulichen Vorstellungen der 60er Jahre mit einer ‚Urbanität durch Dichte‘ realisiert, der an die Gedanken des ‚Leitbildes der gegliederten und aufgelockerten Stadt‘ der 50er Jahre wiederanknüpfen konnte.“⁹¹³

Auch Grzimek selbst setzte sich mit dem Verhältnis von Stadt und Landschaft historisch auseinander. Dabei beklagte er, dass in der Vergangenheit die Stadt über die Landschaft zerstreut worden sei. Dies nahm er zum Anlass, eine Neudefinition von Stadt und Landschaft zu erwirken.

⁹⁰⁷ Verspohl 1976, S. 279.

⁹⁰⁸ Vgl. ebd.

⁹⁰⁹ Vgl. Wimmer 2014, S. 56.

⁹¹⁰ Ebd.

⁹¹¹ Vgl. Spieker 2013, S. 38.

⁹¹² Vgl. Spieker 2013, S. 42.

⁹¹³ Spieker 2006, S. 122.

„Im Gegensatz zu der oft erreichten Zerstreung der Stadt über die Landschaft wurde ein neues Verständnis von ‚Stadtlandschaft‘ umgesetzt, das sich als soziologisch wirksames Gebilde versteht, welches die polaren Möglichkeiten von Entspannung und Freizeitaktivität als städtischer Erholungsraum in sich vereint.“⁹¹⁴

Hinsichtlich der Modellierung des Oberwiesenfeldes können Behnischs Denkansätze betreffend Bezüge zu dessen ehemaligen Hochschullehrer Gutbrod hergestellt werden. Insbesondere die anlässlich der Deutschen Gartenschau 1950 in Stuttgart erbaute Milchbar verkörperte die Vorstellung einer Architektur, bei der die konventionellen Raumbegrenzungen aufgelöst wurden.⁹¹⁵

„Er [Behnisch, Anmerk. d. Verf.] betrachtete sie [die Milchbar, Anmerk. d. Verf.] als Überhöhung und Eigenheit der regionalen und landschaftlichen Situation. Der Kontrast des Permanenten und Ephemerem, des Traditionellen und Innovativen, des Erdverbundenen und Strukturellen wird hier beispielhaft thematisiert und für Behnisch zu einem wichtigen Impuls.“⁹¹⁶

Die Gestaltung des Gartenschaugeländes übernahm, ebenso wie fünf Jahre später anlässlich der Bundesgartenschau in Kassel, der Landschaftsarchitekt Herrmann Matern. Die in Kassel praktizierte Verwendung von Trümmerschutt kann als Vorbild für den Umgang mit dem Schuttberg im südlichen Teil des Olympiageländes benannt werden.⁹¹⁷

Weitere Impulse kamen, vor allem in konzeptioneller Hinsicht von Jürgen Joedicke, der seinerzeit für die Redaktion der Zeitschrift *Bauen + Wohnen* tätig war. Wie die Darstellung der Entwicklung der 1960er Jahre verdeutlicht, war die Zeit durch die zahlreichen Utopien geprägt, zu denen die Visionen der Metabolisten oder Archigramms gehörten. Infolge der Aktualität der utopischen Visionen beschäftigte sich Joedicke im Rahmen seiner Redakteurstätigkeit nicht nur mit den Utopien der 1960er, sondern auch mit denen der 1920er Jahre.⁹¹⁸ Hinsichtlich der Bezüge zum Münchner Konzept findet sich in der Forschungsliteratur daher der Verweis auf die Volkshauszeichnung von Bruno Taut, die in seiner Schrift „Die Auflösung der Städte“ aus dem Jahr 1918 veröffentlicht wurde.⁹¹⁹ Das Volkshaus wurde in dieser als eine mit einer Dachstruktur überspannte Arena dargestellt (Abb. 98). Die darin implizierte Verwendung technischer Elemente sieht Spieker als Ausdruck davon, „Ingenieurleistungen als Bestandteil zukünftiger Baukunst und zur Verbesserung der Lebensbedingungen mit einzuschließen.“⁹²⁰ Eine Fortführung dieser technischen Vision sieht die Architektin beispielsweise

⁹¹⁴ Ebd.

⁹¹⁵ Vgl. Spieker 2013, S. 43.

⁹¹⁶ Ebd.

⁹¹⁷ Vgl. ebd.

⁹¹⁸ Vgl. Spieker 2013, S. 43; vgl. Verspohl 1976, S. 55.

⁹¹⁹ Vgl. Spieker 2013, S. 44.

⁹²⁰ Ebd.

bei den russischen Konstruktivisten oder den Entwürfen Heinz und Bodo Raschs gegeben. Diese hatten 1927/28 ein Stadion für 80.000 Personen entworfen, das eine Überdeckung aus einem transparenten Material erhalten sollte.⁹²¹ In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts wurden Ideen entwickelt, die die genannten noch übertrafen:

„Viel weiter gingen Richard Buckminster Fuller, Max Mengerinhausen, Konrad Wachsmann und Frei Otto. Sie entwickelten in den 1950er und 1960er Jahren Visionen, die als wohlbegründete Zukunftsentwürfe gedacht waren und den Anspruch einer technischen Realisierbarkeit mit minimalen Materialeinsatz verbanden.“⁹²²

Frei Otto entwickelte etwa Konzepte zur Überdeckung gesamter Städte und Regionen mittels transparenter Großhüllen, die dem Klimaschutz dienen sollten (Abb. 99). Ebenso entwarf er 1964 ein weitgespanntes Dach über einem Park, das als Vorbild für den Pavillon anlässlich der Weltausstellung 1964 in Montreal benannt werden kann.⁹²³ Der Montrealer Pavillon diente letztlich der Münchener Dachkonstruktion als Vorbild. Frei Otto selbst hatte die Entwicklung der Dachkonstruktion wesentlich unterstützt, sich aber im Laufe der Arbeit immer mehr von der Planungsarbeit infolge unterschiedlicher Arbeitsansätze mit den anderen beteiligten Ingenieuren distanziert. Da die Arbeit Frei Ottos auf einem experimentellen Formfindungsprozess gründete, kritisierte er in München auch die „Verselbstständigung eines architektonischen Zeichens.“⁹²⁴ Sigel betonte daher: „Der Erfolg des Montrealer Pavillons als überaus populärer Interpretation einer neuen deutschen Selbstdarstellung sollte in München formal wiederholt [...] werden.“⁹²⁵

Der Verweis auf das Dach allein wird den Anlagen und Bauten jedoch nicht gerecht, denn erst durch die Zusammenarbeit von Ingenieuren, Architekten und Designern konnte jenes Projekt realisiert werden, das das Selbstverständnis der Bundesrepublik international vermitteln konnte. Die große Leistung war es, die unterschiedlichen Fähigkeiten der Experten und ihrer Disziplinen zu vereinen: Design, Architektur, Landschaftsgestaltung und Ingenieurwissenschaften.

⁹²¹ Vgl. ebd., S. 45.

⁹²² Ebd., S. 46.

⁹²³ Vgl. ebd.

⁹²⁴ Durth/Sigel 2009, S. 560.

⁹²⁵ Sigel 2000, S. 242.

4.4 Progymnasium „Auf dem Schäfersfeld“, Lorch (1970-1973)

4.4.1 Die Schule als Fabrik – Flexibilität und Variabilität im Schulbau seit den späten 1960er Jahren

1964 veröffentlichte der Pädagoge Georg Picht seine Schrift „Die deutsche Bildungskatastrophe“⁹²⁶, die in der Folge zu einer umfangreichen Debatte über den Stand des deutschen Bildungswesens führte. Picht bemängelte darin sowohl das Schulwesen als auch die Universitätsausbildung in Deutschland. Diese würden vor allem im internationalen Vergleich einen deutlichen Nachholbedarf aufweisen. In diesem Zusammenhang verwies Picht auch auf die gesellschafts- und beschäftigungspolitische Bedeutung des Bildungswesens:⁹²⁷

„Bildungsnotstand heißt wirtschaftlicher Notstand. Der bisherige wirtschaftliche Aufschwung wird ein rasches Ende nehmen, wenn uns die qualifizierten Nachwuchskräfte fehlen, ohne die im technischen Zeitalter kein Produktionssystem etwas leisten kann. Wenn das Bildungswesen versagt, ist die ganze Gesellschaft in ihrem Bestand bedroht. [...] Während in anderen hochentwickelten Ländern Kulturpolitik in den Mittelpunkt des staatlichen und politischen Interesses gerückt ist und keine Investition als zu hoch gilt, wenn es um den Ausbau der wissenschaftlichen Institutionen geht, ist in der Bundesrepublik der Anteil der Ausgaben für Schulen und Hochschulen am Sozialprodukt zwar bis 1958 gestiegen, seither aber nach den Angaben der Kultusminister ständig gesunken [...].“⁹²⁸

In der Gesellschaft und Wirtschaft traf Pichts Darstellung auf große Resonanz, sodass schon bald die Politik zum Einschreiten aufgefordert wurde. Auch die ab 1965 an der Freien Universität Berlin durchgeführten Demonstrationen und Diskussionen sind im Zusammenhang mit dem Bildungsnotstand zu sehen und können gleichzeitig als Ausgangspunkt für die folgenden Studentenrevolten angesehen werden.

Eine Folge der bildungspolitischen Debatte war der intensiviertere Ausbau von Bildungseinrichtungen. Der bereits zu Beginn der 1960er Jahre erkannte Mehrbedarf wurde nun zum zentralen Diskussionspunkt.⁹²⁹ Lothar Juckel sprach in diesem Zusammenhang von „Halbzeit im Schulbau“. Er führte dazu Berechnungen auf, wonach bis 1970 die Planung und der Bau weiterer 6.266 Schulgebäude nötig seien, um den Mehr-

⁹²⁶ Unter dem Titel „Die deutsche Bildungskatastrophe“ wurde im Februar 1964 die von Georg Picht verfasste Artikelserie in der Zeitschrift „Christ und Welt“ veröffentlicht. Die Artikel sowie die daraus resultierende Debatte im Bundestag am 4. März 1964 wurden zudem als Buch veröffentlicht, welches für die Bearbeitung der Arbeit herangezogen wurde. Picht, Georg: Die deutsche Bildungskatastrophe. Analyse und Dokumentation (Walter-Paperbacks. Die Diskussion). Freiburg im Breisgau 1964.

⁹²⁷ Vgl. Schmucker 2012, S. 181.

⁹²⁸ Picht 1964, S. 17.

⁹²⁹ Vgl. Schmucker 2012, S. 181.

bedarf decken zu können.⁹³⁰ Diesen Umstand verdeutlichte auch der damalige Stuttgarter Oberbürgermeister Dr. Arnulf Klett im Vorwort des von Ferdinand Budde und Hans Wolfram Theil 1969 veröffentlichten Schulbaubuchs:

„Der Schulbau ist die kommunalpolitisch bedeutendste Aufgabe unserer Zeit. Betrachtet man die zurückliegenden zwei Jahrzehnte, so können alle, die an dieser Aufgabe beteiligt waren, stolz auf die vollbrachten Leistungen sein – sind doch in dieser Zeit rd. 40 Milliarden für den Schulbau in der Bundesrepublik aufgewendet worden [...]. Doch damit ist erst der Anfang gemacht. Um das Schulwesen und den Schulbau zu ordnen und den stetig wachsenden Bedarf zu decken, werden weitere rd. 50 Milliarden erforderlich sein. [...] Hier tritt immer wieder die Frage auf, wie trotzdem Schulen gebaut werden können, die zwar allen pädagogischen, hygienischen und technischen Forderungen entsprechen, aber dennoch ‚rationell‘ sind.“⁹³¹

Ausgehend von der Kritik am Bildungswesen, wurden ab der Mitte der 1960er Jahre zudem neue konzeptionelle Forderungen an den Schulbau laut. Eine direkte Umsetzung erfolgte jedoch zunächst nicht; vor allem wegen der großen Bandbreite der Forderungen. Konsens bestand jedoch darüber, dass die Bewältigung des Problems eine interdisziplinäre Zusammenarbeit erfordern würde. Nach der Reform der Pädagogik und Bildungspolitik sollten die Konzepte Eingang in den Schulbau finden. Dies bedeutete aber auch, dass die Umsetzung im Schulbau zeitverzögert einsetzte.

Ein Ziel der Bildungsreform war die Chancengleichheit aller Kinder. Damit sollte zugleich das durchschnittliche Bildungsniveau erhöht werden. Ferner wurde an dem noch immer praktizierten Frontalunterricht sowie dem Klassenprinzip Kritik laut, da diese im Hinblick auf pädagogische Erkenntnisse den zeitgemäßen Anforderungen nicht mehr entsprachen. Das Stammklassensystem sollte durch das Fachklassensystem ersetzt werden, die Unterrichtsmethoden durch mehr Flexibilität gekennzeichnet sein und von Vorträgen bis zum Selbststudium reichen.⁹³² Die damit einhergehenden Auswirkungen neuer Unterrichtskonzepte thematisierten Budde und Theil in ihrem Handbuch zur Schulbauplanung. In Bezug auf den Klassenraum wird darin weiterhin eine quadratische oder dem Quadrat angenäherte Grundform empfohlen, im Hinblick auf die Entwicklung der Pädagogik aber bereits ein Wandel angedeutet:

„Je mehr künftig der ‚bewegliche Unterricht‘ nicht nur auf den Unterricht selbst beschränkt bleibt, sondern darüber hinaus in der ganzen Schulanlage praktiziert werden soll, wird auch der Klassenraum seine starre, festgebaute Größe und Form

⁹³⁰ Vgl. Juckel, Lothar: Plädoyer für einen neuen Schulbau. In: Schulbauinstitut der Länder in Berlin (Hg.): Baut Schulen! Schulbau als pädagogische Aufgabe. Bericht über den Tag des Schulbaus anlässlich der 2. Internationalen Schulausstellung in Dortmund am 8. Juni 1967, veranstaltet vom Schulbauinstitut und der Stadt Dortmund (Schriften des Schulbauinstituts, Bd. 12). Berlin 1968, S. 4-14, S. 8.

⁹³¹ Klett, Arnulf: Geleitwort. In: Budde, Ferdinand/Theil, Hans Wolfram (Hg.): Schulen. Handbuch für die Planung und Durchführung von Schulbauten (Handbücher zur Bau- und Raumgestaltung). München 1969, S. 5-6, S. 5.

⁹³² Vgl. Schmucker 2012, S. 187-189.

verlieren. Dann werden kleinere, mittlere und große Räume erforderlich, die zu dem entsprechend dem Unterrichtsbetrieb variabel sein müssen.“⁹³³

Um die geforderte Variabilität gewährleisten zu können, wurde die Nutzung von Trennwänden empfohlen, um damit die Raumgrößen den jeweiligen Unterrichtssituationen anpassen zu können.⁹³⁴

1964 erfolgte die Gründung des Schulbauinstituts der Länder. Die Institutsleitung oblag dem Architekten Lothar Juckel. Zum wissenschaftlichen Beirat gehörten die Schulbauexperten Paul Seitz, Immanuel Kroeker und Günter Wilhelm. Das Schulbauinstitut hatte eine Beratungsfunktion für die Bundesländer inne. Ebenso sollte der Aufbau einer zentralen Dokumentationsstelle für den Schulbau erfolgen. In diesem Zusammenhang fanden die Wechselwirkung zwischen pädagogischen Erkenntnissen und deren Transformation auf den Schulbau Berücksichtigung. Insofern zeichnete sich innerhalb des Diskurses die Forderung nach räumlichen Strukturen ab, die jederzeit eine Anpassung an pädagogische Entwicklungen zulassen sollten. Gleichzeitig zielte man auf eine Erhöhung der Lebenszeit des Schulgebäudes. Daneben wurden Fragen der Wirtschaftlichkeit diskutiert. Um die Wirtschaftlichkeit zu verbessern, forderte man vor allem eine Vereinheitlichung von Richtlinien und Raumprogrammen, um dadurch die Standardisierung und Industrialisierung im Schulbau durchzusetzen.

Im Rahmen von Schulbau-Kolloquien wurden die Ansätze des Instituts bundesweit diskutiert. Lothar Juckel referierte unter anderem 1967 im Rahmen der 2. Internationalen Schulausstellung in Dortmund. Unter dem Titel „Plädoyer für einen neuen Schulbau“⁹³⁵ verwies auch Juckel darauf, dass einhergehend mit dem stetigen Wandel der Pädagogik räumliche Voraussetzungen geschaffen werden müssten, die eine größtmögliche Flexibilität erlauben würden: „Die Architekten werden aufgefordert, beweglichere Planungs- und Bausysteme zu erfinden, die die bisher gebräuchlichen als ‚geschlossenes‘ Bausystem oder als ‚homogene‘ Bauwerke zu bezeichnenden ersetzen [...]“⁹³⁶ Durch Wände zur Trennung und Verbindung würde man „offene Raumstrukturen“⁹³⁷ schaffen, die die Voraussetzungen für verschiedene Unterrichtssituationen, von der Einzel- bis zur Gruppenarbeit, bieten würden. Entsprechend den Tendenzen der Zeit, sah der Direktor des Schulbauinstituts der Länder eine Abwendung vom Pavillontyp voraus.⁹³⁸ Stattdessen würde man sich zum Kompakt- oder Hallentyp hinwenden, der die nächste Phase des Schulbaus wesentlich prägen würde. Mit der Halle im Zentrum

⁹³³ Budde, Ferdinand/Theil, Hans Wolfram (Hg.): Schulen. Handbuch für die Planung und Durchführung von Schulbauten (Handbücher zur Bau- und Raumgestaltung). München 1969, S. 33.

⁹³⁴ Vgl. ebd.

⁹³⁵ Juckel, Lothar: Plädoyer für einen neuen Schulbau. In: Schulbauinstitut der Länder in Berlin 1968.

⁹³⁶ Ebd., S. 10.

⁹³⁷ Ebd.

⁹³⁸ Vgl. ebd.

sollte „[...] die Schule einen Ort der Begegnung für Schüler und Lehrer erhalten, der in Form eines ‚Marktplatzes‘ oder eines ‚pädagogischen Zentrums‘ ebenfalls als besonders geeignetes Instrument der Demokratisierung des Schullebens geeignet [sein würde].“⁹³⁹

Darüber hinaus sollten Erkenntnisse aus anderen Planungsgebieten herangezogen werden. In Bezug auf die Planungsmethoden sah Juckel dementsprechend eine analoge Entwicklung zum Hochschul-, Krankenhaus- und Bürobau, da auch in diesen Bereichen keine endgültige Festlegung auf die Raumbedürfnisse möglich gewesen sei.⁹⁴⁰ „Daraus folgert die Aufgabe, sich auf Planungs- und Arbeitsmethoden vorzubereiten, die einem steuerbaren und sich ständig wandelnden Prozeß gerecht werden können.“⁹⁴¹

In seiner Darstellung äußert er sich auch zur Rationalisierung im Schulbau. In Bezug auf die Bestandteile der Raumprogramme, die einzelnen Raumeinheiten, plädiert er für ein verbindliches Grundsatzprogramm, dem eine internationale Maßordnung zugrunde liegen sollte, um davon ausgehend ein Instrumentarium für die jeweiligen Raumarten zu bieten. Nur durch eine solche Systematisierung wären die Voraussetzungen für Typisierung, Serienfertigung oder den Einsatz industrieller Baumethoden im Schulbau gegeben.⁹⁴²

Im Anschluss an den Vortrag folgte ein Forumsgespräch unter Beteiligung von Jacob Bakema, Wilhelm Berger, Felix von Cube, Günter Behnisch und weiteren.⁹⁴³ Jacob Bakema sprach in diesem Rahmen über die Schule in der Stadtstruktur. Die Funktionstrennung sah er als überholt an, stattdessen lebe man nun „in der Zeit der Überschneidung, Ausdehnung, Überlappung und Verflechtung von Funktionen mittels Übergangselementen [...]“.⁹⁴⁴ Auch in Bezug auf den Schulbau würde man sich daher zukünftig von einzelnen Gebäuden lösen und stattdessen eine „Architektur der Verbindungen“⁹⁴⁵ anstreben. Entgegen den Vorstellungen der Schulbauplanung der 1950er Jahre sollte die Schule nun „[...] konkret und positiv im Brennpunkt der täglichen zusammenstoßenden städtischen Funktionen stehen.“⁹⁴⁶ Die Veränderungen begründete Bakema auch mit der zunehmenden Urbanisierung.⁹⁴⁷

Felix von Cube von der Pädagogischen Hochschule in Berlin verwies hingegen auf die Bedeutung der Schule vor dem Hintergrund gesellschaftlicher Veränderungen. In

⁹³⁹ Ebd., S. 11.

⁹⁴⁰ Vgl. Juckel 1968, S. 11 f.

⁹⁴¹ Ebd., S. 12.

⁹⁴² Vgl. ebd.

⁹⁴³ Zu den weiteren Teilnehmern gehörten: Lothar Juckel, Günter Naleppa, Paul Seitz, Günter Wilhelm und Johannes Zielinski. Vgl. Bakema, Jacob/Behnisch, Günter/ Cube, Felix von et. al.: Baut Schulen! Schulbau als pädagogische Aufgabe (Forumsgespräch). In: Schulbauinstitut der Länder in Berlin 1968, S. 15-38, S. 15.

⁹⁴⁴ Jacob Bakema im Rahmen des Forumsgesprächs. Veröffentlicht in: Bakema/Behnisch/ Cube et. al. 1968, S. 19.

⁹⁴⁵ Ebd., S. 18.

⁹⁴⁶ Ebd., S. 19.

⁹⁴⁷ Vgl. ebd.

diesem Zusammenhang beschäftigte er sich mit der Frage, wie Schulen geplant werden müssten, um eine gesellschaftliche Funktion übernehmen zu können. In diesem Kontext sieht er auch die Studentenunruhen in Berlin gegen die bestehenden Autoritätsformen, die von Cube zum Anlass nahm, um über eine Erziehung zum demokratischen Verhalten zu sprechen.⁹⁴⁸ Hierzu stellte er folgende These auf: „Die demokratischen Verhaltensweisen beruhen nicht auf menschlicher Begegnung; sie beruhen nicht auf familiären Tugenden, wie Vertrauen oder Liebe – sie müssen vielmehr ganz nüchtern und rational gelernt werden.“⁹⁴⁹ Damit bezog er sich beispielsweise auf das Erlernen einer Diskussionskultur, vom richtigen Zuhören bis hin zum Einhalten von Zeiten.⁹⁵⁰ Daraus resultierte seine Forderung nach Kommunikationszentren, die die räumlichen Voraussetzungen für die Diskussionsgruppen bieten würden.⁹⁵¹

Auch Günter Behnisch beteiligte sich an dem Forumsgespräch. Er sprach die schwierigen finanziellen Rahmenbedingungen der Schulbauprogramme an, sodass die Forderungen von Architekten und Pädagogen gegenüber den Entscheidungen der Finanzverwaltungen nur wenig Gewicht hätten. In diesem Umstand sah er folglich den eigentlichen Fehler.⁹⁵²

Im selben Jahr wurde in Stuttgart ein Schulbaukolloquium initiiert. Neben Felix von Cube und Walter Kroner gehörte wieder Günter Behnisch zu den Referenten. Kritik wurde vor allem an den unklaren Vorstellungen laut – sowohl in Bezug auf das Raumprogramm als auch die pädagogische Ausrichtung.⁹⁵³

Die späten 1960er Jahre waren folglich durch eine im Wandel befindliche Bildungspolitik geprägt, einhergehend mit neuen pädagogischen Konzepten und den daraus resultierenden Wechselwirkungen auf den Schulbau. Daneben wurde seit Mitte der 1960er Jahre die Standortfrage der Schule im Städtebau erneut diskutiert. Demnach sollten die Schulen fortan in der Nähe eines Kommunikationszentrums, Ladenzentrums oder anderen öffentlichen Einrichtungen liegen. In diesem Zusammenhang verweisen Budde und Theil jedoch darauf, dass es dabei nicht, wie in der Vergangenheit, um die Absicht der Repräsentation ginge, „[...] sondern das Bemühen, die Schule aus ihrem grünen Ghetto herauszuholen und sie nicht länger als ‚Insel‘ der Bildung steril und abgesondert ein einsames Leben für Kinder führen zu lassen.“⁹⁵⁴ Dieser Wandel

⁹⁴⁸ Felix von Cube im Rahmen des Forumsgesprächs. Vgl. dazu Bakema/Behnisch/ Cube et. al. 1968, S. 23.

⁹⁴⁹ Ebd.

⁹⁵⁰ Vgl. ebd.

⁹⁵¹ Vgl. ebd., S. 24.

⁹⁵² Vgl. Günter Behnisch im Rahmen des Forumsgesprächs. Veröffentlicht in: Bakema/Behnisch/Cube et. al. 1968, S. 30 f.

⁹⁵³ Vgl. Schmucker 2012, S. 197.

⁹⁵⁴ Budde / Theil 1969, S. 23.

lässt sich gleichsam vor dem Hintergrund der Einführung von Gesamtschulen und dem vermehrten Bau von Bildungszentren erklären.⁹⁵⁵

Auch in typologischer Hinsicht setzte ab der Mitte des Jahrzehnts ein Wandel ein: Hatte man bis dahin ausschließlich Schulbauten im *Flurtyp* oder *Schustertyp* realisiert, erprobte man nun vermehrt neue Grundrisskonzepte wie den *Cluster*, bei dem die Klassenzimmer zu Einheiten zusammenfasst werden. Die Erschließung der Einheiten erfolgte überwiegend über ein Zentrum innerhalb der Schulanlage. Allgemein lässt sich im Schulbau in dieser Zeit eine Tendenz zur Abweichung von der linearen Anordnung der Klassenzimmer feststellen. Neben dem *Cluster* wandte man dazu auch die Staffe- lung sowohl im Grundriss als auch bisweilen im Aufriss an. Beispielhaft umgesetzt wurde dies etwa bei der Friedrich-Ebert-Volksschule von Carlfried Mutschler in Mann- heim (Abb. 100); zu den internationalen Vorbildern zählten unter anderem das Wai- senhaus von Aldo van Eyck oder das von Dolf Schnebli realisierte Gymnasium in Locar- no.⁹⁵⁶

Neben typologischen Neuerungen sollten auch bautechnische und baukonstruktive Entwicklungen den Schulbau beeinflussen. Den Schwerpunkt bildeten Betonbaukon- struktionen. Schmucker sieht vor allem in dem Einfluss Le Corbusiers einen Grund für die zahlreichen Sichtbetonbauten, die seit den 1960er Jahren entstanden sind. Le Corbusiers Ideen fanden in deutschen Architektenkreisen durch Siegfried Giedions Buch „Raum, Zeit, Architektur“ Verbreitung sowie durch Le Corbusiers Beitrag anläss- lich der Interbau 1957 in Berlin. Spätestens ab Mitte der 1960er Jahre wurden zahlrei- che Schulbauten in Sichtbeton ausgeführt. Während die Architekten die Arbeit mit dem Material vor allem in Hinblick auf die gestalterischen Qualitäten der Oberflächenstruk- tur schätzten, fanden die Beton-Fertigteilbauten bei Lehrern und Schülern zumeist we- nig Zustimmung.⁹⁵⁷

Auch in Baden-Württemberg reagierte man auf die sich abzeichnenden Verände- rungen im Schulbau. Am 19. Januar 1966 konstituierte sich der Arbeitskreis „Schul- haus- und Sportstättenbau“ mit dem Ziel „[...] eine Gesamtkonzeption für den Schulbau zu erhalten, der im Spannungsfeld zwischen Wirtschaftlichkeit, Zweckmäßigkeit und pädagogischem Optimum [...]“⁹⁵⁸ stehen sollte. Die Ergebnisse wurden im Rahmen der Schriftenreihe des baden-württembergischen Kultusministeriums 1968 unter dem Ti- tel „Bildung in neuer Sicht. Rationalisierung im Schulbau: Raumprogramme, Planungs-

⁹⁵⁵ Vgl. ebd.

⁹⁵⁶ Vgl. Schmucker 2012, S. 202 f.

⁹⁵⁷ Vgl. ebd., S. 205-207.

⁹⁵⁸ Hahn, Wilhelm: Schulbau heute für morgen. In: Kultusministerium Baden-Württemberg (Hg.): Bildung in neuer Sicht. Rationalisierung im Schulbau: Raumprogramme, Planungshinweise, Kostenrichtwerte (Schriftenreihe des Kultusministeriums Baden-Württemberg zur Bildungsforschung, Bildungsplanung, Bildungspolitik). Villingen, 1968, S. IX-XV, S. IX.

hinweise, Kostenrichtwerte“⁹⁵⁹ veröffentlicht. Zu den Mitgliedern des Arbeitskreises unter Vorsitz des Stadtdirektors Dr. Hans Schumann zählten auch Vertreter der freien Architektenschaft. Günter Behnisch, der sich auch national rege an der Schulbaudiskussion beteiligte, war ebenfalls Mitglied dieses Zusammenschlusses. Daneben waren mit Walter Kroner, Reinhard Kuchenmüller und Günter Wilhelm Vertreter des Instituts für Schulbau der Universität Stuttgart und Lothar Juckel vom Schulbauinstitut der Länder involviert. Ferner gehörten Repräsentanten der staatlichen Hochbauverwaltung Baden-Württemberg zu den Mitgliedern des Arbeitskreises.⁹⁶⁰

Ein Thema, dem sich der Arbeitskreis in Bezug auf das Raumprogramm widmete, war die Bedeutung des Klassenraumes, der im Zuge einer weiteren Differenzierung des Unterrichts und damit einhergehend dem Ausbau des Fachunterrichts an Wichtigkeit verloren hatte. Demgegenüber verzeichnete man einen gestiegenen Bedarf an Fachräumen für die naturwissenschaftlichen und technisch-musischen Bereiche.⁹⁶¹ Für die naturwissenschaftlichen Bereiche empfahl man die Zusammenlegung der Räume, die für Vortrag, Laborübung und Vorbereitung vonnöten sein würden. Eine Konzentration der Raumgruppe wurde ferner für die musisch-technischen Fächer nahegelegt, zu denen Zeichnen, Werken, Handarbeit und Hauswirtschaft gehören. Für den Musikraum hingegen regte man eine Kombination mit dem Mehrzweckraum oder der Eingangshalle an.⁹⁶²

Allgemein wird deutlich, dass man sich auch in Baden-Württemberg immer mehr vom Stammklassenprinzip löste und vermehrt für die Durchführung des Unterrichts in Spezialräumen vor dem Hintergrund neuer pädagogischer Erkenntnisse plädierte.⁹⁶³

Ein weiterer Punkt, der in diesem Rahmen erörtert wurde, war der Schüleraufenthaltsbereich. Mit der Einführung von Ganztagschule und dem vermehrten Bau von Schulzentren würde diesem eine erhöhte Bedeutung zukommen, um den Schülern in der unterrichtsfreien Zeit eine Möglichkeit zur Entspannung oder zum Spielen geben zu können.⁹⁶⁴

In den allgemeinen Planungshinweisen wurden ebenso Fragen der Wirtschaftlichkeit und der Variabilität des Gebäudes integriert. Die Wirtschaftlichkeitsüberlegungen betrafen nicht nur den Bauprozess, sondern zugleich die Betriebs- und Unterhaltungskosten des Schulgebäudes. Durch den der Pädagogik zugrundeliegenden Entwicklungs-

⁹⁵⁹ Kultusministerium Baden-Württemberg (Hg.): *Bildung in neuer Sicht. Rationalisierung im Schulbau: Raumprogramme, Planungshinweise, Kostenrichtwerte* (Schriftenreihe des Kultusministeriums Baden-Württemberg zur Bildungsforschung, Bildungsplanung, Bildungspolitik). Villingen 1968 (Empfehlungen des Arbeitskreises Schulhaus- und Sportstättenbau des Kultusministeriums Baden-Württemberg).

⁹⁶⁰ Vgl. ebd., S. 3.

⁹⁶¹ Vgl. ebd., S. 7.

⁹⁶² Vgl. ebd., S. 10.

⁹⁶³ Vgl. ebd., S. 7 f.

⁹⁶⁴ Vgl. ebd., S. 11.

prozess sollte auf die Anforderungen an das Schulgebäude reagiert werden können. Insofern galt es, Nutzungsveränderungen sowie Erweiterungen bereits in die Planungsüberlegungen zu integrieren.⁹⁶⁵ Die Überlegungen des Arbeitskreises für Schul- und Sportstättenbau zeigen demnach eine Kongruenz mit den bundesweit diskutierten Schulbaufragen.

Im Hinblick darauf, allen Schülern die gleiche Chancengleichheit zu gewähren, zeichnete sich im Verlauf der 1960er Jahre eine verstärkte Hinwendung zum Konzept der Gesamtschule und die Abschaffung des dreigliedrigen Schulsystems ab. Der Forderung nach selbstständigem Lernen sollte das Angebot an Leistungskursen entsprechen. Mit den Anforderungen der neuen Schulform für die Architektur beschäftigten sich insbesondere die Schulbauinstitute in Berlin und Stuttgart. Die Planung von Gesamtschulen bedingte auch die Frage nach der Verknüpfung mit außerschulischen Einrichtungen. Unter Einbindung von Bibliotheken und Sportanlagen wollte man Bildungszentren schaffen. Die Gesamtschulen wurden zugleich als Ganztageschulen konzipiert, sodass dadurch Speise- und Freizeiträume erforderlich wurden.⁹⁶⁶

Zu den ersten Modellschulen, die für den konzeptionell neuen Schulbau standen, gehörten jene in Osterburken und Weinheim. Die sogenannte Bauprogrammierung oblag bei beiden Schulen dem Institut für Schulbau in Stuttgart sowie einer projektbezogenen Planungsgruppe.⁹⁶⁷ Zur Methode der Bauprogrammierung heißt es bei Walter Kroner:

„Jedes Schul- Bauprogramm hat – auf eine Kurzformel gebracht – möglichst umfassend und eindeutig zum einen das spätere Schulgeschehen, zum anderen die dafür optimalen (baulichen) Umweltbedingungen zu beschreiben, beides orientiert an einem möglichst ökonomischen Rahmen und bezogen auf die angenommene Nutzungsdauer des Schulbaues [...]. Für die beiden Systeme – Schule als Institution und Schule als Bau – bedarf es dazu der Ermittlung und einer verschiedenartigen Differenzierung und Strukturierung ihrer Elemente, damit bei dem nun folgenden Zusammenfügen dieser Elemente auf das definierte Ziel hin angemessene Entscheidungen getroffen werden können.“⁹⁶⁸

Im Rahmen der Bauprogrammierung erfolgte somit eine umfassendere Auseinandersetzung mit den Planungsanforderungen, als dies bis dato im Schulbau praktiziert wurde.⁹⁶⁹ Bei der Bauprogrammierung wirkte ein interdisziplinäres Team mit. Zu diesem gehörten unter anderem Erziehungswissenschaftler im Hinblick auf pädagogische Fragestellungen, Mediziner und Soziologen mit Fokus auf physiologische und psychologische Aspekte sowie Ingenieure und Ökonomen, die sich mit bautechnischen und bau-

⁹⁶⁵ Vgl. ebd., S. 21.

⁹⁶⁶ Vgl. Schmucker 2012, S. 232-234.

⁹⁶⁷ Vgl. Kroner, Walter: Schule im Wandel - Wandel im Schulbau. Stuttgart 1975, S. 66 und S. 68.

⁹⁶⁸ Ebd., S. 25.

⁹⁶⁹ Vgl. Schmucker 2012, S. 236.

ökonomischen Gesichtspunkten beschäftigen sollten. Ferner sollten die zuständigen Institutionen und Behörden involviert werden.⁹⁷⁰ In Bezug auf die konzeptionellen und methodischen Reformen fasste Schmucker zusammen: „Der Prozess der Aufgabendefinition und der Lösungsfindung war ein wesentliches Merkmal des neuen Schulbaus.“⁹⁷¹ Im Folgenden sollen exemplarisch die Gesamtschule in Weinheim und die Ganztageschule in Osterburken als Modellschulen des Landes Baden-Württemberg vorgestellt werden.

Der Bau der ersten Gesamtschule in Weinheim (Abb. 101) untergliederte sich in drei Bauabschnitte, wovon der erste 1970 beendet wurde, der letzte 1972. Die Schule sollte Räumlichkeiten für 2100 Schüler im Alter von 4 bis 18 Jahren bieten.⁹⁷² Das Entwurfskonzept der Architektengemeinschaft Klein und Schwarz unterschied sich deutlich von den anderen Schulbauten, die bis dato realisiert wurden, denn erstmals wurde die Unterscheidung zwischen den Schulzweigen aufgegeben sowie auf Klassenverbände verzichtet.⁹⁷³

Die Schule untergliedert sich in drei Baukörper: Für die Vor- und Grundstufe wurde ein eingeschossiger Pavillon vorgesehen; die Orientierungs-, Mittel- und Oberstufe sind im zweigeschossigen Hauptbau untergebracht. Zudem gibt es eine Sporthalle. Im Erdgeschoss des Hauptbaus befinden sich die Verwaltung, ein Essbereich, eine Bibliothek und die Schülerverwaltung entlang einer *Schulstraße*. Ferner liegen dort ein Hörsaal für den naturwissenschaftlichen Unterricht sowie ein Theater. An diesen Bereich schließen sich die Fachräume an; auf der anderen Seite befinden sich die Sozialräume. Die Räume für den allgemeinen Unterricht sind im Obergeschoss des Hauptbaus untergebracht. Diese sind als Großräume konzipiert, die mittels Montagewänden vergrößert oder verkleinert werden können. Zudem sind im Obergeschoss Arbeitsplätze für die Einzelarbeit eingerichtet sowie ein weiterer Hörsaal, eine Medienzentrale und Sprachlehranlagen.⁹⁷⁴

Die Ganztageschule in Osterburken (Abb. 102), ein Gymnasium mit Realschulzug, wurde von der Architektengemeinschaft Jan C. Bassenge, Kay Puhon-Schulz und Hasso F. Schreck entworfen und 1971 eröffnet. Die Ausarbeitung der Bauprogrammierung oblag zuvor, wie bereits beschrieben, dem Institut für Schulbau der Universität Stuttgart sowie einer projektbezogenen pädagogischen Planungsgruppe. Insgesamt sollte die Schule für 850 Schüler konzipiert werden. Das pädagogische Konzept für die Schule in Osterburken sah vor, die Möglichkeiten sowohl für die Anwendung des *Team Tea-*

⁹⁷⁰ Vgl. Kroner 1975, S. 25.

⁹⁷¹ Schmucker 2012, S. 236.

⁹⁷² Vgl. Kroner 1975, S. 68.

⁹⁷³ Vgl. Schmucker 2012, S. 238.

⁹⁷⁴ Vgl. Kroner 1975, S. 68.

ching als auch den Einsatz audiovisueller Medien im Unterricht zu testen. Der Unterricht sollte sowohl jahrgangs- als auch fachbezogen durchgeführt werden und die Räumlichkeiten für die Arbeit in Einzel-, Klein- sowie Großgruppen geeignet sein.

Im Mittelpunkt der Schulanlage befindet sich eine Halle. Von dieser aus sind die fest angelegten Räume des naturwissenschaftlichen Unterrichts zugänglich. Die Räume für den allgemeinen Unterricht wurden zu *Clustern* zusammengefasst. Jedes *Cluster* verfügt über eine Handbibliothek sowie einen Lehrerstützpunkt. Durch bewegliche Wände soll die Flexibilität in Bezug auf verschiedene Unterrichtssituationen gewährleistet werden. Eine Vielzahl von Räumlichkeiten ist für die Nutzung außerschulischer Zwecke vorgesehen, darunter die Bibliothek, die Halle sowie die Räume für den allgemeinen Unterricht. Die Baustruktur besteht aus einer weitgespannten Stahlskelettkonstruktion mit Außenwänden aus Holzspanbeton. Nicht alle Räume verfügen über Tageslicht, sodass die Beleuchtung zum Teil durch Kunstlicht erfolgt.⁹⁷⁵ Die Halle wird über Sheddächer belichtet. Das Erscheinungsbild der Schule wurde aufgrund seiner Ähnlichkeit mit einer Fabrik kontrovers diskutiert.⁹⁷⁶

Auch in den anderen Bundesländern wurden zu Beginn der 1970er Jahre die ersten Modellschulen umgesetzt. Dazu gehört beispielsweise die Laborschule mit Oberstufenkolleg der Universität in Bielefeld (Abb. 103), deren Bauprogrammierung die Arbeitsstelle Pädagogik der Universität Bielefeld sowie das Institut für Schulbau der Universität Stuttgart übernommen hatten.⁹⁷⁷

In der 1969 von Paulhans Peters unter Mitarbeit von Dieter von Schwarze und Susanne Günter veröffentlichten Publikation „Die neuen Schulen. Gesamtschulen, Schulzentren, Fachklassenprinzip, Flexibilität“ nehmen die Autoren Bezug zu den Tendenzen im Schulbau:

„Die vielfältigen Forderungen, die progressive Pädagogen an die neuen Schulen stellen, haben die Architekten unglaublich schnell aufgegriffen und nach kurzer Zeit bereits so etwas wie einen Kanon neuen Schulbaues entwickelt. Die geheime Losung heißt ‚Flexibilität und Variabilität von Raum und Nutzung‘.“⁹⁷⁸

Bereits 1955 habe man diese Prinzipien in Kalifornien in der Hillsdale High School in San Mateo umgesetzt (Abb. 104). Die Durchsetzung zum Bautyp *Industriehalle* hätte sich nach den USA und Großbritannien, wo man Schulen nach dem *School Construction Systems Development* (SCSD) realisiert hatte, nun auch in Westdeutschland vollzogen.⁹⁷⁹

⁹⁷⁵ Vgl. ebd., S. 66.

⁹⁷⁶ Vgl. Schmucker 2012, S. 239.

⁹⁷⁷ Vgl. Kroner 1975, S. 88.

⁹⁷⁸ Peters, Paulhans/Günther, Susanne/Schwarze, Dieter von: Vorwort. In: Peters, Paulhans (Hg.): Die neuen Schulen. Gesamtschulen, Schulzentren, Fachklassenprinzip, Flexibilität (e+p Entwurf und Planung, Bd. 3). München 1969, S. 7.

⁹⁷⁹ Vgl. ebd.

Die Entwicklung des SCDS erfolgte bereits zu Beginn der 1960er Jahre in den USA durch die Educational Facilities Laboratories, eine Tochterfirma der Ford Foundation. Ausgehend vom Prinzip des *Open Classroom*, das man aus Großbritannien adaptiert hatte, stellte das SCSD ein modulares Schulbausystem für Großraumschulen dar. Auch hier nutzte man eine flexible Raumeinteilung mittels verschiebbarer Trennwände innerhalb des offenen Großraums.⁹⁸⁰ Im Hinblick auf diese Entwicklung, die nun auch Eingang in die deutsche Schularchitektur fanden, blieben Paulhans Peters und seine Mitarbeiter jedoch kritisch: „Ob der fehlende visuelle Kontakt zur Natur – Wolken, Regen, Sonne – durch Pausen kompensiert werden kann? Ob bei künstlichem Licht – und optimalen Ausleuchtungen – die Konzentration auf Dauer gehalten werden kann?“⁹⁸¹

In den folgenden Jahren sollte sich die Kritik an den Entwicklungen im Schulbau weiter verstärken. Diese kommt auch in dem 1974 veröffentlichten Beitrag mit dem Titel „Schule als Bestandteil der städtischen Umgebung – eine Kritik der Großschule“⁹⁸² zum Ausdruck. Vor allem die Gesamtschulen und Schulzentren werden darin kritisiert: Während man nach der Schulreform technisch-funktionale Forderungen umgesetzt hatte, seien demgegenüber die pädagogischen und politischen Ziele weitestgehend nicht realisiert worden:

„Gegenüber dem herkömmlichen Schulsystem blieben nennenswerte pädagogische Neuerungen von Dauer auf wenige Modellschulen (z.B. Weinheim, Fröndenberg) beschränkt und idealistische Lehrer angewiesen, die zum Einsatz doppelter Arbeitskraft und permanenten Kleinkrieg mit der Kultusbehörde bereit sind. Die Realisierung politischer Ziele von Schule, besonders der zentralen Forderung nach Chancengleichheit, wird heute vielfach als generell in Schulen nicht möglich angesehen.“⁹⁸³

Ferner werden darin der Rückgang der Geburtenquoten und der Stillstand in Bezug auf Wohnbautätigkeiten thematisiert. Daraus folgern die Autoren, dass in Zukunft auch weniger Schulen benötigt würden, sodass „produktive Kräfte in der Schulplanung [...], nach Abschaffung des Mangels, in anderer Dimension verlaufen als einzig der quantitativen Steigerung der Produktion.“⁹⁸⁴

Für den Schulbau stellen die Autoren eine „Existenz- und Identitätskrise“⁹⁸⁵ fest. Dies nehmen sie zum Anlass, die verschiedenen problematischen Aspekte herauszustellen. Ein wesentlicher Kritikpunkt gilt der Schulgröße, eine Folge der Zusammenlegung

⁹⁸⁰ Vgl. Kühn, Christian: Rationalisierung und Flexibilität: Schulbaudiskurse der 1960er und 70er Jahre. In: Böhme, Jeanette (Hg.): Schularchitektur im interdisziplinären Diskurs. Territorialisierungskrise und Gestaltungsperspektiven des schulischen Bildungsraums. Wiesbaden 2009, S. 283-298, S. 291 f.

⁹⁸¹ Peters/Günther/Schwarze 1969, S. 8.

⁹⁸² Kreidt, Hermann/ Pohl, Wolfgang/ Hegger, Manfred: Schule als Bestandteil der städtischen Umgebung - eine Kritik der Groß-Schule. In: Kreidt, Hermann/ Pohl, Wolfgang/ Hegger, Manfred (Hg.): Schulbau (Entwurf und Planung, Bd. 1 Sekundarstufe I und II). München 1974, S. 181-189.

⁹⁸³ Ebd. S. 182.

⁹⁸⁴ Ebd.

⁹⁸⁵ Ebd.

der drei Schularten. Diese würden durchschnittlich bei 1.800 bis 2.500 Schülern liegen. In Großbritannien, wo man bereits 1954 die ersten Gesamtschulen einführte, zeigte sich jedoch, dass solch hohe Schülerzahlen zu sozialen Problemen führen, beispielsweise Vereinsamung und Anonymität der Schüler. Infolgedessen legte man eine maximale Schülerzahl von 1.200 als Obergrenze fest.⁹⁸⁶ Die Autoren kritisieren weiterhin, dass nicht mehr die Größe einer Nachbarschaft oder eine Gemeinde zur Bestimmung der Schülerzahlen herangezogen worden seien, sondern vor allem ökonomische Aspekte. Dies habe zu Schülerzahlen zwischen 1.800 und 3.500 geführt. Die Schulen seien als räumliche Einheit geplant worden, sodass „Großbetriebe für Bildungszwecke“⁹⁸⁷ entstanden seien.⁹⁸⁸ Infolge der daraus resultierenden Grundstücksgrößen habe man zu meist an die Peripherie der Städte und Gemeinden ausweichen müssen.⁹⁸⁹

„Der Verzicht auf Identität von Schuleinzugsgebieten mit Nachbarschaften, in sich angeschlossenen Stadtgebieten oder Gemeinden bewirkt einen Identitätsverlust einer sozialen Gruppe mit ‚ihrer Schule‘ und verstärkt so die Tendenz zur nichtöffentlichen Schule, belegt sie mit Vorurteile.“⁹⁹⁰

Die Architekten der Großschulen schafften Gebäude, die Flexibilität und Variabilität verkörpern sollten. Dazu bediente man sich vorwiegend quadratischer Großformen, die jedoch innenliegende Flächen und Räume bedingten und somit künstliche Belichtung. Auch Sichtbeziehungen nach außen wurden reduziert.⁹⁹¹ Die neuen Schulen erschweren zudem die Identifikation des Schülers mit dem Schulbau:

„Die flexible Anpassungsfähigkeit der Räume, die für alle verwendbar bleiben sollen, wird zur ‚Gestaltlosigkeit, die, psychologisch gesehen, zur Beziehungslosigkeit wird‘.“⁹⁹²

Der Bezug des Schülers zu seiner Umgebung sei zudem durch die Vermeidung fester Raumzuweisungen verstärkt worden:⁹⁹³

„Die Groß-Schule ist in der Regel ein typisches Produkt funktionalistischer (nicht: funktionaler!) Architektur. Funktionalismus als Gestaltungsprinzip von Bildungseinrichtungen kann jedoch sehr nachteilige Folgen haben: Die Triebbestimmtheit und Emotionalität des Jugendlichen muß sich einer (scheinbar) zweckrationalen und peinlich geordneten Umwelt brechen. Wilder Zerstörungsdrang gegenüber dieser Umwelt dient vielfach als Ventil gegen Anpassungszwänge solcher Umgebung und gegen die Vereinsamung in ihr.“⁹⁹⁴

⁹⁸⁶ Vgl. ebd. S. 183.

⁹⁸⁷ Ebd. S. 184.

⁹⁸⁸ Vgl. ebd.

⁹⁸⁹ Vgl. ebd., S. 185.

⁹⁹⁰ Ebd.

⁹⁹¹ Vgl. ebd.

⁹⁹² Ebd. S. 186.

⁹⁹³ Vgl. ebd.

⁹⁹⁴ Ebd.

Als kritisch empfinden die Autoren vor allem die Abschottung zur in mancherlei Hinsicht chaotischen Außenwelt. Das Innere der Schule sei demgegenüber das klare und geordnete Gegenbild unter Vermeidung von Umwelteinflüssen wie den unterschiedlichen Temperaturen, verschiedenen Lichtverhältnissen oder Lautstärken. Doch eben dies wäre es, worauf der menschliche Organismus eingestellt sei.⁹⁹⁵ Die Schulen seien „[...] Lehr-Lern-Maschinen, scheinbar zukunftsweisend, eine realisierte Vision des technikbesseren Jahrhunderts und ein Produkt der Perfektionssucht als typisch deutsches Wesensmerkmal.“⁹⁹⁶ Allein die farbig gestalteten Fassaden würden diese Schulgebäude oftmals von Büro- und Fabrikgebäuden unterscheiden.⁹⁹⁷

Seit Mitte der 1970er Jahre war der Bedarf an Schulgebäuden weitestgehend gedeckt, schulische Großbauprojekte wurden in der Folgezeit nicht mehr realisiert.⁹⁹⁸

4.4.2 Baugeschichte und -beschreibung

„Mit der Stadt Lorch im Remstal verbindet uns eine ungewöhnliche Architekten-Bauherren-Beziehung“⁹⁹⁹, resümierte Günter Behnisch 1992. Ihren Anfang nahm die Verbindung zwischen der Stadt Lorch im Remstal und der Stuttgarter Architektengemeinschaft bereits Mitte der 1950er Jahre, als Behnisch und sein damaliger Partner Bruno Lambart mit dem Bau einer Volksschule beauftragt wurden.¹⁰⁰⁰ Anfang der 1970er Jahre wurden Behnisch & Partner mit der Planung eines weiteren Schulgebäudes betraut, dem Progymnasium. Dieses wurde Anfang der 1970er Jahre fertiggestellt und war das erste von vier Gebäuden, die in den nächsten Jahrzehnten „Auf dem Schäfersfeld“, wie das Areal genannt wird, durch die Stuttgarter Architekten realisiert wurden. Es folgte der Bau einer Sporthalle 1974/1976, einer Hauptschule 1978-1982 und eines Gymnasiums, das im Jahr 2003 fertiggestellt wurde (Abb. 105).

Die Kleinstadt Lorch liegt im Remstal, rund 33 Kilometer von Aalen entfernt. In den 1960er und 1970er Jahren hatten sich in Aalen, dem Zentrum Ostwürttembergs, zahlreiche Industrieunternehmen angesiedelt. Dies wirkte sich auch auf Lorch aus, denn die durch das Tal führende Bundesstraße verzeichnete ein erhöhtes Verkehrsaufkommen. In der Talsohle blieben zudem unbebaute Flächen der Industrie vorbehalten, sodass neue Wohngebiete nur auf dem Bergrücken im Norden der Stadt entstehen konnten.¹⁰⁰¹ Für das Schäfersfeld wurden Behnisch & Partner 1970 zunächst mit der Erstellung ei-

⁹⁹⁵ Vgl. ebd.

⁹⁹⁶ Ebd.

⁹⁹⁷ Vgl. ebd.

⁹⁹⁸ Vgl. Schmucker 2012, S. 269.

⁹⁹⁹ Behnisch, Günter: Schul- und Sportbauten auf dem Schäfersfeld in Lorch: Schmidt/Zeller 1992b, S. 83-93, S. 83.

¹⁰⁰⁰ Zum Bau der Volksschule in Lorch vgl. Spieker 2006, S. 53-55.

¹⁰⁰¹ Behnisch & Partner: Eine Schule ist keine Fabrik. In: db Deutsche Bauzeitung (1974) 3, S. 232-237, S. 232.

nes städtebaulichen Gutachtens beauftragt. Dieses schloss neben dem Schulzentrum auch das geplante Wohngebiet Hollenhof mit ein, das letztendlich nicht realisiert wurde. 1971 vergab die Stadt Lorch die Planung des Progymnasiums an die Architekten des Stuttgarter Architekturbüros. Die Bauarbeiten wurden im Frühjahr 1972 aufgenommen und im August des Folgejahres abgeschlossen.

Das pädagogische Programm des Progymnasiums gründete seinerzeit auf einem Schulversuch des baden-württembergischen Kultusministeriums. Neu war, dass sich die Schüler der 5. und 6. Klasse zunächst nicht zwischen dem Gymnasial- oder Real-schulzweig entscheiden mussten, sondern erst eine Orientierungsstufe besuchten. Nach der 7. Klasse erfolgte dann die Einteilung in unterschiedliche Schulzweige.¹⁰⁰²

Als Bauplatz des Progymnasiums wurde der südliche Bereich des Schäfersfeldes ausgewiesen. Von dort aus konnte man auf die Stadt im Tal, den Berg mit einem romanischen Kloster und die Ausläufe der Schwäbischen Alb blicken.¹⁰⁰³

Als ein Vorläufer für das Progymnasium in Lorch gilt die Nachbarschaftsschule „In den Berglen“ in Oppelsbohm, die zwischen 1966-1969 gebaut wurde (Abb. 106). Diese ist insofern bedeutsam, als dass sie, wie Peter Blundell Jones feststellte, einen Wendepunkt in der Arbeit des Architekturbüros markiert. Mit der Schule in Oppelsbohm strebten die Architekten eine Loslösung von den Einschränkungen an, die Vorfertigung und Standardisierung mit sich gebracht hatten. Die Suche nach „freieren Lösungen“¹⁰⁰⁴ sollte die folgenden Jahre prägen. Insofern soll im Folgenden auf die wesentlichen Charakteristika der Nachbarschaftsschule „In den Berglen“ eingegangen werden, die schließlich bei dem Bau des Progymnasiums in Lorch weiterentwickelt wurden.

Bereits in Oppelsbohm bildet das Zentrum des Baus eine zentrale Halle, an die die Klassenräume angrenzen (Abb. 107). Insofern benötigt man keine langen Flure zur Erschließung. Gleichzeitig fungiert die Halle als gemeinschaftlicher Mittelpunkt der Schule, als Treffpunkt zwischen Schülern und Lehrern. Blundell Jones bemerkte dazu: „Das ‚Sichversammeln als Gesellschaft‘, die sich dann in getrennte Gruppen an der Peripherie auflöst, ist räumlich auf ganz direkte Weise dargestellt.“¹⁰⁰⁵ Der Grundriss der Klassenräume ist fünfeckig. Damit folgte man den damals neuesten Erkenntnissen zu Grundrissformen im Hinblick auf die Berücksichtigung pädagogischer Anforderungen. Der Forderung nach Flexibilität entsprechen zum einen die fünfeckigen Klassenräume, die durch bewegliche Trennwände untereinander verbunden sind, zum anderen die Möglichkeit, diese auch zur Halle zu öffnen. In der Halle können ferner eine Schülerbib-

¹⁰⁰² Vgl. Spieker 2006, S. 146.

¹⁰⁰³ Vgl. Behnisch & Partner 1974, S. 232.

¹⁰⁰⁴ Blundell Jones 2000, S. 34.

¹⁰⁰⁵ Ebd.

liothek oder andere Funktionen aufgenommen werden, die der Schulgemeinschaft dienlich sind. Die Grundordnung des Gebäudes resultierte zu diesem Zeitpunkt noch immer aus der Konstruktion, spielte jedoch im Vergleich zu den zuvor entstandenen Bauten eine untergeordnete Rolle.¹⁰⁰⁶

Das Gelände in Oppelsbohm weist eine leichte Steigung auf. Das Untergeschoss ist daher auf der einen Seite in das Gelände eingebettet, auf der anderen Seite mit Stützen aufgeständert. Eine Symbiose von Gebäude und Landschaft wurde damit jedoch nicht angestrebt: „Auch hier standen die funktionalen Aspekte, nicht die der Landschaft im Vordergrund. Wie Behnisch später feststellte, passte das Gebäude trotz der starken Selbstbezogenheit aber gut in die Landschaft.“¹⁰⁰⁷

Die Nachbarschaftsschule „In den Berglen“ zeigt die Umsetzung verschiedener Herangehensweisen, die die Arbeit des Büros in den folgenden Jahren prägen sollten: die Idee einer zentralen Halle, die Frage nach neuen Grundrisslösungen für die Klassenräume, das Verhältnis von Konstruktion und architektonischer Ordnung sowie der Bezug zur Landschaft.

Das Gelände, auf dem sich das Progymnasium in Lorch befindet (Abb. 108), zeichnet sich zum einen durch die landschaftlich exponierte Lage auf einem Bergrücken oberhalb der Stadt aus, zum anderen durch die Blickbeziehung zum romanischen Kloster, das auf dem benachbarten Hügel liegt. Im Südwesten fällt das Grundstück in Richtung Tal ab.

Eine erste Gemeinsamkeit zur Schule „In den Berglen“ in Oppelsbohm und dem Progymnasium besteht in den fünfeckigen Klassenräumen. Auch die Halle als zentraler Mittelpunkt der Schule wurde in Lorch fortgeführt. Um diese herum sind die Klassenräume angeordnet. Den größten Unterschied zwischen den beiden Schulen verdeutlicht der Grundriss des Hauptgeschosses (Abb. 109): Während sich im Südosten Klassenräume und ein Multifunktionsraum befinden, geht die Halle im Westen und Norden in die sich anschließenden Seitenflügel über. Der kleinere, westliche Flügel nimmt die Räume für die Naturwissenschaften auf, der nördliche und deutlich größere der beiden Nebentrakte das Lehrerzimmer, das Büro des Schulleiters sowie die Räume für den Kunst- und Werkunterricht. Von außen betrachtet fallen die beiden Seitenflügel nur wenig auf, denn sie sind einerseits nur eingeschossig, andererseits wurden sie in die Topographie eingebunden.

Der Zugang zum Schulgebäude erfolgt über einen geschwungenen, schmalen Weg im Westen (Abb. 110). Dieser führt entlang des Seitenflügels mit den naturwissen-

¹⁰⁰⁶ Vgl. Spieker 2006, S. 142 f.

¹⁰⁰⁷ Ebd., S. 142.

schaftlichen Räumen, während der andere Nebentrakt von einem kleinen Hügel und Sträuchern verdeckt wird. Vom Eingang aus gelangt man direkt in die Halle, die der Erschließung dient (Abb. 111). Der Bodenbelag aus Pflastersteinen, der in Kreismustern verlegt wurde, suggeriert die Idee eines Platzes, wie man ihn sonst aus dem Außenraum kennt. Dem entspricht auch die Funktion der Halle: Sie dient ähnlich einem Dorfplatz dem gemeinschaftlichen Miteinander zwischen den Schülern untereinander und mit den Lehrern. Behnisch & Partner erklärten dazu:

„Das Herzstück der Schule, die Halle, liegt an dem Punkt der Landschaft, an dem die Kuppe ins Tal ‚kippt‘. Also dort, wo sich die verschiedenen Landschaftsformen verdichten. Um diese Halle scharen sich, in ihrer Bedeutung entsprechend geordnet, Außen- und Innenbereiche.“¹⁰⁰⁸

Augenfälliges Merkmal der Halle sind die beiden diagonal in den Raum gestellten Treppen – ein architektonisches Merkmal, welches bereits in Oppelsbohm vorkommt. Die Halle wird durch ein fünfeckiges Oberlicht beleuchtet. Im Vergleich zum Schulgebäude in Oppelsbohm zeigt sich bei Betrachtung der Halle jedoch eine Veränderung im Hinblick auf die Bedeutung der Geometrie: Während die Halle bei der Schule In den Berglen noch exakt im räumlichen Mittelpunkt liegt, ist in Lorch der Treppenausschnitt nach Westen verrückt, sodass vor den Klassenräumen im Untergeschoss eine größere Freifläche vorhanden ist, die beispielsweise im Rahmen von Schulveranstaltungen genutzt werden kann. Im zweiten Geschoss, auf der Galerieebene, kann der so entstandene Platz für die Unterbringung der Schulbibliothek genutzt werden (Abb. 112; Abb. 113).¹⁰⁰⁹ Im Erdgeschoss führt eine weitere Treppe eine Ebene tiefer, auf der sich die Pausenhalle befindet. Von dort aus kann die Schule, neben den zwei Eingängen im Hauptgeschoss, betreten werden.

Im Gebäudeflügel mit den Räumen für Zeichen- und Werkunterricht sowie den Räumen der Verwaltung und dem Lehrerzimmer befindet sich ein Vivarium mit Tieren und Pflanzen. Dazu heißt es bei Behnisch & Partner:

„Die Räume für die Lehrer gehören zur Erwachsenenwelt. Sie bilden eine eigene Zone, die über ein Vivarium, in dem Vögel und Schildkröten leben und tropische Pflanzen wachsen mit der Halle indirekt verbunden sind“¹⁰¹⁰

Die Räume wurden folglich durch das Vivarium voneinander differenziert. Den Werk- und Zeichenräumen wurde jeweils ein Außenbereich zugeordnet, womit, so Spieker,

¹⁰⁰⁸ Behnisch & Partner 1974, S. 236.

¹⁰⁰⁹ Vgl. Blundell Jones 2000, S. 36; vgl. Spieker 2006, S. 147.

¹⁰¹⁰ Behnisch & Partner 1974, S. 236.

„[...] die neue Wertigkeit des Ortes und der Natur in diesem Entwurf [verdeutlicht wird].“¹⁰¹¹

Die Grundrissform der Gebäudeflügel mit den Fachräumen resultiert aus der Funktion. Sie sind damit unabhängig von der regelmäßigen polygonalen Grundform des zentralen Bereichs mit den Klassenräumen.¹⁰¹² Die verschiedenen Funktionsbereiche durchdringen und überschneiden sich im Hauptgeschoss.¹⁰¹³

„Die Gesamtgestalt mit der geometrischen Grundform des Polygons und der in diesen Bereichen auch radial angeordneten, weitgespannten Stützen der Stahlbetonkonstruktion und einer Dachkonstruktion aus Holz ist trotz der Auflösung der Funktionsbereiche im Hauptgeschoss in der äußeren Erscheinung übergeordnet. Die Einheit der Gesamtgestalt ist durch die geometrische Grundform hergestellt, die als äußeres Mittel für den Zusammenhalt dient. Die Konstruktion der in das Gelände greifenden Ableger hat eine engmaschige, lineare Struktur [...]. Das Konzept der ‚Vielfalt in der Einheit‘ wurde verstanden als Vielfalt innerhalb eines übergeordneten und damit auch bestimmenden Systems.“¹⁰¹⁴

Vielfalt wird durch die Differenzierung der Bereiche mittels Materialien und Farben erreicht. Besondere Berücksichtigung finden jene Bereiche, die mit den Schülern und Lehrern direkt in Berührung kommen. Dazu gehören beispielsweise die Treppen und Geländer (Abb. 113). Farben und Materialien werden als unabhängig von der Konstruktion aufgefasst und sind als eigenständiges Gestaltungsmittel zu verstehen.¹⁰¹⁵

„Diejenigen Materialien wurden von uns in den Vordergrund gestellt, die hier ‚zu Hause‘ waren. Farben wurden nicht gewählt um ihrer Farbigkeit willen; sie wurden abgeleitet von und zusammengefügt mit den vorhandenen Tönen der Landschaft und der ‚Farbigkeit‘ dieses Ortes der Jugend.“¹⁰¹⁶

Das Farbkonzept erinnert an das von Otl Aicher für München: Gelb-, Grün-, und Blautöne bestimmen das Bild.¹⁰¹⁷ Der Gelbton unterstützt dabei die Wirkung des einfallenden Lichtes durch das fünfeckige Oberlicht in die Halle und sorgt auch an bewölkten Tagen für ein freundliches Erscheinungsbild. Die waagrecht verlaufenden Stäbe des Galeriegeländers im Obergeschoss sind blau gestrichen. Der Handlauf selbst ist aus Holz gefertigt. Dies entspricht der Vorstellung, natürliche Materialien dort einzusetzen, wo direkter Kontakt zu den Nutzern besteht. Die Fassade zeigt eine Schichtung der Außenhaut (Abb. 114):

¹⁰¹¹ Spieker 2006, S. 147.

¹⁰¹² Vgl. ebd.

¹⁰¹³ Vgl. ebd., S. 149.

¹⁰¹⁴ Ebd.

¹⁰¹⁵ Vgl. ebd.

¹⁰¹⁶ Behnisch & Partner 1974, S. 236.

¹⁰¹⁷ Vgl. Spieker 2006, S. 149.

„Die Fassadenprimärkonstruktion ist aus farbig gestrichenen Stahlprofilen, die außenliegende Zweischeiben-Isolierverglasung mit Neoprene-Anpressleisten aus Aluminium gewählt. Im Obergeschoss sind die schrägliegenden Oberlichter der erkerähnlichen Blumenfenster mit einer Thermolux-Sonnenschutzverglasung ausgestattet.“¹⁰¹⁸

Zudem wird eine Metallstab-Konstruktion genutzt, an der die Sonnenmarkise befestigt ist (Abb. 115). Diese bildet eine weitere Schicht. Für den Markisenstoff wurde ein Gelbton ausgewählt. Auch die Metallstab-Konstruktion ist farbig in Gelb und Blau angestrichen. Infolge steigender Schülerzahlen erfolgte 1994 der Bau eines weiteren Gebäudeflügels, der sechs weitere Klassenräume aufnimmt.¹⁰¹⁹

4.4.3 Architekturhistorische Einordnung

Bereits 1969 zweifelten Peters, von Schwarze und Günther an den Tendenzen im Schulbau. Dabei stellten sie insbesondere den fehlenden visuellen Kontakt zur Natur infrage. Das Progymnasium von Behnisch & Partner in Lorch scheint zu den skizzierten Befürchtungen eine Alternative darzustellen. Während andere Schulgebäude der Zeit von der Umgebung abgeschottet wurden, gehen in Lorch Innen- und Außenraum ineinander über. Die Schüler können durch die großen Glasflächen in die Umgebung, die im Tal liegende Stadt und die umliegende Landschaft blicken. Auch die zentrale Halle wird durch ein fünfeckiges Oberlicht natürlich belichtet. Die Schüler sind dadurch mit den verschiedenen Tages- und Nachtzeiten, den Witterungseinflüssen und dem Wechsel der Jahreszeiten konfrontiert. Die auch von Kreidt, Pohl und Hegger kritisierte Zweckrationalität anderer, gleichzeitig entstandener Schulen findet sich beim Progymnasium nicht. „Eine Schule ist keine Fabrik“¹⁰²⁰ heißt ein Beitrag des Architekturbüros, der dem Progymnasium in Lorch gewidmet ist und scheinbar programmatisch zu verstehen ist. Auch in der Forschungsliteratur interpretiert man das Progymnasium als „[...] demonstrativen Gegenentwurf zu den ‚Lernfabriken‘ à la Tagesheimgymnasium Osterburken[...].“¹⁰²¹

Hatte man in den 1950er Jahren im Rahmen der Schulbautagungen und den zahlreichen Schulbaubüchern noch den Kontakt der Schüler zur Natur als wesentlich empfunden, galten diese Ansichten nun als überholt. Auch die Berücksichtigung des kindlichen Maßstabs wurde nun nicht mehr diskutiert, die Freiluft-erziehung und die aufgelockerte Bauweise entsprachen nun nicht dem Zeitgeist.

Ursprünglich hatte man sich, einhergehend mit den konzeptionellen Veränderungen im Schulbau, Verbesserungen erhofft. Die Ganztagschule sollte die Chancengleich-

¹⁰¹⁸ Ebd.

¹⁰¹⁹ Vgl. ebd., S. 150 f.

¹⁰²⁰ Behnisch & Partner: Eine Schule ist keine Fabrik. In: db Deutsche Bauzeitung (1974) 3, S. 232-237.

¹⁰²¹ Lange 2003, S. 75.

heit aller ermöglichen. Die Abschaffung des Fachklassensystems sollte die Voraussetzung für verschiedene Unterrichtsmethoden bieten. Dennoch verdeutlichte bereits Lothar Juckels Vortrag anlässlich der Schulausstellung 1967 in Dortmund, dass die Architekten Bauten entwickeln mussten, die die sich wandelnden Erkenntnisse der Pädagogik berücksichtigen sollten. Insofern blieb eine Festlegung auf konkrete Raumbedürfnisse zunächst offen.

In Osterburken und Weinheim wurden beispielsweise Modellschulen errichtet, um die neuen konzeptionellen Forderungen an den Schulbau umzusetzen. Doch schon zu Beginn der 1970er Jahre verstärkte sich die Kritik an den entstandenen Großschulen. Vor allem durch die Zusammenlegung der drei Schulzweige wurden sehr große Schulgebäude notwendig. Der Schüler als Individuum spielte in einem solchen großmaßstäblichen Bau keine zentrale Bedeutung mehr. Behnisch & Partner kritisierten daher:

„Fraglich erscheinen uns einige, zur Zeit der Planung von Schulgebäuden geltende Prinzipien. Gemeint sind hier Prinzipien, wie sie der Planung von Produktionsvorgängen zugrunde gelegt werden – also technokratische Prinzipien, die die Gestalt vieler Schulbauten dieser Jahre prägen – zu aller Nachteil, wie wir meinen.“¹⁰²²

Demgegenüber stand die Haltung Behnischs und seines Teams:

„Eine Schule ist ein Ort, an dem die Jugendlichen sich selbst und ihren Platz in der Welt finden können. Es kann also nicht gleichgültig sein, wie dieser Platz aussieht. Heiter und ernst, geordnet und ungeordnet, individuell und eingefügt ins Ganze..., hier muß das richtige Maß gefunden werden.“¹⁰²³

Diese Haltung kann anhand zahlreicher Merkmale des Lorcher Progymnasiums nachvollzogen werden. Dazu gehört unter anderem die Differenzierung von Materialien und Farben. Natürliche Materialien kommen etwa dort zum Einsatz, wo die Nutzer direkt mit diesen in Kontakt kommen. Gerd Kähler argumentiert, dass das Besondere am Progymnasiums in Lorch weniger die „formale Prägung“¹⁰²⁴ ist, sondern „[...] die ablesbare Haltung, Schule könne mehr sein als nur ein Lern-Ort: nämlich ein Lebensort.“¹⁰²⁵ Dies impliziert auch die Förderung des sozialen Miteinanders. Daher nimmt die Halle eine zentrale Bedeutung ein. Die Anordnung der Gebäudeteile um ein Zentrum wird in der Forschungsliteratur unter anderem als Bezug zu den Bauten Rolf Gutbrods aufgefasst.¹⁰²⁶ Doch auch Juckel wies 1967 im Rahmen der 2. Internationalen Schulausstellung in Dortmund auf die Halle als soziales Zentrum einer Schule hin. Nicht nur in

¹⁰²² Behnisch & Partner 1974, S. 263.

¹⁰²³ Behnisch 1992b, S. 83.

¹⁰²⁴ Kähler, Gert: Der Sinn der Leichtigkeit. Das Architekturbüro Behnisch und Partner demonstriert im schwäbischen Lorch, wie human Schularchitektur im Idealfall sein kann. In: Süddeutsche Zeitung (14./15. August 2004), S. 15.

¹⁰²⁵ Ebd.

¹⁰²⁶ Vgl. Dongus 2002, S. 88-90; vgl. Spieker, Elisabeth: „Es muss doch nicht unbedingt immer ein Haus werden!“. Rolf Gutbrods Spuren im Werk von Günter Behnisch. In: Philipp 2011, S. 122-139, S. 134.

diesem Punkt finden sich, trotz der genannten Unterschiede, Parallelen zur zeitgenössischen Schulbaudiskussion. Durch die fünfeckigen Klassenräume waren vielfältige Unterrichtsmöglichkeiten möglich. Der Forderung nach Flexibilität und Variabilität entsprach gleichsam die Möglichkeit, die nur durch Trennwände abgeschlossenen Klassenräume zur Halle oder den anderen Klassenräumen zu öffnen. Der im Arbeitskreis Schulhaus- und Sportstättenbau des Kultusministeriums Baden-Württemberg formulierte Ausbau von Fachräumen und deren Konzentration zu Raumgruppen entsprach der Bau eigener Gebäudeflügel, die diese aufnehmen. Ebenso zeitgemäß war die vorwiegende Verwendung von industriell vorgefertigten Produkten. Innerhalb des Werkes und auch im Kontext der Schulbauentwicklung zeichnete sich dennoch ein eigenständiger Weg des Architekturbüros ab.

„Wir haben festgestellt, daß die tagesaktuellen Prinzipien, nach denen Schulen gebaut werden, auf ihren tatsächlichen bleibenden Gehalt reduziert, sich mühelos in das Ganze einfügen lassen. So geben sie Überlegungen Platz, die vielleicht nicht so offen liegen, die aber nicht weniger wichtig sein müssen. [...] Eine andere, nicht vorrangig funktionalistische Ordnung kann so entstehen. Jedes Teil ist dabei funktional, räumlich, qualitativ, gestalterisch vom Ganzen her bestimmt und im Gesamtgefüge platziert und mit dessen Teilen verknüpft.“¹⁰²⁷

„Die Realschule von 1973 [...] wurde zum Vorbild für eine ganze Auffassung vom Schulbau. Sie wurde aber auch prägend für den Ort selbst [...].“¹⁰²⁸ Nur wenige Jahre später folgte der Bau der Hauptschule in direkter Nachbarschaft zum Progymnasium.

¹⁰²⁷ Behnisch & Partner 1974, S. 236.

¹⁰²⁸ Kähler 2004, S. 15.

5 Zitierfreude und formale Experimente – *Postmoderne* und *Dekonstruktivismus*

5.1 Architektur und Städtebau (1980-1989)

Seit Mitte der 1970er Jahre hatten Behnisch & Partner nur noch wenige Wettbewerbe gewonnen, sodass sich die Auftragslage zu Beginn der 1980er Jahre verschlechterte. Zudem schieden Fritz Auer und Carlo Weber aus der Architektengemeinschaft aus, um ein eigenes Büro zu gründen.¹⁰²⁹

Die Arbeitsschwerpunkte Günter Behnischs und seines Teams verlagerten sich ab Mitte der 1980er Jahre, wie die zunehmenden Beteiligungen an Wettbewerben für Büro- und Verwaltungsbauten belegen.¹⁰³⁰ Die schwierige Auftragslage wurde in der Forschungsliteratur mit dem Verweis auf einen möglichen Zusammenhang mit der zunehmenden Verbreitung der Postmoderne erklärt.¹⁰³¹ Ein weiterer Grund war sicherlich ebenso die Bedarfsdeckung hinsichtlich neuer Schulgebäude seit Mitte der 1970er Jahre. Schulbauprojekte hatten seit den 1950er Jahren einen wesentlichen Schwerpunkt der Architektengemeinschaft dargestellt, sowohl inhaltlich als auch qualitativ. Insofern können darin sowohl Hinweise auf die verschlechterte Auftragslage als auch die Hinwendung zu anderen Bauaufgaben gesehen werden. Dennoch konnten die Architekten mit dem Auftrag für die Hauptschule „Auf dem Schäfersfeld“ in Lorch die Gelegenheit wahrnehmen, diejenigen Ansätze weiterzuentwickeln, die bereits bei dem Progymnasium in Lorch erprobt wurden.

Die Arbeitsweise im Büro hatte sich infolge der Erkenntnisse verändert, die man aus der Planung der Olympiaanlagen in München gewonnen hatte. Für den Entwurf fanden neben den Wünschen und Anforderungen der Bauherren auch die Ideen der zahlreichen, meist jungen Mitarbeiter Berücksichtigung. Damit löste man sich von hierarchischen Bürostrukturen. Man bildete Projektgruppen innerhalb des Büros, die autonom innerhalb der übergeordneten Bürostruktur agierten. Eine Projektgruppe betreute alle Leistungsphasen und war somit bis zur Fertigstellung verantwortlich. Für die Minimierung des Risikos, das die Arbeit mit vielen jungen und unerfahrenen Mitarbeitern mit sich brachte, wurde den Projektgruppen jeweils ein Partner zur Seite gestellt.¹⁰³² Günter Behnisch lenkte die Arbeit übergeordnet, sodass die Mitarbeiter frei und eigenverantwortlich arbeiten konnten. Insofern gab es auch keine gestalterischen

¹⁰²⁹ Vgl. Spieker 2006, S. 196.

¹⁰³⁰ Vgl. ebd., S. 232.

¹⁰³¹ Vgl. ebd., S. 196.

¹⁰³² Vgl. ebd., S. 246.

Reglements, die den Mitarbeitern auferlegt wurden; man verständige sich aber auf eine gemeinsame Haltung in Bezug auf Ideen und Ethik. Die Projektleiter und Behnisch begutachteten die Wettbewerbslösungen und regten gegebenenfalls weitere Bearbeitungsmöglichkeiten oder alternative Ansätze an, die man später gegenüberstellte und diskutierte.

Günter Behnisch verfasste in den folgenden Jahren zudem vermehrt Aufsätze und hielt zahlreiche Vorträge. Darin widmete er sich den Erfahrungen seiner praktischen Arbeit. Ebenso flossen Gedanken aus den Schriften Romano Guardinis, Jan Mukarowskys oder Carlo Schmidts ein. Diese dienten der Reflexion und Überprüfung der eigenen praktischen Arbeit. Die Erkenntnisse aus der Vortragstätigkeit und dem Verfassen von Aufsätzen wurden wiederum auf nachfolgende Bauprojekte angewandt.

Für die Arbeitsweise im Büro spielte die Arbeit mit Modellen eine wichtige Rolle. Die zunächst skizzierten Ideen wurden in Arbeitsmodellen umgesetzt, die Veränderungen erlaubten. Dadurch konnten Lösungsansätze innerhalb des Entwurfsprozesses immer wieder überprüft und korrigiert werden.¹⁰³³

1987 endete Günter Behnischs Tätigkeit als Hochschullehrer in Darmstadt.¹⁰³⁴ Im gleichen Jahre wurde in Stuttgart das Hysolar-Forschungs- und Institutsgebäude fertiggestellt.¹⁰³⁵ Dieses Gebäude wurde in der Folge als Beleg für die Zuordnung Behnischs und seiner Mitarbeiter zu jener Tendenz in der Architektur gewertet, die man mit unter dem Begriff *Dekonstruktivismus* subsumierte.¹⁰³⁶

Neben der Staatsgalerie in Stuttgart 1977 nahmen Behnisch & Partner auch am Wettbewerb für die Deutsche Bibliothek 1982 in Frankfurt teil. In beiden Fällen konnte der Entwurf die Jury letztendlich nicht überzeugen. Umso mehr verzeichneten Behnisch und sein Team einen Erfolg, als sie den Auftrag für das Deutsche Postmuseum erhielten. Sie planten damit in unmittelbarer Nachbarschaft zu den Museumsbauten Oswald Mathias Ungers oder auch Richard Meiers, die für eine andere Architekturauffassung standen als jene, die in dieser Zeit das Architekturgeschehen bestimmten.¹⁰³⁷

Der Übergang in das neue Jahrzehnt war gekennzeichnet durch die sich wandelnden politischen Voraussetzungen nach dem Mauerfall. Am Ende eines Planungszeitraums von fast zwanzig Jahren wurde der zentrale Bereich der Bauten des Bundestages 1992 eröffnet. Gleichzeitig bedeute der im gleichen Jahr beschlossene Umzug nach Berlin das Ende der Bonner Republik.¹⁰³⁸

¹⁰³³ Vgl. Spieker 2006, S. 247 f.

¹⁰³⁴ Vgl. ebd., S. 216.

¹⁰³⁵ Vgl. ebd., S. 234.

¹⁰³⁶ Vgl. ebd., S. 241.

¹⁰³⁷ Vgl. ebd., S. 260.

¹⁰³⁸ Vgl. ebd., S. 314.

Eine Veränderung des städtebaulichen Leitbildes in der Bundesrepublik hatte sich bereits Mitte der 1970er Jahre abgezeichnet. In den 1980er Jahren sollte sich die Postmoderne schließlich gänzlich durchsetzen. Die Entwicklung ging zum einem mit dem gesellschaftlichen Wandel als Folge zunehmender Protestbewegungen einher, zum anderen ist sie auf den Einfluss italienischer, deutscher und amerikanischer Architekturkritiker zurückzuführen.¹⁰³⁹

„Der Amerikaner Charles Jencks, der Italiener Paolo Portoghesi und der Deutsche Heinrich Klotz bildeten das Trio der Hebammen, so könnte man sie nennen, das von Mitte der 1970er Jahre bis zur Mitte der 1980er Jahre die Geburt der Postmoderne maßgeblich vorantrieb.“¹⁰⁴⁰

Trotz ihrer Unterschiedlichkeit gingen die wesentlichen Impulse von diesen beiden Gruppen aus: „Zwar besteht zwischen der Hausbesetzerszene und den Verfassern und Vollstreckern der postmodernen Architekturtheorien keine direkte Verbindung (außer vielleicht einem kräftigen Unbehagen an den bestehenden Verhältnissen).“¹⁰⁴¹ Dennoch, so betonte Müller-Raemisch, seien es diese beiden Gruppen gewesen, die die Postmoderne befördert hätten.¹⁰⁴²

Bereits 1870 soll der Begriff *Postmoderne* erstmals verwendet worden sein. In den 1950er Jahren etablierte er sich schließlich in der amerikanischen Literaturtheorie und -kritik. Insbesondere der amerikanische Literaturwissenschaftler Leslie Fiedler und die Schriftstellerin Susan Sontag grenzten die zeitgenössische Literatur von jener der *Klassischen Moderne* ab.¹⁰⁴³ In Bezug auf die Arbeit Fiedlers schreibt Wolfgang Welsch:

„Soziologisch wie semantisch ist [...] eine Doppelstruktur charakteristisch: die Verbindung von elitärem und populärem Geschmack bzw. von Fiktion und Wirklichkeit. Ein postmodernes Werk ist in sich plural, es erfüllt widersprüchliche Erwartungen.“¹⁰⁴⁴

Die Übertragung des Begriffs *Postmoderne* auf die Architektur erfolgte durch den amerikanischen Architekturkritiker Charles Jencks und fand daneben seit 1979 Eingang in die Philosophie.¹⁰⁴⁵

Anlässlich der Ausstellung „Die Revision der Postmoderne“ zum zwanzigjährigen Bestehen des Deutschen Architekturmuseums 2004 in Frankfurt reflektierte der Archi-

¹⁰³⁹ Vgl. Müller-Raemisch 1990b, S. 139.

¹⁰⁴⁰ Branscome/Szacka, S. 18.

¹⁰⁴¹ Müller-Raemisch 1990b, S. 139.

¹⁰⁴² Vgl. ebd.

¹⁰⁴³ Vgl. Welsch, Wolfgang: Was war die Postmoderne - und was könnte aus ihr werden? In: Flagge, Ingeborg/Schneider, Romana (Hg.): Die Revision der Postmoderne. Post-modernism revisited. Berlin 2004 (Ausst.-Kat. Die Revision der Postmoderne. In memoriam Heinrich Klotz, Deutsches Architekturmuseum, Frankfurt am Main 2004), S. 32-39, S. 33.

¹⁰⁴⁴ Ebd.

¹⁰⁴⁵ Vgl. Welsch 2004, S. 33 f.

tekturkritiker Charles Jencks über jene Entwicklung, für die er den Begriff der Postmoderne in den Architekturdiskurs eingebracht hatte:

„Bezog sich die Rede von der Postmoderne auf eine positive kulturelle Bewegung, wie ich behaupte, oder auf einen negativen gesellschaftlichen Zustand, wie Frederic Jameson später, 1983, in seinem Aufsatz *Postmoderne – Zur Logik der Kultur im Spätkapitalismus* schreiben würde? Handelte es sich um eine Form der Ultra- oder Extrem-Moderne, um die Logik von Nihilismus plus Konsumismus, wie viele französische und amerikanische Autoren auf der Linken annahmen? Oder war die Postmoderne die von Architekten, Künstlern und Schriftstellern gewählte Strategie, um mit entgegengesetzten Geschmackskulturen, hohen und niedrigen Wahrnehmungscodes umzugehen? Im Rückblick scheint die Antwort klar: Sie war beides!“¹⁰⁴⁶

Das Anfangsstadium der Postmoderne datiert Jencks auf die Zeitspanne zwischen 1960 und 1972. Er führt dazu die Publikation Jane Jacobs' „The Death and Life of Great American Cities“ aus dem Jahr 1961 auf, die eine erste Kritik gegen den „reduktiven Modernismus“¹⁰⁴⁷ gewesen sei:

„In dieser ersten Phase der Postmoderne – angetrieben durch eine Gegenkultur mit ihren Truppen aus Betroffenen-Planern, Feministinnen, Black-Power-Enthusiasten und Minderheiten jedweder Art – wurde die Moderne als Repräsentantin der Macht angesehen, einer blassen, kommerzialisierten Mittelklasse und Bürokratie.“¹⁰⁴⁸

Die Kritik habe seinerzeit dem Umgang mit den Innenstädten – in den USA allen voran dem Bau der minimalistischen Hochhäuser – gegolten, die in den 1950er und 1960er Jahren entstanden sind. Jencks konstatierte in diesem Zusammenhang, dass „Postmoderne“ stets nur ein anderer Ausdruck für kritische Moderne [...]“¹⁰⁴⁹ war und die Kritik von der modernen Bewegung selbst vorgetragen wurde.¹⁰⁵⁰

Auch im deutschsprachigen Raum wurden, wie bereits dargestellt, zu dieser Zeit erste kritische Auseinandersetzungen veröffentlicht. Dazu gehören die Publikationen Wolf Jobst Siedlers und Elisabeth Niggemeyers mit dem Titel „Die gemordete Stadt“ aus dem Jahr 1964 sowie Alexander Mitscherlichs „Die Unwirtlichkeit unserer Städte“ aus dem Jahr 1965. Die Autoren kritisieren darin die Funktionstrennung, den Verlust von Urbanität sowie die zunehmende Verödung der Innenstädte.¹⁰⁵¹ Neben Mitscherlich, selbst Arzt und Psychologe, kamen auch aus den Verhaltens- und Sozialwissenschaften

¹⁰⁴⁶ Jencks, Charles: Die Meta-Erzählung der Postmoderne. In: Flagge 2004, S. 12-31, S. 13.

¹⁰⁴⁷ Ebd., S. 15.

¹⁰⁴⁸ Ebd.

¹⁰⁴⁹ Ebd.

¹⁰⁵⁰ Vgl. ebd.

¹⁰⁵¹ Vgl. Beckmann 2015, S. 155 f.

zunehmend kritische Bewertungen zu den Entwicklungen in Architektur und Städtebau.¹⁰⁵²

Als „zweites Manifest“¹⁰⁵³ benennt Jencks die 1966 von Robert Venturi veröffentlichte Schrift unter dem Titel „Complexity and Contradiction in Architecture“. Diesbezüglich bemerkte der Architekturtheoretiker:

„Ohne tief gehende Analyse stellte Venturi Gebäude verschiedener Zeitalter zusammen, um beispielsweise ‚die Verpflichtung auf das schwierige Ganze‘ darzustellen. Von nun an zog man gern architekturgeschichtliche Werke [...] für die Gegenwart zu Rate.“¹⁰⁵⁴

Jencks äußert sich im Rückblick folglich eher kritisch zu dem Werk Venturis. Er stellt dabei heraus, dass Venturi das historische Bewusstsein der Architekten bestärkt sowie Wege aufgezeigt habe, mit dem Widerspruch zwischen Gebäudefunktion und städtischem Kontext umzugehen. Doch in den 1980er Jahren habe man die Schwierigkeiten erkannt, die die ironischen Anspielungen an den unter Einfluss der genannten Publikation Venturis entstandenen Gebäuden mit sich brachten. Venturi und seine Frau Denise Scott Brown hätten ihre Bezüge zur postmodernen Bewegung jedoch widerlegt.¹⁰⁵⁵ Jencks betonte demgegenüber: „Ihr Einfluss auf die Entfaltung von Ornament, Anspielung und geometrischen Innovationen war wesentlich für die Bewegung. Und wie Umberto Eco später ausführen sollte, war auch die Ironie wesentlich für die Postmoderne.“¹⁰⁵⁶

Venturi selbst betont in seinem einführenden Kapitel, dass mit Vielfalt und Widerspruch in der Architektur keineswegs Willkür gemeint sei:

„Im Gegensatz dazu möchte ich über eine komplexe und widerspruchreiche Architektur sprechen, die von dem Reichtum und der Vieldeutigkeit moderner Lebenserfahrung zehrt, einschließlich der Erfahrungen, die nur in der Kunst gemacht werden.“¹⁰⁵⁷

Erst mit Venturi fand der Begriff der Komplexität wieder Eingang in den Architekturdiskurs, der seinerzeit vor allem in den Naturwissenschaften und der Informatik angewandt wurde.¹⁰⁵⁸ Andrea Gleiniger expliziert in ihrem Aufsatz, der sich der Wiederentdeckung der Komplexität in der Architektur widmet, dass die Vereinheitlichungsstrategie

¹⁰⁵² Vgl. Listl, Mathias: Gegenentwürfe zur Moderne. Paradigmenwechsel in Architektur und Design 1945-1975 (Studien zur Kunst, Bd. 31). 1. Aufl. Köln 2014. Zugl. Diss. Universität Regensburg, Fakultät für Philosophie-, Geschichts- und Gesellschaftswissenschaften, S. 211 f.

¹⁰⁵³ Jencks 2004, S. 16.

¹⁰⁵⁴ Ebd.

¹⁰⁵⁵ Vgl. ebd.

¹⁰⁵⁶ Ebd.

¹⁰⁵⁷ Venturi, Robert: Komplexität und Widerspruch in der Architektur (Bauwelt Fundamente, Bd. 50). Unveränderter Nachdruck, Deutsche Originalausgabe 1978. Gütersloh/Berlin/Basel 2000, S. 23.

¹⁰⁵⁸ Vgl. Gleiniger, Andrea: „Das schwierige Ganze“ oder die (Wieder-)Entdeckung der Komplexität in der Architektur. In: Gleiniger, Andrea/Vrachliotis (Hg.): Komplexität. Entwurfsstrategie und Weltbild (Kontext Architektur). Basel/Boston/Berlin 2008, S. 37-57, S. 44.

gien in Architektur und Städtebau mit dem Bauen für das Existenzminimum ihre soziale und gesellschaftliche Begründung erhielten. Mit dem *International Style* sei schließlich die Bedeutung von Ort und Kontext negiert worden.¹⁰⁵⁹

„Doch je mehr die Komplexität der Lebens- und Funktionszusammenhänge zum Gegenstand der Vereinfachungsstrategien technokratischer Planungsprozesse auf der einen und der Vereinheitlichung durch industrielle Fertigungsprozesse auf der anderen Seite geworden waren, desto sichtbarer wurden ihre Defizite.“¹⁰⁶⁰

Wie bereits dargelegt, zielte das Team X auf die Revision der Leitsätze der CIAM ab. Doch die strukturalistischen Ansätze konnten in der Folgezeit keine weitreichenden Veränderungen herbeiführen, da diese, so Gleiniger, abstrakt blieben.¹⁰⁶¹ Venturi brachte folglich mit seiner Publikation erstmals die Forderung nach Komplexität in den Architekturdiskurs ein, die viele Jahre keine Bedeutung gehabt hatte.

Als zweite Phase der Postmoderne beschreibt der amerikanische Architekturkritiker die Zeitspanne zwischen 1972 und 1978 – jene Zeit, in der der Eklektizismus Eingang in Kunst und Design fand. Als Vertreter eines „radikalen Eklektizismus“¹⁰⁶² in der Architektur verweist Jencks auch auf James Stirling und dessen Entwurf für die Stuttgarter Staatsgalerie aus dem Jahr 1977, die er als eine Kombination verschiedener Stile, von Klassizismus bis Hightech, beschreibt:¹⁰⁶³ „Typischerweise umfassten seine Architektur-Sprachen niedere und höhere Kunstformen – die doppelte Kodierung [...], um unterschiedlichen Schichten der Stadtbevölkerung gerecht zu werden. [...]“¹⁰⁶⁴ Ferner habe Stirling mit dem Stuttgarter Museum die Themen Konflikt und Differenz thematisiert.

1977 erschien Jencks eigenes Werk „The Language of Post-Modern Architecture“. In der zweiten, 1978 auf Deutsch erschienenen Auflage äußert sich Jencks zu dem Begriff der „Doppelkodierung“:

„Der Fehler der modernen Architektur war, daß sie sich an eine Elite richtete. Die Postmoderne versucht, den Anspruch des Elitären zu überwinden, nicht durch Aufgabe desselben, sondern durch Erweiterung der Sprache der Architektur in verschiedene Richtungen – zum Bodenständigen, zur Überlieferung und zum kommerziellen Jargon der Straße. Daher die Doppelkodierung, die Architektur, welche die Elite und den Mann auf der Straße anspricht.“¹⁰⁶⁵

In der dritten Auflage, so erinnerte sich der Architekturkritiker 2005, habe er dem radikalen Eklektizismus Stirlings die Piazza d' Italia von Charles Moore gegenübergestellt,

¹⁰⁵⁹ Vgl. ebd., S. 46.

¹⁰⁶⁰ Ebd.

¹⁰⁶¹ Vgl. ebd., S. 46 f.

¹⁰⁶² Jencks 2004, S. 16.

¹⁰⁶³ Vgl. ebd., S. 18.

¹⁰⁶⁴ Ebd.

¹⁰⁶⁵ Jencks, Charles: Die Sprache der postmodernen Architektur. Die Entstehung einer alternativen Tradition. 2. Aufl. Stuttgart 1978, S. 8.

die ebenfalls eine Collage von Gegensätzen gewesen sei (Abb. 116). Er betont jedoch, dass diese gemeinsam mit den Nutzern, der italienischen Gemeinde von New Orleans, entstanden sei.¹⁰⁶⁶ „Sie erfasste den lokalen Kontext und die vitale Subkultur der temperamentvollen europäischen Einwanderer [...]“¹⁰⁶⁷ Bereits 1999, als die erste Begeisterung für die Postmoderne abgenommen hatte, plädierte Pahl für eine kritische Bewertung der Piazza d'Italia.¹⁰⁶⁸

„Die oberflächliche, formalistische Ansammlung von aus der klassischen Ideenwelt der Antike kopierten und dabei aus dem jeweiligen kanonischen Zusammenhang gerissenen Versatzstücken appelliert sehr vordergründig an die Emotionen der zahlreichen Amerikaner italienischer Abstammung in New Orleans. Eine Provokation der Sentimentalität, die dem Kitsch der röhrenden Hirsche in deutschen Städter-Schlafzimmern (als Erinnerung an verlorenes Naturleben) durchaus vergleichbar ist.“¹⁰⁶⁹

Als weitere wegweisende Publikation der zweiten Phase benennt Jencks „Learning from Las Vegas“ von Robert Venturi, Denise Scott Brown und Steven Izenour aus dem Jahr 1972. Der Architekturkritiker lobt diesbezüglich, dass die Beschäftigung der Autoren mit dem Las Vegas Strip den architektonischen Kurs erweitert hätte, aber zugleich „[...] das Team um Venturi das Symbolische in der Architektur auf den von ihnen so genannten ‚dekorierten Schuppen‘, also den funktionalen Bau mit applizierten Zeichen [reduziert hätten].“¹⁰⁷⁰ Jencks sieht darin die Ursache für die zahlreichen Fehldeutungen: „Unglücklicherweise lernten zu viele Postmodernisten die falschen Lektionen von Las Vegas und produzierten lieber eine Ansammlung von Klischees statt einer resonanzreichen, symbolischen Architektur.“¹⁰⁷¹ Er unterscheidet daher zwischen *Zeichen*, die sachliche Bezüge aufweisen, und *Symbolen*, die metaphorisch und durch ihre assoziativen Bezüge komplex seien.¹⁰⁷²

Das dritte Stadium der Postmoderne datiert Jencks auf die Zeitspanne zwischen 1978 bis 1985. Dazu führt er die I. Architekturbiennale 1980 in Venedig an: „Während dieser Zeit wurde der ironische Klassizismus Venturis, Stirlings und Moores und vieler anderer Architekten direkter und urbaner.“¹⁰⁷³ Jencks kritisiert auch, dass in dieser Phase Probleme infolge der Überproduktion sichtbar wurden, die aus dem Erfolg der Bewegung resultierte.¹⁰⁷⁴ Auch die Internationale Bauausstellung (IBA) in Berlin, die sich über die gesamten 1980er Jahre erstreckte, zählt der Architekturkritiker zu dieser

¹⁰⁶⁶ Vgl. Jencks 2004, S. 18 f.

¹⁰⁶⁷ Ebd., S. 19.

¹⁰⁶⁸ Vgl. Pahl, Jürgen: Architekturtheorie des 20. Jahrhunderts. Zeit-Räume. München 1999, S. 162

¹⁰⁶⁹ Pahl 1999, S. 162-164.

¹⁰⁷⁰ Jencks 2004, S. 19.

¹⁰⁷¹ Ebd.

¹⁰⁷² Vgl. ebd., S. 20.

¹⁰⁷³ Ebd.

¹⁰⁷⁴ Vgl. ebd.

Phase. Er verweist dazu auf Aldo Rossi und seine bereits 1966 veröffentlichte Studie „Die Architektur der Stadt“, die zahlreiche Impulse geliefert habe:

„Die von ihr [der IBA; Anmerk, d. Verf.] beherzigten geschichtlichen Lehren betrafen nicht allein frühere klassische Epochen, sondern auch die historische Typologie der Stadt, ihre Straßen, Plätze, die gefassten öffentlichen Räume und ihre gemeinsame Sprache.“¹⁰⁷⁵

Berlin sollte in den 1980er Jahren zu einem Experimentierfeld der Gegenwartsarchitektur avancieren.¹⁰⁷⁶

Den Beginn des vierten Stadiums der Postmoderne verortet Jencks in die Mitte der 1980er Jahre.¹⁰⁷⁷ Er verweist dazu etwa auf Rob und Léon Krier sowie deren Schwierigkeiten, die sich Ende der 1980er Jahre einstellten: „[...] Sie mussten einerseits von einem reaktionären, im Aufwind befindlichen Traditionalismus abkommen und andererseits vom eigenen, grobschlächtigen Symbolismus abrücken.“¹⁰⁷⁸ In diesem Kommentar zeichnen sich bereits jene Schwierigkeiten ab, die als ursächlich für das Scheitern der Postmoderne zu sehen sind und auf die im Folgenden noch näher einzugehen sein wird.

Doch der Architekturkritiker Jencks geht trotz der zunehmenden Kritik, die in den 1990er Jahren an der Postmoderne geäußert wurde, von ihrer Fortführung aus. Beispielfhaft benennt er das Guggenheim-Museum von Frank Gehry in Bilbao:¹⁰⁷⁹

„Was den Bau besonders postmodern macht – jenseits seiner Bildlichkeit, die ein breites Publikum attraktiv findet, seiner mehrfachen Kodierung und seiner wellenförmigen Krümmungen, jenseits auch seiner Wiederbelebung einer postindustriellen Ökonomie –, ist die Tatsache, dass seine individuelle Ordnung [...] durch den Computer ermöglicht wurde. [...] Der Computer ist das Instrument zum Verständnis der Komplexität in Natur und Gesellschaft [...].“¹⁰⁸⁰

Bevor das Ende und die Fragen nach dem Scheitern der Postmoderne thematisiert werden, wird zunächst auf die Verbreitung der Postmoderne in Westdeutschland eingegangen. Dabei wird insbesondere das Wirken des Kunsthistorikers Heinrich Klotz berücksichtigt. Wie Nikolaus Kuhnert und Anh-Linh Ngo betonen, agierte Klotz weniger in seiner Funktion als Historiker, sondern vielmehr als Akteur innerhalb der deutschen Architekturdiskussion mit dem Ziel der Internationalisierung.¹⁰⁸¹ Ausschlaggebend dafür war die Einschätzung des Kunsthistorikers, dass die deutsche

¹⁰⁷⁵ Ebd., S. 21.

¹⁰⁷⁶ Vgl. Durth/Sigel 2009, S. 609.

¹⁰⁷⁷ Vgl. Jencks 2004, S. 21.

¹⁰⁷⁸ Ebd., S. 22.

¹⁰⁷⁹ Vgl. ebd., S. 23 f.

¹⁰⁸⁰ Ebd., S. 25.

¹⁰⁸¹ Vgl. Kuhnert, Nikolaus/Ngo, Anh-Linh: Die Klotz-Tapes. Das Making-of der Postmoderne. In: ARCH+ 47 (2014), S. 4-7, S. 4.

Architekturdiskussion nicht in Verbindung zum internationalen Diskurs stehe. In diesem Kontext spielte das Museumsufer in Frankfurt, wie im Folgenden dargelegt werden soll, eine bedeutsame Rolle. Klotz, der seinerzeit als Jurymitglied der Museumswettbewerbe fungierte, zielte darauf ab, möglichst viele internationale Architekten für die Museumsprojekte in Frankfurt zu gewinnen.¹⁰⁸²

Der Marburger Kunsthistoriker pflegte seit 1977 Kontakt zu Charles Jencks, der im gleichen Jahr sein Buch „The Language of Post-Modern Architecture“ veröffentlichte. Charles Jencks erinnerte sich in einem Interview, dass er im Rahmen der Eröffnung des Deutschen Architekturmuseums 1984 in Frankfurt gewesen war. Zu diesem Anlass habe er gemeinsam mit Klotz und Oswald Mathias Ungers über die Gründung einer internationalen Gruppe debattiert:¹⁰⁸³

„Ich [Charles Jencks; Anmerk. d. Verf.] erkannte, dass sie das Deutsche Architekturmuseum dazu nutzen wollten, um Debatten auszulösen, und damit hatten sie hundertprozentig recht. Also diskutierten wir über einen neuen CIAM – aber wir hätten es nicht so genannt, wir waren ja Post-CIAM.“¹⁰⁸⁴

Der amerikanische Architekturkritiker bemerkte jedoch rückblickend, dass sich Heinrich Klotz zu spät in die internationalen Architekturdebatten einbrachte.¹⁰⁸⁵

Die Eröffnungsausstellung des neu gegründeten Deutschen Architekturmuseums in Frankfurt stand unter dem Titel „Die Revision der Moderne. Postmoderne Architektur 1960-1980“¹⁰⁸⁶. Im Folgenden sollen die wesentlichen Überlegungen erörtert werden, die im Rahmen dieser Ausstellung diskutiert wurden. Wie bereits dargelegt, war das Thema zu diesem Zeitpunkt keineswegs neu: Robert Venturi und Charles Moore hatten ihre Ansätze seit den 1960er Jahren in den USA verbreitet; in Europa gehörten Aldo Rossi und Oswald Mathias Ungers seit Mitte der 1960er Jahren zu den Vertretern dieser Tendenzen.¹⁰⁸⁷ In der Einleitung des Ausstellungskataloges schreibt der Gründungsdirektor des Deutschen Architekturmuseums:

„In der Architektur, die als die umweltschaffende Gattung der Künste die Bedürfnisse, Wünsche und Ansprüche der Gesellschaft unmittelbar aufnimmt und auch reflektiert, gab es jahrzehntlang einen streng abgesicherten Formen- und auch Verhaltenskanon, der die Kriterien modernen Bauens dogmatisch festlegte. Ein-

¹⁰⁸² Vgl. ebd., S. 5.

¹⁰⁸³ Vgl. Branscome/Szacka 2014, S. 18 f.

¹⁰⁸⁴ Charles Jencks im Interview mit Branscome. Ebd. S. 19.

¹⁰⁸⁵ Vgl. ebd. S. 20.

¹⁰⁸⁶ Der gleichnamige Ausstellungskatalog wurde von Heinrich Klotz, dem Gründungsdirektor des Deutschen Architekturmuseums herausgegeben. Vgl. dazu: Klotz, Heinrich (Hg.): Revision der Moderne. Postmoderne Architektur 1960-1980. München 1984 (Ausst.-Kat. Die Revision der Moderne: Postmoderne Architektur 1960-1980, Deutsches Architekturmuseum, Frankfurt a. M. 1984).

¹⁰⁸⁷ Vgl. ebd., S. 11.

zelle dieser Glaubensansätze hatten eine durchschlagende Wirkung und bestimmten schließlich das Aussehen des Landes, der Dörfer und der Städte.“¹⁰⁸⁸

Vor allem die Kritik der Moderne am Ornament bemängelt Klotz in diesem Zusammenhang. So habe nur die Konstruktion nunmehr die Form bestimmt. Daher erinnert er an die historische Architektur, die Bedeutungsinhalte mittels der Fassaden kommunizierte, z. B. im Sinne des Machtausdrucks oder der Würde. „Das Wort ‚Fassade‘ ist uns zum Begriff der Vortäuschung und des Falschen geworden.“¹⁰⁸⁹ Klotz sieht darin zugleich eine Ursache für die Monotonie, die im 20. Jahrhundert die Städte bestimmte. Eine erste, wenngleich aus seiner Sicht nicht erfolgreiche Gegenmaßnahme, sei die plastische Verwendung des Baustoffs Beton gewesen. Die so entstandenen Bauten seien den Dogmen der Moderne dennoch weiterhin verschrieben geblieben. Ferner kritisiert er in diesem Kontext den Umgang mit dem historischen Bestand, sodass die Bauten „[...] durch das Absolutheitsdogma der Moderne zu Abfall wurden.“¹⁰⁹⁰

Heinrich Klotz verweist in seiner Darstellung auf Oswald Mathias Ungers, Josef Paul Kleihues sowie Rob und Léon Krier und ihre Auseinandersetzung mit den Elementen der Stadtbaukunst des 19. Jahrhunderts. In dieser Vorgehensweise sieht er eine wegweisende Möglichkeit, die Probleme der Stadt des späten 20. Jahrhunderts anzugehen, um beispielsweise die Blockrandbebauung gegen die „zerstückte, fragmentierte und in Auflösung begriffene Stadt“¹⁰⁹¹ einzusetzen. Gleichzeitig verweist er in diesem Zusammenhang auf die Ablehnung historischer Bezüge, die die Architektur der Moderne bestimmt habe. Ludwig Mies van der Rohe hätte zwar von Karl Friedrich Schinkel gelernt, jedoch „[...] sich die historischen Vorbildformen so sehr angeeignet und sie der Moderne anverwandelt, daß diese Bezüge nicht mehr als historisierende Differenz sichtbar geblieben sind.“¹⁰⁹²

Mit der „Revision der Moderne“ zielte Heinrich Klotz nun auf eine Überprüfung der Dogmen der modernen Architektur.¹⁰⁹³ Er verfolgt demnach nicht, wie der Begriff „Revision“ bereits andeutet, das Ende der Moderne. Insofern sah Heinrich Klotz, wie Steffen Krämer betonte, in der Postmoderne eine Übergangsphase hin zur *Zweiten Moderne* – ein Begriff, den Klotz in der Folge gebrauchte.¹⁰⁹⁴

„Revision ist der dritte Weg zwischen Konservativismus und Revolution, den wir für den inzwischen bereits zum Schimpfwort gewordenen Begriff der ‚Postmoderne‘ reklamieren möchten. Wir setzten voraus, daß eine Fülle von Errungenschaften

¹⁰⁸⁸ Ebd. S. 7.

¹⁰⁸⁹ Ebd.

¹⁰⁹⁰ Ebd.

¹⁰⁹¹ Ebd., S. 8.

¹⁰⁹² Ebd.

¹⁰⁹³ Vgl. ebd., S. 7.

¹⁰⁹⁴ Krämer, Steffen: Charles Jencks und das Prinzip der Doppel-, Mehr- und Überkodierung (2009). www.kunstgeschichte-ejournal.net/79/1/Kr%C3%A4mer_Charles_Jencks.pdf. [Stand: 14.03.2016].

der Moderne weiterhin gilt, und wir setzten voraus, daß eine Fülle von dogmatisch erstarrten Lehrsätzen der Moderne hinfällig ist. [...] Radikal neu, im scharfen Gegensatz zum Programm der Moderne stehend, ist die Forderung nach einer Architektur, die nicht länger die Abstraktion der reinen stereometrischen Formen proklamiert, sondern statt dessen vielfältige Formen der darstellenden Vermittlung von Inhalten und Botschaften anwendet, das heißt eine Architektur, die beigefügte Formen des Bildhaften und Abbildhaften, des Schmuckes und Ornaments, der Symbole und Zeichen wieder zuläßt.“¹⁰⁹⁵

Beispielhaft umgesetzt sieht Klotz diesen Aspekt bereits seit den 1960er Jahren bei Robert Venturi. Demnach ging dieser bei einem Gebäude von zwei Aufgaben aus: dem Schutz gegenüber den äußeren Witterungsbedingungen und dem Transport von Botschaften mittels der Fassade. Dies gilt auch, wenn das Gebäude nur ein Schuppen ist.¹⁰⁹⁶ Somit fungiert die „[...] Fassade als Bedeutungsträger und Träger der Dekoration (Symbolik) [und] ist ein völlig selbstständiges Element des Bauwerks [...]“¹⁰⁹⁷ Neben Robert Venturi beschreibt Heinrich Klotz Charles Moore als einen der bedeutendsten Vertreter der amerikanischen Postmoderne, deren Vorgehensweise sich jedoch von den Vertretern in Europa unterscheidet.

Zu den Protagonisten der europäischen Postmoderne zählt der Kunsthistoriker vor allem Oswald Mathias Ungers sowie Aldo Rossi. Die Herangehensweise der beiden Architekten beschreibt er wie folgt:

„Vielmehr laden sie die geometrischen Formen, also das gesamte Gebäude und die Gebäudeteile, mit Bedeutung auf, indem sie typologische, das heißt auch historisch vermittelte Eigenschaften der geometrischen Form andichten. Aus der Geometrie entsteht bei *Rossi* und *Ungers* [Hervorhebung im Original] eine Typologie, die zur Gewinnung von Charakteren und zur Veranschaulichung unterschiedlicher Eigenschaften der Bauten eingesetzt wird.“¹⁰⁹⁸

Bei Ungers unterliegt die architektonische Form einer Morphologie, sodass eine Ableitung weiterer Varianten aus dem Urtypus möglich ist – ein Durchgang kann folglich ein Tor oder auch eine Pforte sein. Dabei geht es nicht ausschließlich um die Differenzierung hinsichtlich der Größe, sondern auch des Charakters:¹⁰⁹⁹

„Die Form gewinnt eine neue Aussagekraft, die allein aus ihrer Zweckmäßigkeit heraus ebensowenig erklärt werden kann wie aus der geometrischen Grundform. Die Zufuhr von Inhalten, der Gewinn der Architekturthemen im Gegensatz zu ‚Funktionen‘, unterscheidet diese Architektur wesentlich von der traditionellen Moderne.“¹¹⁰⁰

¹⁰⁹⁵ Klotz 1984, S. 9.

¹⁰⁹⁶ Vgl. ebd.

¹⁰⁹⁷ Ebd.

¹⁰⁹⁸ Ebd., S. 10.

¹⁰⁹⁹ Vgl. ebd.

¹¹⁰⁰ Ebd.

Damit stellen Ungers' Bauten eine bewusste Abkehr von dem *Bauwirtschaftsfunktionalismus* dar, wie Heinrich Klotz die funktionalistische Architektur der vorangegangenen Jahrzehnte betitelte:¹¹⁰¹

„In der Erkenntnis, daß in der Erfüllung der Zwecke nicht auch die Erfüllung des Ästhetischen liegt und daß in der Rückführung der Architektur auf die stereometrischen Elementarkörper nicht das ganze Aussagespektrum der Architektur konzentriert ist, liegt das gemeinsame Revisionsergebnis der Postmoderne.“¹¹⁰²

Trotz der Unterschiede zwischen Aldo Rossi, Charles Moore oder Oswald Mathias Ungers verweist Klotz auf deren Gemeinsamkeiten, denn sie alle hätten das

„[...] Ziel, die symbolischen und typologischen Formen nicht allein vordergründig auf dem Niveau bloßer Information einzusetzen, sondern sie als fiktionalen *Stoff* zu gebrauchen, aus dem das Bauwerk als ein Kunstwerk, als ein Teil des ‚Schönen Scheins‘ wieder möglich wird. Sie haben wesentlichen Anteil am Zustandekommen – nicht eines Gehäuses der *Funktion*, sondern einer erdichteten *Fiktion*.“¹¹⁰³

Neben Charles Jencks und Heinrich Klotz gehört der italienische Architekt Paolo Portoghesi zu den „Geburtshelfern“¹¹⁰⁴ der Postmoderne. Er fungierte als Leiter der ersten Architekturbiennale 1980 in Venedig unter dem Titel „presenza del passato“¹¹⁰⁵. Zwanzig Architekten präsentierten zu diesem Anlass jeweils ihre Entwürfe einer Koje einer dreischiffigen Halle. Zu den Vertretern aus der Bundesrepublik zählten Oswald Mathias und Josef Paul Kleihues.

Dass sich die postmoderne Architektur in den 1980er Jahren in der Bundesrepublik durchsetzen konnte, resultierte zum einen aus den schlechten Zuständen der Innenstädte, zum anderen daraus, dass sich die Kommunen auf werbewirksame Bauprojekte fokussierten, um damit ihre Attraktivität zu steigern. Diese Entwicklung wurde jedoch nicht von allen Architekten befürwortet und so waren diese Jahre durch umfangreiche Debatten gekennzeichnet.¹¹⁰⁶ Ein Problem, das Jürgen Joedicke an der Kritik der modernen Architektur bemängelt, ist, dass nur bestimmte Ausprägungen berücksichtigt wurden:

„Moderne Architektur war nicht nur die *Ville contemporaine* von Le Corbusier, sondern auch Ronchamp und La Tourette, war nicht nur Mies van der Rohe, sondern auch Häring und Scharoun, war ebenso Aalto und Jacobsen, um nur einige wenige Namen zu nennen.“¹¹⁰⁷

¹¹⁰¹ Vgl. ebd., S. 19.

¹¹⁰² Ebd., S. 11.

¹¹⁰³ Ebd., S. 10.

¹¹⁰⁴ Branscome/Szacka 2014, S. 19.

¹¹⁰⁵ Auf Deutsch: Die Gegenwart der Vergangenheit.

¹¹⁰⁶ Sigel/Durth 2009, S. 590 f.; vgl. Pehnt 2005, S. 405.

¹¹⁰⁷ Joedicke 1998, S. 194.

Auch die postmoderne Bewegung selbst wurde schon bald stark kritisiert. So schreibt Pahl von einer „[...] Übergangserscheinung, deren auf Rückwärtsflug eingerichtete, aufgeplusterte, schrillfarbige Schwingen schon bald nicht mehr tragen konnten.“¹¹⁰⁸ Eine Frage ist folglich, was zum Scheitern der Bewegung führte. Christof Ehrlich sieht einen Aspekt in der Bezeichnung selbst. Wie bereits dargelegt, empfand Heinrich Klotz bereits 1984 den Begriff als kritisch. Einen weiteren Punkt sieht er in der mangelnden Nachvollziehbarkeit der Methoden, die zur Anwendung kamen.¹¹⁰⁹

„Durch den Fehler, sich provokant auf ‚griffige‘ Elemente wie Säulen und Tempelmotive zu kaprizieren, verspielten auch durchaus ernst gemeinte Ansätze schnell jedes Vertrauen bei der Architekturkritik, für die Architektur nach wie vor eine gewisse formale Ernsthaftigkeit zeigen musste.“¹¹¹⁰

Dennoch stellt Ehrlich fest, dass sich einige Motive und Haltungen noch in der heutigen Architektur wiederfinden. Der Begriff *Postmoderne* würde durch die Architekten in Bezug auf ihr Schaffen jedoch vermieden, um möglichen Diskussionen zu entgehen.¹¹¹¹

Simone Kraft hat dargelegt, dass noch in den 1980er Jahren, als die *postmoderne* Architektur das Baugeschehen wesentlich bestimmte, der Wunsch nach alternativen Tendenzen deutlich wurde.¹¹¹² Auch Joedicke hatte 1999 auf die vielfältigen Architekturtendenzen hingewiesen. Dennoch bemerkte er, dass diese Tendenzen voreilig mit definitorischen Begriffen belegt werden würden, beispielsweise *Dekonstruktivismus*.¹¹¹³ Der Begriff wurde aus der Philosophie und Literaturwissenschaften adaptiert, wo er bereits seit den 1960er Jahren Verwendung fand. Der Begriff geht auf den Philosophen Jaques Derrida zurück. Obwohl man sich des Terminus *Dekonstruktion* in den 1980er Jahren auch vermehrt in Bezug auf die Architektur bediente, gab es dennoch keine einheitliche Auffassung, was der Begriff in diesem Zusammenhang bedeuten sollte.¹¹¹⁴

Unter dem Titel „Deconstructivist Architecture“ fand schließlich vom 23. Juni bis zum 30. August 1988 eine Ausstellung im Museum of Modern Art in New York statt, in der die Arbeiten von sieben Architekten präsentiert wurden: Peter Eisenman, Frank O. Gehry, Zaha Hadid, Rem Koolhaas, Daniel Libeskind, Bernhard Tschumi sowie Coop

¹¹⁰⁸ Pahl 1999, S. 183.

¹¹⁰⁹ Vgl. Ehrlich, Christof: Architektur als symbolische Form. Die postmoderne Architektur Robert Venturis und Charles Moores als Erkenntnisgegenstand (Ex architectura, Bd. 15). Hamburg 2015. Zugl. Diss. Brandenburgische Technische Universität Cottbus, S. 17.

¹¹¹⁰ Ebd., S. 18.

¹¹¹¹ Vgl. ebd., S. 20.

¹¹¹² Vgl. Kraft 2015, S. 10.

¹¹¹³ Joedicke 1998, S. 223.

¹¹¹⁴ Vgl. Kraft 2015, S. 11.

Himmelblau.¹¹¹⁵ Ergänzt wurden die zeitgenössischen Arbeiten der genannten Architekten durch die Ausstellung von Werken der russischen Avantgarde.¹¹¹⁶

Die Ausstellung wurde von dem neuseeländischen Architekten Mark Wigley sowie Philip Johnson kuratiert. Letztgenannter hatte zuvor viele Jahre die Architektur- und Designabteilung des MoMA geleitet. Seine erste große, im MoMA organisierte Ausstellung mit dem Titel „Modern Architecture“ hatte er seinerzeit zur Etablierung des *International Style* maßgeblich beigetragen.¹¹¹⁷ Die Ausstellung von 1988 verfolgte, so Johnson, aber andere Ziele. Im Vorwort des Ausstellungskatalogs verwies er darauf, dass es bei der Ausstellung damals um die Suche nach einem neuen architektonischen Stil gegangen sei. Dies wäre bei der Ausstellung 1988 nun kein Anliegen mehr.¹¹¹⁸ So betont Johnson:

„Diese Ausstellung verfolgte keine solchen Ziele. [...] Dekonstruktivistische Architektur ist kein neuer Stil. Wir nehmen für ihre Entwicklung nichts von der messianischen Inbrunst der modernen Bewegung, nichts von der Ausschließlichkeit dieser katholischen und kalvinistischen Sache in Anspruch. Dekonstruktivistische Architektur stellt keine Bewegung dar; sie ist kein Glaubensbekenntnis. Sie ist nicht einmal ‚sieben Architekten‘“¹¹¹⁹.

Nichtsdestotrotz trug die Ausstellung in der Folge maßgeblich zur Etablierung des Begriffs in der Fachwelt bei. Der Ausstellungstitel und die damit verbundene Auswahl der Architekten sind jedoch kritisch zu beurteilen, da beide Kuratoren die Beiträge der Architekten vor allem im Hinblick auf formal-ästhetische Kriterien zusammenstellten. Dies führte dazu, dass die Vielschichtigkeit der architektonischen Ansätze weitestgehend unberücksichtigt bleiben musste. Diese vereinfachte Sichtweise wurde dennoch vielfach übernommen.¹¹²⁰ So fasst Simone Kraft zusammen:

„[...] der Begriff „dekonstruktivistisch“ wird in vielen Texten, auch Fachpublikationen als Synonym für ‚schräg gebaut‘ gebraucht. [...] Diese Auffassung wird jedoch weder dem Denken der philosophischen Dekonstruktivisten gerecht, noch trägt sie dem komplexen Architekturverständnis der sieben ausgestellten Baukünstler Rechnung.“¹¹²¹

¹¹¹⁵ Die Schreibweise von Coop Himmelblau wurde 1990 verändert in Coop Himmelb(l)au. Vgl. dazu: Kraft 2015, S. 9, Fußnote.

¹¹¹⁶ Vgl. ebd., S. 23.

¹¹¹⁷ Vgl. ebd., S. 10.

¹¹¹⁸ Vgl. Johnson, Philip: Vorwort. In: Johnson, Philip/Wigley, Mark (Hg.): Dekonstruktivistische Architektur. Stuttgart 1988, S. 7-9. Der Originaltitel im Englischen lautet: Johnson, Philip, Wigley, Mark: Deconstructivist Architecture. New York 1988 (Ausst.-Kat. Deconstructivist Architecture, Museum of Modern Art, New York 1988), S. 7-9, S. 7.

¹¹¹⁹ Ebd.

¹¹²⁰ Vgl. Kraft 2014, S. 11 f.

¹¹²¹ Kraft 2015, S. 12; So schreibt Gert Kähler: Das alles überragende ästhetische Moment der Architektur des Dekonstruktivismus ist das Schräge.“ Kähler, Gert: Schokolade ja, aber Edelbitter. Dekonstruktivismus, Maschine und Utopie. In: Kähler, Gert (Hg.): Dekonstruktion? Dekonstruktivismus? Aufbruch ins Chaos oder neues Bild der Welt? (Bauwelt-Fundamente). Braunschweig/Wiesbaden 1991, S. 13-37, S. 13.

Zugleich betonte Kraft, dass sich die Auswahl der gezeigten Architekten im Hinblick auf den formal-ästhetischen Ansatz der Ausstellung nicht nachvollziehen lasse, denn das Werk der sieben Architekten zeige in Bezug auf die Formensprache große Unterschiede.¹¹²² Eine Frage, die sich in diesem Zusammenhang stellt, ist der Ursprung des Ausstellungstitels. Wigley widerlegte einen Bezug des Ausstellungstitels zur Philosophie Derridas. Stattdessen verwies er auf den Konstruktivismus und dessen Negation durch das Präfix zum *De-Konstruktivismus*.¹¹²³ So schreibt Wigley: „Man kann die Projekte dekonstruktivistisch nennen, weil sie aus dem Konstruktivismus schöpfen und doch eine radikale Abweichung von ihm darstellen.“¹¹²⁴ Der Begriff *Dekonstruktivismus* war seinerzeit keineswegs neu. Die Kuratoren selbst haben seinen Ursprung nicht offengelegt.¹¹²⁵ Joseph Giovanni, währenddessen Architekturkritiker der New York Times, verwies darauf, dass die Wortschöpfung auf ihn zurückgehe und ein Zusammenspiel von „deconstruction“ und „constructivism“ sei. Der Architekturkritiker erklärte, dass er eine Publikation zu den zeitgenössischen Architekturtendenzen unter diesem Titel geplant habe, die jedoch nicht zustande gekommen sei. Obwohl der Ursprung der Wortschöpfung heute nicht mehr nachgewiesen werden kann, weiß man, dass Giovanni am Planungstreffen zur Ausstellung beteiligt war und damit gegebenenfalls Johnson zu diesem Titel inspiriert haben könnte. Darüber hinaus war der Begriff *Dekonstruktion* seit den 1970er Jahren stark verbreitet und findet sich nicht nur in der Philosophie, wo er von Derrida geprägt wurde, sondern auch in den Rechtswissenschaften und der Kunsttheorie.

Die Anwendung des Begriffs auf die Architektur erfolgte erstmals zu Beginn der 1980er Jahre. Eine Auseinandersetzung mit der Philosophie Derridas und Kontakt zu diesem hatten vor der Ausstellung nur Peter Eisenman und Bernard Tschumi. Der Begriff *Dekonstruktion* wurde bereits vor der New Yorker Ausstellung kontrovers diskutiert – eine einheitliche Interpretation gab es allerdings nicht.

Bereits im März 1988 fand in London ein Symposium unter dem Titel „Deconstruction in Art and Architecture“ statt. Hierbei wurde jedoch nicht der Begriff *Dekonstruktivismus*, sondern *Dekonstruktion* und *Dekonstruktionismus* verwendet.¹¹²⁶ Simone Kraft trägt in ihrer Dissertation daher zur Differenzierung der Begriffe bei:

„Während der *Dekonstruktionismus* und *dekonstruktionistisches* Vorgehen an Derridas Denken der *Dekonstruktion* angelehnt sind, verweist die Bezeichnung

¹¹²² Vgl. Kraft 2015, S. 14.

¹¹²³ Vgl. ebd., S. 41.

¹¹²⁴ Wigley, Mark: *Dekonstruktivistische Architektur*. In: Johnson/Wigley 1988, S. 10-20, S. 16.

¹¹²⁵ Kraft 2015, S. 41,

¹¹²⁶ Vgl. ebd., S. 42-44.

Dekonstruktivismus und dekonstruktives Gestalten auf ein zwar von dieser Philosophie beeinflusstes, aber eigenständig weiterentwickeltes Denken.“¹¹²⁷

Die New Yorker Schau wurde trotz des bescheidenen Umfangs von der Presse mit einem großen Echo aufgenommen, was vor allem der Beteiligung Philip Johnsons zuzuschreiben ist.¹¹²⁸ Obwohl es durchaus kritische Stimmen gab, wünschte man sich, mit der Ausstellung eine Alternative zur postmodernen Architektur zu erhalten oder gar eine Abwendung zu vollziehen.¹¹²⁹ Obwohl Johnson die Begründung eines neuen Stils verneinte, zeigten die Besprechungen in den Medien das Gegenteil, denn der Dekonstruktivismus wurde vielfach als neue Strömung oder gar Baustil gedeutet.¹¹³⁰

Trotz der großen Unterschiede zwischen dem Werk der sieben Architekten können Gemeinsamkeiten festgestellt werden. Verbindendes Element ist die Suche nach und Etablierung von neuen Entwurflösungen. Alle beteiligten Architekten lehnten zudem die seinerzeit präsenten eklektizistischen Tendenzen ab.¹¹³¹ Dennoch betonte Kraft:

„Trotz ihrer ausdrücklichen Kritik an den historisierenden Architektur Tendenzen ihrer Zeitgenossen erweist sich das Schaffen der sieben Baukünstler [...] im postmodernen Denken verwurzelt. Sie beschäftigen sich mit Themen und Fragestellungen, wie sie zu jener Zeit aktuell sind, und entwickeln eigene Lösungsansätze.“¹¹³²

So sei erneut darauf hingewiesen, dass Charles Jencks auch Frank Gehry in der Fortführung der Postmoderne gesehen hatte.¹¹³³

Günter Behnisch, dessen Bauten in der Folge als *dekonstruktivistisch* eingeordnet wurden, schrieb dazu:

„Dekonstruktivismus, ein Begriff nun für die Architektur, unscharf einerseits (man ist erstaunt, was sich unter diesem Dach alles versammelt), ausreichend deutlich andererseits (man hat sich wohl geeinigt bezüglich der Tendenzen, welche gemeint sind). Tendenzen, und nicht das Ganze. Ein Moment (von vielen) wird mit solch einem Begriff ins Zentrum gerückt.“¹¹³⁴

Wie bereits dargestellt, lässt sich diese Kritik nachvollziehen, wenn man bedenkt, dass die Arbeiten der in New York unter diesem Begriff zusammengefassten Architekten bereits untereinander stark differierten. Günter Behnisch, der mit seinen Bauten selbst nicht in New York vertreten war, übte große Bedenken an der Zuordnung seiner Bauten zum *Dekonstruktivismus*. Diese Meinung teilte auch Joedicke: „Mit Tschumis theoretischem Ansatz hat Günter Behnisch wenig gemeinsam. Der Vergleich beider Architek-

¹¹²⁷ Ebd., S. 49.

¹¹²⁸ Vgl. ebd., S. 56.

¹¹²⁹ Vgl. ebd., S. 58.

¹¹³⁰ Vgl. ebd., S. 65.

¹¹³¹ Vgl. ebd., S. 327.

¹¹³² Ebd., S. 331.

¹¹³³ Vgl. Jencks 2004, S. 25.

¹¹³⁴ Behnisch, Günter: Dekonstruktivismus? In: Kähler 1991, S. 93-104, S. 93.

ten macht noch einmal deutlich, wie problematisch Klassifikationen sein können.“¹¹³⁵ Welchen Einfluss die skizzierten Architektur Tendenzen auf das Schaffen der Stuttgarter Architektengemeinschaft tatsächlich hatten, soll im Folgenden anhand der jeweiligen Bauten weitergehend erörtert werden.

5.2 Hauptschule „Auf dem Schäfersfeld“, Lorch (1978-1982)

5.2.1 Das Ende des Schulbau-Booms – die 1980er Jahre

„Seit Jahren schon pfeifen die Spatzen von den Dächern der Mammutschulen ihr garstiges Lied vom Ende des Schulbaus, und all die kleinen wie großen Architekten und Politiker stimmen in diesen Abgesang ein. Die Architekten ganz traurig – denn für sie ist vieles zu Ende -, die von der Politik eher froh – denn wo wenig zu tun ist, kann auch nicht viel falsch gemacht werden, vom Geld mal ganz abgesehen.“¹¹³⁶

Seit Mitte der 1970er Jahre war der Bedarf an neuen Schulbauten weitestgehend gedeckt, der Schulbau-Boom beendet. Ferner war die Geburtenrate in Folge des Pillen-Knicks gesunken, sodass auch zukünftig kein Mehrbedarf an weiteren Schulneubauten zu erwarten war. Bei den wenigen Schulbauten, die in der Folge neu gebaut wurden, wandte man sich von den Großstrukturen der späten 1960er und frühen 1970er Jahre ab. Die „Schule als Fabrik“, die damit verbundene Rationalität und Technizität galten als überholt.¹¹³⁷

„Statt großmaßstäblicher ‚Sozialisationsagenturen‘ wünschten sich viele fortschrittliche Pädagogen und Architekten nun Schulen, in denen ‚normale‘ Bedingungen herrschen, solche, wie man sie zum Beispiel von zu Hause her kennt.“¹¹³⁸

Dem entsprach auch die Verwendung des Baustoffs Holz, der in den späten 1960er und frühen 1970er Jahren weitestgehend aus dem Schulbau verdrängt worden war und nun wiederum Eingang in die Schulhausarchitektur fand.¹¹³⁹ Im Fokus der Neubauplanungen stand nun der Schüler als Individuum mit seinen Bedürfnissen.¹¹⁴⁰

Gerhard Arneth, Christoph Köhler und Manfred Scholz vom Schulbauinstitut der Länder in Berlin berichteten 1984 in einem Beitrag der Bauwelt, dass zwischen 1980 und 1982 nach Auskunft des Statistischen Bundesamtes pro Jahr eine Millionen Quadratmeter Schulfläche neu geschaffen wurden. Demgegenüber explizierten die Zuständigen vom Schulbauinstitut der Länder, dass dies keineswegs ein Beleg für einen erneu-

¹¹³⁵ Joedicke 1999, S. 230.

¹¹³⁶ Arneth, Gerhard/Köhler, Christoph/Scholz, Manfred: Die unendliche Geschichte des Schulbaus. In: Bauwelt (1984) 7, S. 236-237, S. 236.

¹¹³⁷ Schmucker 2012, S. 268.

¹¹³⁸ Cuadra, Manuel: Planen und Bauen: Meine Schule. Ein Werkstattbuch mit Anregungen und Anleitungen für baulustige. Stuttgart/Düsseldorf/Leipzig 1998, S. 84.

¹¹³⁹ Schmucker 2012, S. 268.

¹¹⁴⁰ Cuadra 1998, S. 84.

ten Neubauboom sei, sondern dass es sich vor allem um Ersatzbauten handeln würde. Als wesentliche Aufgabe für die Zukunft benannten sie die Instandsetzung bestehender Gebäude, sowohl in Bezug auf die Bautechnik als auch hinsichtlich der Anpassung an die zeitgemäßen Unterrichtsanforderungen. Ebenso plädierten sie dafür, die Schulen wohnlicher zu gestalten, um die Aggressionsbereitschaft seitens der Schüler zu minimieren. Dabei kritisierten sie, dass bisher Wohnlichkeit in Schulgebäuden mittels Materialwahl und Farbgebung nur bei Sonderschulen Berücksichtigung gefunden habe.¹¹⁴¹

Ein ähnliches Bild für die internationale Situation des Schulbaus schilderte Hille rückblickend:

„In the 1980s, as enrollment in schools continued to decline, the pace of new school construction slowed dramatically, and in many places stopped altogether. Aging facilities from the 1940s and 1950s were now in need of renovation or replacement.“¹¹⁴²

Zwischen der einsetzenden Kritik am Schulbau der 1970er Jahre und den beginnenden 1980er Jahren sollten folglich keine wegweisenden Neubauten entstehen, die die Schulbauentwicklung im Allgemeinen und den Bau der Hauptschule „Auf dem Schäfersfeld“ in Lorch im Besonderen beeinflussen sollten. Vielmehr erwies sich der Bau von Behnisch & Partner selbst auch international als vorbildlich, wie im Folgenden dargelegt werden soll.

5.2.2 Baugeschichte und -beschreibung

Dem Progymnasium „Auf dem Schäfersfeld“ folgte 1975/76 der Bau einer Sporthalle nach dem Entwurf von Behnisch & Partner. Zwei Jahre nach dem Abschluss der Bauarbeiten hegte die Stadt Lorch Ambitionen, das Schäfersfeld um den Bau einer Hauptschule zu ergänzen. Der Neubau war aus zweierlei Gründen dringend erforderlich: Zum einen hatte der Unterricht bis zu diesem Zeitpunkt in drei verschiedenen Schulgebäuden stattgefunden, da man mit der örtlichen Grundschule organisatorisch zusammengeschlossen war. Zum anderen stammten zwei der Schulgebäude aus dem 19. Jahrhundert und entsprachen damit nicht mehr den zeitgemäßen Anforderungen für den Unterricht. Aus diesem Anlass wandte sich die Stadt Lorch 1978 an das Oberschulamt, um auf die beschriebene Situation hinzuweisen. Die Zustimmung der Schulhauskommission für einen Neubau folgte nach umfangreichen Prüfungen. Im November desselben Jahres erfolgte der Beschluss für das Bauprojekt durch den Gemeinderat. Der Neubau sollte wie bereits das Progymnasium auf dem Schäfersfeld errichtet werden. Mit dem Projekt wurde Behnisch & Partner nur eine Woche nach dem Beschluss des Gemeinde-

¹¹⁴¹ Vgl. Arneth/Köhler/Scholz 1984, S. 236.

¹¹⁴² Hille, R. Thomas: Modern Schools. A Century of Design for Education. Hoboken 2011, S. 203.

rates durch den Bürgermeister und die Stadträte direkt beauftragt. Die Vorstellung der Entwürfe im Gemeinderat fand am 21. Juni 1979 statt, sodass die Ausarbeitung der Werk- und Detailpläne bereits im Folgemonat an Behnisch & Partner vergeben werden konnte. Das neue Schulgebäude wurde nach zweijähriger Bauzeit am 17. Dezember 1982 eingeweiht.¹¹⁴³

Die Tatsache, dass der Auftrag für die Planung erneut an das Stuttgarter Architekturbüro ging, verwundert nicht: Sowohl das Progymnasium als auch die Sporthalle erhielten in der Fachwelt viele positive Kritiken, sodass Pädagogen und Architekten aus dem In- und Ausland kamen, um das Progymnasium zu besichtigen. Daher war es folgerichtig, dass Behnisch & Partner auch das Gebäude der Hauptschule entwerfen sollten. Für die Architekten bedeutete dies, dass das Hauptschulgebäude dem Progymnasium als qualitative Referenz dienen musste. Dem entsprach die Vorstellung, dass im Zentrum des Baus erneut eine Halle als Treffpunkt zwischen Schülern und Lehrern oder als Veranstaltungsort stehen sollte.¹¹⁴⁴

Die Schule setzt sich aus drei Baukörpern zusammen, die entlang des abfallenden Geländes angeordnet sind. Räumlicher und organisatorischer Mittelpunkt ist das zweigeschossige Hauptgebäude, das die Klassenzimmer aufnimmt. Der Grundriss basiert auf einem gleichseitigen Dreieck, dessen Spitze nach Süden zeigt und sich damit zum einen an der Sonne orientiert, zum anderen in Richtung Remstal mit der Stadt Lorch ausgerichtet ist (Abb. 117). Auf der gegenüberliegenden Seite schließen sich im Nordosten und Nordwesten zwei Seitenflügel an, die sowohl die Fachklassen als auch die Verwaltung mit Lehrerzimmer aufnehmen.

Im Zentrum des Hauptgebäudes liegt die zentrale Halle, die den Zugang zu den Klassenräumen ermöglicht. Diese grenzen im Südosten und Südwesten an beiden Seiten an die Halle an. Bei der Anordnung wurde der Lichteinfall berücksichtigt, der an diesen Seiten für die Belichtung der Unterrichtsräume sehr günstig ist. Die dritte Seite des Baukörpers wird im Norden durch eine großflächige Glasfassade begrenzt. Hier befindet sich auch der Haupteingang zur Schule, zu dem ein schmaler Weg führt (Abb. 118). Der Zugangsweg und der kleine Vorhof sind durch die beiden Nebentrakte eingefasst. Das Dach über dem Eingang ist weit auskragend und wird von einer blauweißen Stahlstütze unterstützt, die aufgrund ihrer Bemalung an einen Maibaum erinnert. Mit einer halbrunden Bank vor der Stütze, bietet sich an dieser Stelle die Möglichkeit für die Schüler, auf ihre Klassenkameraden zu warten oder sich auszuruhen – hier

¹¹⁴³ Stadt Lorch (Hg.): Hauptschule auf dem Schäfersfeld in Lorch. Festschrift anlässlich der Einweihung am 17. Dezember 1982. Plüderhausen 1982, S. 1.

¹¹⁴⁴ Vgl. Behnisch, Günter: Schule. Hauptschule auf dem Schäfersfeld in Lorch. In: db Deutsche Bauzeitung (1983) 8, S. 12-16, S. 12.

werden Assoziationen an Baumbänke geweckt (Abb. 119). Der Eintritt in die Schule erfolgt durch die mit einem gelben Rahmen eingefasste Eingangstür, die nicht in der Achse des Weges liegt, sondern etwas nach links versetzt wurde. Neben dem gelben Türrahmen finden sich weitere farbliche Akzente durch Fenster in verschiedenen Blau- und Grüntönen.

Deutlich wird das Zusammenspiel der Baukörper betont: Im Osten grenzt an die zentrale Halle ein Zugang zu den Fachräumen für den Chemie- und Biologieunterricht an, darüber springt der Baukörper hervor; mit dem Balkon und der dahinterliegenden Schülerbibliothek wird dadurch der angrenzende Nebentrakt überragt. Die von außen zunächst scheinbar klare geometrische Dreiecksform verliert an dieser Stelle ihre Eindeutigkeit und ist mit dem danebenliegenden Fachtrakt zu einem komplexen Zusammenspiel verbunden. Dies verdeutlicht auch der Blick auf die Glasfassade, die entsprechend den jeweiligen Anforderungen im Erd- und Obergeschoss unterschiedlich gekrümmt ist. Auch bei der Materialwahl wurde differenziert: Die Glasfassade wird nur bis zu den Eingängen zu den Fachklassen fortgeführt. Die Autonomie des Seitenflügels wird durch den Wechsel von Konstruktion und Material expliziert. Auch auf der gegenüberliegenden Seite wurde der Übergang zwischen den Baukörpern architektonisch akzentuiert; der Nebentrakt scheint die Glasfassade förmlich zu durchstoßen, die auf dieser Seite entsprechend den Bedingungen gekrümmt ist. Die Geometrie des eingeschossigen Nebentraktes mit den Lehrerzimmern und der Verwaltung ist komplex und erinnert am ehesten an die Form eines Pfeiles, denn nahezu alle darin befindlichen Räume basieren auf polygonalen Grundrissen.

Ein schmaler Pfad führt von der Nordseite ausgehend entlang des Gebäudes über eine Wiese. Von dort blickt man auf die östliche Fassade und die dahinterliegenden Klassenzimmer (Abb. 120). Hier wird die topographische Einbindung in das nach Süden stark abfallende Gelände deutlich. In den Hang wurde ein Untergeschoss eingebettet, darüber treten die auf Stahlbetonstützen lagernden Klassenräume mit den gläsernen Erkern hervor. Vor den Fenstern der Klassenräume wurden Markisen angebracht, die neben dem funktionalen Aspekt der Regulierung des Lichteinfalls gleichzeitig den Bezug zum Außenraum verstärken.

Die Südspitze ist mit dem eineinhalbgeschossigen Musiksaal nicht unterbaut und wird von einem Balkon und der Stahlbetonstütze abgeschlossen, die über die gesamte Höhe des Baus führt. Die großen Fensterflächen ermöglichen aus dem Musiksaal interessante Ausblicke auf die umliegende Landschaft. Unterhalb des Balkons entsteht ein überdachter Freiraum, der von den Schülern als überdachter Schulhof genutzt werden kann.

Im Inneren bildet die große Halle das Zentrum des Gebäudes (Abb. 121). Eine Treppe, die die beiden Ebenen verbindet, verläuft im Nord-Westen entlang der Klassenräume. Die untersten Stufen der Treppen wurden etwas breiter ausgeführt. Auch das Treppengeländer löst sich in diesem Bereich von den Stufen und weist mit einer öffnenden Gestalt in die Richtung des Nebentraktes mit den Lehrerzimmern und den Kunst- und Handwerksräumen. Die Treppen führen zu der umlaufenden Galerie im Obergeschoss, die den Klassenräumen vorgelagert ist. Innerhalb der Anlage kommt der Halle eine besondere Funktion zu, denn neben dem funktionalen Aspekt wird dieser Bereich zum sozialen Mittelpunkt des schulischen Lebens, welches die Schüler von der Galerie aus beobachten können. Die Brüstung der Galerie wurde, ebenso wie bei dem Progymnasium, an einigen Stellen farbig gestrichen. Lehrer, Schüler und der Hausmeister, der im Erdgeschoss einen eigenen Bereich hat, treffen sich in der Halle ähnlich einer Wegekreuzung. Gleichzeitig konnte dadurch auf lange und dunkle Flure verzichtet werden.

Der Hallenboden fungiert als Zeitnetz einer Sonnenuhr.¹¹⁴⁵ Dazu wurde eine kreisförmige Öffnung auf einem Hallenoberlicht an der Südseite angebracht (Abb. 122), so dass bei Sonnenlicht ein Lichtfleck auf dem Hallenboden zu erkennen ist. Somit lassen sich sowohl Jahres- als auch Tageszeit feststellen.¹¹⁴⁶

Ferner wird durch die große Glasfläche der Landschaftsbezug verstärkt. Ausgehend von der blau-weißen Säule im Außenraum stoßen die Stahlträger durch die Glasfassade und verlaufen strahlenförmig unterhalb der Decke. Sie wurden an einigen Stellen mit gelber Farbe gestrichen.

Die Klassenräume zeigen eine stärkere Weiterentwicklung des architektonischen Konzepts in Bezug auf die Eigenständigkeiten innerhalb des Gebäudes. Während die Klassenräume im angrenzenden Progymnasium auf einem Sechseck basieren, gleicht bei der Hauptschule kein Klassenraum dem anderen (Abb. 123). Der Grundriss des Klassenzimmers entsteht jeweils aus der spezifischen Situation. Dies wird beispielsweise an der Stelle deutlich, wo die Klassenräume an die beiden Seitenflügel angrenzen. Fast alle Klassenzimmer haben zudem einen verglasten Erker (Abb. 124), der verschiedene Ausblicke in und auf die Landschaft sowie die im Tal liegende Stadt ermöglicht. Zur Halle sind die Klassenräume durch Holzwände abgeteilt, deren oberen Abschluss Glasfenster bilden. Die Türen der Klassenräume verfügen jeweils über eine dreieckige Aussparung, durch deren Verglasung ein Blick in das jeweilige Klassenzimmer möglich wird. Im Erdgeschoss wurde einer der Räume als Multifunktionsraum vorgesehen, dessen Trennwand im Falle von Feierlichkeiten und anderen Anlässen zur Halle hin geöffnet werden kann und dadurch zusätzlichen Platz bereitstellt.

¹¹⁴⁵ Vgl. Behnisch 1983, S. 12.

¹¹⁴⁶ Stadt Lorch 1982, S. 17.

Der Musiksaal nimmt, wie bereits erläutert, eineinhalb Stockwerke ein. Ausgehend von der Halle im ersten Obergeschoss, führt zunächst eine kurze Treppe mit anschließendem Steg zu diesem. Nicht nur durch seine Raumhöhe, sondern auch aufgrund seiner Lage in der Südspitze des Gebäudes ist der Raum innerhalb der Anlage besonders herausgestellt. Sowohl vom Musiksaal als auch dem davorliegenden Balkon (Abb. 125) aus bietet sich der beste Blick über die Stadt.

Der Nebentrakt im Westen enthält neben den Räumen für den Kunst- und Werkunterricht das Lehrerzimmer, die Lehrerbibliothek und die Verwaltung. Im Mittelpunkt befindet sich, wie bereits im Progymnasium, ein Vivarium, das den Bereich für den Fachunterricht und die Aufenthaltsräume der Lehrer trennt. Zudem gelangt durch das Vivarium zusätzliches Tageslicht in den Innenraum. Das Vivarium wird über mehrere Geschosse geführt, sodass es von den ins Untergeschoss führenden Treppen einsehbar ist.

Im Untergeschoss liegt die Schulküche (Abb. 126). Von dieser kann man in den vorgelagerten Gewürzgarten im Außenraum gelangen. Neben einem Raum für Textiles Werken befindet sich in diesem Geschoss der Pausenraum, der direkt neben dem überdachten Pausenbereich unterhalb des auskragenden Musiksaals liegt. Ferner befinden sich im Untergeschoss Technik- und Abstellräume.¹¹⁴⁷

5.2.3 Architekturhistorische Einordnung

Die Hauptschule kann als Fortführung jener Ansätze gedeutet werden, die Behnisch und sein Team bereits bei dem Progymnasium in unmittelbarer Nachbarschaft erprobten. Ebenso wie im angrenzenden Progymnasium bieten die großflächigen Fensterflächen der Klassenräume Ausblicke in die umgebende Landschaft. Der Bezug zwischen Innen- und Außenraum wurde durch die Glasfassade zur Halle weiter verstärkt. Die Halle bildet den sozialen Mittelpunkt der gesamten Schule. Das Bewusstsein für das gemeinschaftliche Miteinander wird auch in einem weiteren Detail deutlich: Die Klassenräume sind nicht gänzlich abgeschlossen, sondern im oberen Bereich verglast. Zudem kann man durch eine dreieckige Auslassung in der Holztür in das Klassenzimmer hineinblicken. Ein weiteres Element, das bereits zuvor zur Anwendung kam, ist das Vivarium, das erneut den Bereich der Lehrer und die Verwaltung von den Fachräumen trennt. Der Wechsel der Jahres- und Tageszeiten wird nun nicht mehr allein durch den Blick nach außen erfahrbar gemacht, sondern auch durch die Sonnenuhr und deren Zeitnetz auf dem Hallenboden. Wie bereits dargelegt, zeigte Scharouns Entwurf für die Volksschule in Darmstadt aus den 1950er Jahren eine ähnliche Idee. Jedoch wollte er

¹¹⁴⁷ Vgl. Hille 2011, S. 394 f.

den Wechsel der Jahreszeiten an den Wänden anhand eines eigens angelegten *kosmischen Raumes* veranschaulichen.

Die Hauptschule „Auf dem Schäfersfeld“ dient in der Forschungsliteratur vielfach als Beleg dafür, dass die Arbeit von Behnisch & Partner in der Tradition Hugo Häring und Hans Scharouns zu sehen ist. So schreibt Brian Carter: „Behnisch’s enthusiasm for irregularly shaped spaced collaged together builds on the organic tradition of Häring and Scharoun.“¹¹⁴⁸ Auch der britische Architekturhistoriker Peter Blundell Jones verweist auf diese Traditionslinie.

Die Architekturtheorie Häring sieht Blundell Jones insbesondere in den Schulen Hans Scharouns umgesetzt. Als charakteristisch für diese sieht er die starke Gliederung mit dem Ziel, einzelnen Elementen eine größere Individualität zu ermöglichen, beispielsweise den Klassenzimmern. Ebenso verweist der Architekturhistoriker auf die komplexen Geometrien, die das Werk Scharouns auszeichnen würden.¹¹⁴⁹ In diesem Zusammenhang geht er auf die metaphorische Gleichsetzung bei Scharoun ein, der die „[...] formale Freiheit der individuellen Teile in der Architektur mit der Idee der Freiheit des Individuums in einer Demokratie [...]“¹¹⁵⁰ verband, die auch Behnisch zitiert habe. Und so findet sich eben diese Gleichung bei Behnisch in Bezug auf die Hauptschule „Auf dem Schäfersfeld“ in Lorch. Behnisch schreibt diesbezüglich:

„Beim Gebäude für die Hauptschule in Lorch haben sich die Teile stärker vom Ganzen gelöst, als Bild des heranwachsenden ‚mündigen‘ Bürgers, auf den unsere Gesellschaft angewiesen ist. Auch die Individualität der Situation und der Teile konnte sich stärker ausformen.“¹¹⁵¹

Dieser Vorstellung entsprechen vor allem die Klassenzimmer, bei denen keines dem anderen gleicht. In diesem Zusammenhang gilt es, auf den Begriff *Situationsarchitektur* hinzuweisen, den Behnisch nach der Planung der Bauten und Anlagen in München immer wieder anwandte:

„Wir meinen daß Architektur von der Aufgabe und von Zeit und Ort geprägt sein sollte. Diese an der speziellen Situation orientierte Architektur hatten wir während der Arbeit in München entwickelt. Wir hatten das ‚Situationsarchitektur‘ genannt, ein Arbeitstitel, der uns geholfen hat, das Verbindende außerhalb unserer selbst in der Aufgabe, in der Landschaft, in der Situation zu finden und die eigenen Probleme zu relativieren.“¹¹⁵²

Davon ausgehend lassen sich zugleich Bezüge zum Prozess der Gestaltfindung in der Theorie von Hugo Häring herstellen:

¹¹⁴⁸ Carter, Brian: A Trio of Airy Behnisch Buildings. In: Architecture (1989), S. 72-75, S. 73.

¹¹⁴⁹ Vgl. Blundell Jones 2000, S. 16.

¹¹⁵⁰ Ebd., S. 17.

¹¹⁵¹ Behnisch, Günter: Das Neue ist nicht das Alte. oder: Schräg ist die Tendenz. In: db Deutsche Bauzeitung 121 (1987) 9, S. 32-39, S. 37.

¹¹⁵² Behnisch, Günter: Offenheit und Vielfalt. In: db Deutsche Bauzeitung 116 (1982) 3, S. 12-34, S. 28.

„Wir wollen die dinge aufsuchen und sie ihre eigene gestalt entfalten lassen. Es widerspricht uns, ihnen eine eigene form zu geben, sie von außen her zu bestimmen, irgendwelche abgeleiteten gesetzhaftigkeiten auf sie zu übertragen, ihnen gewalt anzutun [sic!].¹¹⁵³

Ferner hätte Behnisch mit Häring und Scharoun die Betonung sozialer Aspekte gemein. Einen wesentlichen Unterschied sieht der englische Architekturhistoriker im Material, das bei Scharoun eine untergeordnete Rolle spiele. Demgegenüber betont er:

„Behnisch und seine Mitarbeiter stiegen jedoch während ihrer Systembauperiode tief in die technische Disziplin der Tragwerke ein und verloren die konstruktive Logik nie aus dem Auge, selbst wenn sie sich dagegen entschieden und ihre beherrschende Rolle verweigerten.“¹¹⁵⁴

Bei dem Schulgebäude in Lorch hätten, so Blundell Jones, „[...] Grundrisse nach Scharounschem Vorbild eine neue Form der materiellen Identität, und zwar dank der Überschneidung und Durchdringung der konstruktiven Schichten [erhalten].“¹¹⁵⁵ Wesentlich dafür war die Arbeitsweise anhand von Modellen.¹¹⁵⁶

Doch neben dem Bezug zu Häring und Scharoun gilt es, auch die Schulbauentwicklung der 1960er und 1970er Jahre zu berücksichtigen, an deren Ende vor allem Kritik an den Entwicklungen mit dem fehlenden Bezug zur Außenwelt der Schüler und der Ähnlichkeit zwischen Schulen und Fabriken geäußert wurde. Das Progymnasium in Lorch war der erste Ansatz eines alternativen Weges innerhalb der Schulhausarchitektur, die durch Wirtschaftlichkeit, Variabilität und Flexibilität geprägt war, nicht aber die Individualität der Schüler berücksichtigte. Diese auch räumlich umzusetzen, war eines der zentralen Themen für den Bau der Hauptschule. Auch die Verwendung verschiedenster Materialien und der Einsatz von Farbe dienten dazu, den Schülern ein angenehmes Lernumfeld zu schaffen.

Im Hinblick auf die allgemeine Architekturentwicklung waren die späten 1970er Jahre und beginnenden 1980er Jahre durch die postmoderne Bewegung geprägt, die sich allmählich auch in der Bundesrepublik durchsetzte. Im Gegensatz dazu stand die Architektur der Stuttgarter Architektengemeinschaft:

“Günter Behnisch and Partners, in which some powerful modernist legacies recombine in an exciting and unexpectly fruitful way. Here is an architecture with neither post-modernist conceits nor reactionary yearnings, technically aware but without making a fetisch of technology: an authentic architecture for the ‘80s.“¹¹⁵⁷

¹¹⁵³ Häring, Hugo: o. T. o. J. zitiert in: Janofske, Eckehard: Architektur-Räume. Idee und Gestalt bei Hans Scharoun. Braunschweig/Wiesbaden 1984, S. 18.

¹¹⁵⁴ Blundell Jones 2000, S. 17

¹¹⁵⁵ Ebd.

¹¹⁵⁶ Vgl. ebd.

¹¹⁵⁷ Blundell Jones, Peter: Modern schools of thought. In: Architects' Journal (1986), S. 60-74, S. 61.

In der Forschungsliteratur wurde demgemäß darauf hingewiesen, dass die Hauptschule als Reaktion auf die Postmoderne gedeutet werden könne. Die Forderung nach einer komplexen und widerspruchreichen Architektur teilte Behnisch mit Venturi, doch die Mittel waren, wie Spieker betonte, gänzlich verschieden. Behnisch musste in Anbetracht des sich wandelnden Architekturgeschehens das Formale stärker in den Vordergrund stellen.¹¹⁵⁸ Sowohl in Bezug auf das Progymnasium als auch die Hauptschule schreibt Blundell Jones daher:

“Both seem so self-contained and concentric that the space between is almost a *cordon sanitaire* rather than the transition zone it ought to be. This is a pity because it lends credence to the exaggerated view of the new urbanists that such architecture consists of compulsively insular object-buildings, sculptural and inevitably suburban. The Behnisch office is far too context-conscious for such accusations to stick, but they would strengthen their position if they relied less on landscaping to create soft edges.”¹¹⁵⁹

So fand sich in der Folge die Kritik, dass Behnisch in seiner Arbeit die Auseinandersetzung mit dem städtischen Kontext vermeiden würde, um stattdessen auf der „grünen Wiese“¹¹⁶⁰ jene Freiheiten zu haben, Bauten wie die Hauptschule in Lorch realisieren zu können.¹¹⁶¹

Der Bau wurde in zahlreichen Architekturmagazinen veröffentlicht – auch international. Dadurch zeigt sich die herausragende Stellung des Schulgebäudes im Kontext seiner Zeit.¹¹⁶²

¹¹⁵⁸ Vgl. Spieker 2006, S. 221,

¹¹⁵⁹ Blundell Jones 1986, S. 74.

¹¹⁶⁰ Hamm, Oliver G./Eisele, Johann: Am Lehrstuhl. Nach Behnisch. Oliver G. Hamm im Gespräch mit Johann Eisele. In: db Deutsche Bauzeitung 126 (1992) 2, S. 54-55, S. 55.

¹¹⁶¹ Vgl. ebd.

¹¹⁶² Neben den genannten Beiträgen, die in Großbritannien veröffentlicht wurden, gab es unter anderem Veröffentlichungen über die Hauptschule in Italien. Vgl. dazu Tutu, Virgil: Strutture di Architettura. In: l'Arca (1987), S. 12-21.

5.3 Hysolar-Forschungs- und Institutsgebäude, Stuttgart-Vaihingen (1986-1987)

5.3.1 Baugeschichte und -beschreibung

Da das Zentrum Stuttgarts für eine Expansion der Technischen Hochschule¹¹⁶³ nicht genug Fläche bot, fiel 1956 die Entscheidung, eine Außenstelle im Pfaffenwald in Stuttgart-Vaihingen zu errichten, an der vor allem Institute mit großem Flächenbedarf untergebracht werden sollten. 1959 bezogen die ersten Institute ihre Bauten. In der Folgezeit entwickelte sich der Standort zu einem großflächigen Campus, auf dem sich Einrichtungen wie die Fraunhofer-Gesellschaft oder die Max-Planck-Gesellschaft ansiedelten. Zugleich wurden auf dem Gelände Orte des täglichen Lebens eingerichtet, etwa kleine Läden, Sportplätze und Cafeterien.¹¹⁶⁴ Daraus ergaben sich jedoch auch Nachteile; so schrieb Amber Sayah: „Wie andere Trabantenstädte aus den 60er und 70er Jahren ist auch der Campus in Vaihingen ein soziales Ghetto, eine Welt für sich, die abseits des städtischen Getriebes ein isoliertes Dasein führt.“¹¹⁶⁵ Der Campus wurde nach 1968 in einer zweiten Bauphase erweitert. In dieser Zeit entstanden das Naturwissenschaftliche und das Ingenieurwissenschaftliche Zentrum. Um auf die rasant gestiegenen Studierendenzahlen reagieren zu können, arbeitete man mit vorgefertigten Bauteilen, die die Gestalt der Bauten wesentlich prägten.¹¹⁶⁶ Nach dieser Phase entstanden jedoch Gebäude, die eine individuelle Gestalt aufweisen. Zu diesen gehört das von Frei Otto geplante Institut für leichte Flächentragwerke (Abb. 127) sowie die von Peter Hübner initiierten Studentenwohnheime, die *Bauhäusle*, die die Studierenden seinerzeit selbstständig entworfen und gebaut haben.¹¹⁶⁷

Das Büro von Behnisch & Partner wurde 1986 mit dem Bau des Hysolar-Forschungs- und Institutsgebäudes auf dem Campus der Universität Stuttgart in Vaihingen beauftragt. Das Akronym *Hysolar* leitet sich von „HYdrogen from SOLARenergy“ ab und verweist auf das in diesem Gebäude angesiedelte Gemeinschaftsprojekt deutscher und saudi-arabischer Wissenschaftler zur Herstellung und Nutzung von solarem Wasserstoff.¹¹⁶⁸ Dabei sollten für den Transport elektrischer Energien über größere Distanzen neue Möglichkeiten eruiert werden, um im Hinblick auf die Abnahme des natürlichen Erdölvorkommens in der Zukunft den Export von Sonnenenergie aus den Ländern der

¹¹⁶³ 1967 erfolgte die Umbenennung in Universität Stuttgart.

¹¹⁶⁴ Vgl. Sayah, Amber: Der Universitätscampus Pfaffenwald in Stuttgart-Vaihingen. In: Becke/Quarthal 2004, S. 94-103, S. 94.

¹¹⁶⁵ Ebd.

¹¹⁶⁶ Vgl. ebd., S. 98.

¹¹⁶⁷ Vgl. ebd., S. 95.

¹¹⁶⁸ Vgl. Bachmann, Wolfgang: Hysolar Forschungs- und Institutsgebäude der Universität Stuttgart. In: Bauwelt 79 (1988) 1/2, S. 47-52, S. 49.

arabischen Halbinsel zu ermöglichen. In dem Gebäude sollten gleich zwei Institute untergebracht werden: das Institut für Physikalische Elektrotechnik (IPE) und die Deutsche Forschungs- und Versuchsanstalt für Luft und Raumfahrt (DFVLR). Behnisch betonte jedoch, dass zwischen der Arbeit der Institute und der Architektur nur ein geringer Zusammenhang bestanden habe.¹¹⁶⁹ Für Planung und Bauarbeiten war nur ein kurzes Zeitfenster vorgesehen, sodass die Grundsteinlegung am 17. Dezember 1968 erfolgte. Die Einweihung des Gebäudes konnte bereits am 13. Juni des darauffolgenden Jahres stattfinden.¹¹⁷⁰ Die Bauherrschaft des Projektes lag bei mehreren Instituten und Ministerien¹¹⁷¹, deren Interessen jedoch durch das Universitätsbauamt Stuttgart vertreten wurden. Als leitende Baudirektoren fungierten Wolfgang Nässer und Elisabeth Szymczyck, die eine ungewöhnliche architektonische Lösung wünschten. Das Projekt wurde von Frank Stepper und Arnold Ehrhardt bearbeitet, die damals beide erst sehr kurz für Behnisch & Partner tätig waren.¹¹⁷² So schreibt die Bauwelt 1988 in diesem Zusammenhang:

„Das ist Behnisch? Es ist. Um die Verantwortlichen vorweg zu nennen: Behnisch & Partner sind die Ziehväter des Projektes, aber zur eigentlichen Balz haben sie einen Jüngeren vorgelassen. Frank Stepper, ex-Coop Himmelblau, früher Wien, jetzt Los Angeles, brachte die Flausen mit nach Stuttgart.“¹¹⁷³

So wurde vor allem die Mitarbeit Frank Steppers als Anstoß für die spezifische Lösung des Verhältnisses von Konstruktion und Form interpretiert.

Das Gebäude wurde am Rande des Universitätscampus in Stuttgart-Vaihingen errichtet. In der Nachbarschaft befinden sich die *Bauhäusle*, die unter der Ägide Peter Hübners gebaut wurden. Sowohl Hübners Bauhäusle als auch das Hysolar-Forschungs- und Institutsgebäude wurden zum architektonischen Versuchsfeld auf dem Stuttgarter Campus, wenngleich in gänzlich verschiedener Weise.¹¹⁷⁴

Der Bauplatz für das Forschungs- und Institutsgebäude brachte durch seine Lage keine besonderen Einschränkungen für die Architekten mit sich und damit die Möglichkeit für eine besondere architektonische Gestaltung. Gleichzeitig musste zwischen der Architektur und der Bauaufgabe keine spezifische Beziehung bestehen „[...] eine Aufgabe, die von sich aus wenig mitbrachte, die damit offen war für Experimente im

¹¹⁶⁹ Vgl. Behnisch, Günter: Hysolar-Forschungs- und Institutsgebäude der Universität Stuttgart. In: architektur-galerie am weißenhof 2003, S. 50-63, S. 59.

¹¹⁷⁰ Vgl. Projekterläuterung Hysolar in Stuttgart-Vaihingen (SAAI).

¹¹⁷¹ Die Bauherren waren das Saudi Arabian National Center for Science and Technology, das Bundesministerium für Forschung und Technologie sowie das Ministerium für Wissenschaft und Kunst des Landes Baden-Württemberg. Vgl. Behnisch 2003, S. 59.

¹¹⁷² Vgl. Behnisch, Günter: Hysolar-Institutsgebäude Stuttgart. In: Schmidt, Johann-Karl 1992c, S. 95-103, S. 95.

¹¹⁷³ Bachmann 1988, S. 51.

¹¹⁷⁴ Vgl. Hubeli, Ernst: Die Umkehrung der modernen Metapher. Hysolar Forschungs- und Institutsgebäude der Universität Stuttgart, 1987. In: Werk, Bauen und Wohnen 75 (1988), S. 38-43, S. 38.

Formalen“¹¹⁷⁵, wie Behnisch anmerkte. Ferner konnte dem Wunsch der Bauherren nach einer besonderen architektonischen Lösung entsprochen werden. Daneben galt es jedoch, das Projekt innerhalb eines geringen zeitlichen und finanziellen Rahmen zu realisieren. Aus diesem Grund entschied man sich dafür, mit vorgefertigten Metallcontainern zu arbeiten.¹¹⁷⁶ Im Rahmen des Entwurfsprozesses bediente man sich zunächst Skizzen (Abb. 128), die mögliche Gebäudeumrisse zeigten und eine grobe Vorstellung des Gebäudes gaben. Diese wurde an der Baustelle weiter präzisiert, dem „eigentlichen Ort des Entwerfens“¹¹⁷⁷. In das Bauprojekt involviert waren neben den Architekten und Statikern auch Fachleute aus dem Karosseriebau und ein Stahlfabrikant. Da die endgültige Ausführung des Baus jedoch zunächst offenblieb, galt es, spontan zu agieren: „Der Entwurfsprozess war – wie die zukünftige Arbeit der Wasserstoffexperten – eine forschende Annäherung an ein ungewisses, unbekanntes Resultat. Die Methode sollte die Recherchen über die architektonische Form unterstützen.“¹¹⁷⁸

Die Container wurden vorgefertigt zu der Baustelle geliefert. Dass es sich um Spezialanfertigungen handelt, wird bereits durch die unterschiedlichen Höhen und Breiten deutlich: Diese variieren in der Raumtiefe und Raumhöhe zwischen 3,64 und 6,55 m bei den Containern, die für das Erdgeschoss vorgesehen wurden, sowie zwischen 3,29 m und 5,15 m bei den Containern für das zweite Geschoss. Die Wände basieren auf einem mehrschichtigen System von Spanplatten, die äußere Verkleidung ist aus Aluminium (Abb. 129).¹¹⁷⁹

Wie der Grundriss (Abb. 130) verdeutlicht, bilden die Container zwei Gebäudeflügel, die so angeordnet wurden, dass sie zwei Seiten eines Dreiecks darstellen. Zwischen den beiden Riegeln befindet sich eine zentrale Halle, die im Süden durch eine große Glasfassade abgeschlossen wird. Diese ist zugleich die dritte Seite des Dreiecks. Die Flügel verfügen über jeweils zwei Geschosse. Auch im Obergeschoss wurde mit den vorgefertigten Metallcontainern gearbeitet, die versetzt zu denen des Untergeschosses angeordnet sind. Die beiden Trakte ermöglichen zugleich die Differenzierung der beiden Institutionen: Der östliche Teil wurde durch die Mitarbeiter der Universität, der Gebäudeflügel im Westen durch andere Forschungsteams genutzt.¹¹⁸⁰

Im Norden, vom Allmandring kommend, erblickt man zunächst die schmalste Seite des Baukörpers, an der die beiden Gebäudeflügel durch eine schmale Glasfassade miteinander verbunden sind. Besonders augenfällig ist ein Stahlrohr, welches durch das Gebäude geführt wird, die Glasfassade durchstößt und bogenförmig im Boden vor dem

¹¹⁷⁵ Behnisch 1990, S. 98.

¹¹⁷⁶ Vgl. Behnisch 2003, S. 59.

¹¹⁷⁷ Hubeli 1988, S. 38.

¹¹⁷⁸ Ebd.

¹¹⁷⁹ Vgl. Spieker 2006, S. 236.

¹¹⁸⁰ Vgl. Blundell Jones 2000, S. 106.

Gebäude abschließt, wo es auch verankert ist (Abb. 131). „Daß die rote Firstsehne wirklich etwas aussteifen muss, hofft der Verstand; die dramatische Bodenverankerung steigert das bisschen Funktion zu einem ironischen Kraftakt,“¹¹⁸¹ schreibt Wolfgang Bachmann. Tatsächlich trägt das rote Stahlrohr nur das Ende des Daches – die formale Geste überwiegt demnach die praktische Funktion.¹¹⁸² Daneben befindet sich ein weiterer Baukörper. Dieser liegt in der Achse des unteren Containers, unterscheidet sich jedoch in der Stahlbetonbauweise. Dies hatte vor allem funktionale Gründe, denn er diente der Unterbringung des Flaschenlagers und der Flaschenbefüllung.¹¹⁸³

Die Westseite des Gebäudes veranschaulicht noch einmal die Aufeinanderschichtung der Metallcontainer: Jeweils zwei übereinandergestellte Container bilden einen Gebäudeflügel. Der obere wurde jedoch versetzt angeordnet, sodass er im Westen und Süden über dem Erdgeschoss vorspringt. Daneben befindet sich eine schiefgestellte, blau lackierte Stütze (Abb. 132). Unterhalb der Auskragung befindet sich der Eingang in das Gebäude. Die Tür ist durch eine bunte Lackierung hervorgehoben. Das Metallgehäuse der Container wurde nicht verkleidet. Zur Belichtung des Innenraumes wurden Fenster eingefügt. Die Anordnung der Fenster verfolgt kein regelmäßiges Schema. Das Fenster am auskragenden Teil des Obergeschosses wurde diagonal angeordnet, als würde es aus dem Gebäude herausfallen. Neben den rechteckigen Fenstern gibt es kreisrunde, die Assoziationen zu einem Bullauge wecken. Wieder treten die Fenster aus dem sonst metallischen Baukörper durch farbliche Rahmungen hervor, diesmal in einem dunklen Blau.

Die Südfassade des Gebäudes, die gleichzeitig die breiteste Stelle ist, verfügt über eine große Glasfassade, eine Stahl-Pfosten-Riegel-Konstruktion mit Isolierverglasung, Plexiglas und Alupanelen (Abb. 133).¹¹⁸⁴ Ähnlich der Westfassade wurde bewusst mit der Regelmäßigkeit und der geometrischen Ordnung gebrochen: Die Stahl-Posten wurden größtenteils schräg angeordnet, bei der Füllung wurden zudem verschiedene Materialien verwendet. Die Südfassade wird damit zu einem Zusammenspiel unterschiedlicher geometrischer Formen und Materialien. Die allgegenwärtige rote Stütze schiebt sich, nachdem sie das Gebäude von Norden aus durchdrungen hat, durch die Glasfassade im Süden, tritt aus dieser hervor und endet dann abrupt.

Durch die Stapelung der Container entstehen interessante Raumgebilde – so auch im Südosten des Gebäudes, wo der untere Container nicht mit der Südfassade endet, sondern neben dieser herausragt. Der Container diente dabei als Standort der Lüftungsanlage mit ihren Lüftungskanälen. Wie Publikationen aus der Anfangszeit des

¹¹⁸¹ Bachmann 1988, S. 48.

¹¹⁸² Vgl. Blundell Jones 2000, S. 106.

¹¹⁸³ Vgl. Spieker 2006, S. 237.

¹¹⁸⁴ Vgl. Projekterläuterung Hysolar in Stuttgart-Vaihingen (SAAI).

Instituts veranschaulichen (Abb. 134), waren im Süden zudem die Sonnenkollektoren aufgebaut, die seinerzeit jedoch separat errichtet wurden und nicht als Bestandteil des Gebäudes fungierten.¹¹⁸⁵ Heute sind diese nicht mehr vorhanden.

„Die ‚Container‘ haben wir dann ‚weniger ordentlich‘ aufgestellt, sodass mit Hilfe dieser Kuben ein interessanter Zwischenraum und interessante Außenräume entstehen konnten. Der Zwischenraum wurde dann überdeckt und mit Glaswänden abgeschlossen. So entstand die Halle“¹¹⁸⁶,

heißt es in der Projekterläuterung. Wie bereits in anderen Projekten des Büros Behnisch & Partner, etwa den Schulen in Lorch, dient die Halle (Abb. 135) nicht nur der Erschließung, sondern fungiert gleichsam als sozialer und räumlicher Mittelpunkt des Gebäudes. Hier können sich die Mitarbeiter der Institutionen zum fachlichen und privaten Austausch treffen.¹¹⁸⁷ Ursprünglich war die Halle im Raumprogramm nicht vorgesehen. Der Vorschlag der Architekten wurde aber durch die Bauherren begrüßt.¹¹⁸⁸

Eine Treppe, die parallel zur Südfassade ausgerichtet ist, führt in das zweite Obergeschoss (Abb. 136). Von dort aus kann man durch die große Glasfassade in den Außenraum sowie auf das Geschehen im Innenraum der Halle schauen. Eine zweite, gewendelte Treppe befindet sich am anderen Ende des Gebäudes. Am Ende der Treppe gelangt man auf die mit Dielen ausgelegte Galerie (Abb. 137), die den Zugang zu den Arbeitsräumen ermöglicht. Weitere Verbindungen zwischen den Containern, der West- und Ostseite werden durch Stege hergestellt. Dominique Gauzin-Müller sieht in diesen eine Assoziation zu Bootsstegen.¹¹⁸⁹ Der Steg, der von Norden aus zum südöstlichen Container führt, bestärkt dies und vermittelt den Eindruck, als wäre er nur locker auf den Boden der Galerie aufgelegt worden. Innerhalb des Gebäudes haben die Stege keineswegs nur funktionalen Charakter, sondern dienen der Erzeugung unterschiedlicher räumlicher Bezüge. Interessant erscheint die Materialwahl, denn das Metallgehäuse der Container trifft auf den warmen Holzton des Dielenbodens.

Von der Galerie ausgehend erschließt sich auch die Dachkonstruktion: Die Träger der Dachkonstruktion liegen auf den Containern der zweiten Ebene auf. Durch die nach oben gerichtete kürzere Seite des L-förmigen Trägers entsteht ein Oberlicht aus Isolierglas. Das Dach selbst zeigt eine Schichtung von Materialien, eine Kombination aus Glaselementen mit Trapezblechen.¹¹⁹⁰

¹¹⁸⁵ Vgl. Spieker 2006, S. 237.

¹¹⁸⁶ Projekterläuterung Hysolar in Stuttgart-Vaihingen (SAAI).

¹¹⁸⁷ Vgl. ebd.

¹¹⁸⁸ Vgl. Behnisch & Partner: Zaubern mit Stahl. Hy - Hysolar-Institut an der Technischen Universität Stuttgart. In: db Deutsche Bauzeitung 122 (1986) 12, S. 28-31, S. 29.

¹¹⁸⁹ Vgl. Gauzin-Müller 1997, S. 147.

¹¹⁹⁰ Vgl. Spieker 2006, S. 237.

„Die Träger vermitteln durch ihre gleichartige Form und die additive rippenartige Anordnung einen Zusammenhang, der auch durch das rote Stahlrohr im Sinne eines Rückgrats verstärkt wird. Das rote Rohr, das aus dem Boden wächst, durch die Anlage dringt und in der Luft endet, ist ein wichtiges, formales Gestaltungselement [...]“¹¹⁹¹

Dementsprechend spielen die Funktion des Rohres, das Tragen des kurzen Dachstückes im Norden sowie die Aussteifung des Gebäudes nur eine untergeordnete Rolle.¹¹⁹² Vielmehr dient das Rohr gestalterischen Aspekten, die Spieker mit dem „Zusammenhalt der Einzelteile zum Ganzen“¹¹⁹³ beschreibt.

Auch die Träger der Dachkonstruktion wurden mit einem gestalterischen Aspekt verbunden und in Teilen in einem hellen Sonnengelb gestrichen. Somit bekommen sie vor allem durch die Farbgestaltung den Charakter des Provisorischen und Unvollendeten.¹¹⁹⁴

5.3.2 Architekturhistorische Einordnung

„Sein Münchner Olympiapark von 1972 gehört zu den architektonischen Großtaten unseres Jahrhunderts. Im Schatten postmoderner Moden wurde es stiller um Günter Behnisch. Jetzt meldet sich der Architekt zurück mit aufsehenerregenden Bauten.“¹¹⁹⁵

Dieses Zitat entstammt den einleitenden Worten eines Interviews zwischen Otto Riewoldt und Günter Behnisch aus dem Jahr 1989. Darin wird die Stellung des Architekten in jener Zeit deutlich. Riewoldt spricht hier von einer Art Comeback des Architekturbüros, das durch außergewöhnliche Bauten wie dem Hysolar-Forschungs- und Institutsgebäudes wieder in den Mittelpunkt der Diskussion gerückt sei.¹¹⁹⁶ Behnisch entgegnete darauf: „Wenn man sein Handwerkszeug beherrscht, bereitet es Vergnügen mehr zu experimentieren. Das Hysolar-Institut ist ein großes formales Experiment.“¹¹⁹⁷ Riewoldt betont darin, dass Kritiker die Architektur von Behnisch & Partner nun neu entdecken würden, da sie diese dem *Dekonstruktivismus* und damit einer zeitgemäßen Architekturströmung zuordnen würden.¹¹⁹⁸ „Das fetz, gell?“¹¹⁹⁹, lautet die rhetorische Frage bei Gert Kähler. Auch dieser widmet sich der Zuordnung der Fachwelt des Hysolar-Instituts zum *Dekonstruktivismus*.¹²⁰⁰

¹¹⁹¹ Ebd.

¹¹⁹² Vgl. ebd., S. 237 f.

¹¹⁹³ Ebd., S. 238.

¹¹⁹⁴ Vgl. Gauzin-Müller 1997, S. 147.

¹¹⁹⁵ Riewoldt, Otto/Behnisch, Günter: Günter Behnisch (Interview). In: *Ambiente* (1989) 3, S. 80-94, S. 89.

¹¹⁹⁶ Vgl. Riewoldt/Behnisch 1989, S. 94.

¹¹⁹⁷ Ebd.

¹¹⁹⁸ Vgl. ebd., S. 94.

¹¹⁹⁹ Kähler, Gert: Schön schief. In: *architektur & wohnen* (1989) 5, S. 125-129, S. 127.

¹²⁰⁰ Vgl. ebd.

„Überall ist Wunderland, und manchmal muß man sich schon sehr wundern! Kein Bauteil paßt zum anderen, selbst die Treppe wird von zwei unterschiedlichen Geländern gerahmt, und der Steg, der schräg durch die Halle führt, trifft die Galerie auch nur so ungefähr: Vorsicht, Stufe! Kein Zweifel, wir befinden uns im befremdlichen Land des Dekonstruktivismus.“¹²⁰¹

Das Urteil der Fachwelt, dass Behnisch & Partner mit dem Hysolar-Forschungs- und Institutsgebäude eher einer modischen Architekturtendenz folgenden würde, widerlegt Kähler im selben Text ausdrücklich und verweist auf die Entwicklungslinie im Werk von Behnisch & Partner.¹²⁰² Auch der Architekt selbst konstatierte in einem Interview 1990 mit Klaus Dieter Weiss:

„Das Hysolar-Institut war schon lange fertig, als Johnson seine Ausstellung gemacht hat. Coop Himmelblau hatte schon lange davor in diese Richtung gearbeitet. Und auch an meinem Lehrstuhl in Darmstadt arbeiteten die Studenten seit 10 oder 15 Jahren an Entwürfen, die man dekonstruktivistisch nennen kann. [...] Es wäre zu vordergründig und eng gesehen, wollte man in der Ausstellung von Philipp Johnson mehr sehen als das Markieren einer ohnehin vollzogenen Entwicklung.“¹²⁰³

Eine Zuordnung der Arbeit Günter Behnischs und seines Teams zum Dekonstruktivismus erweist sich nicht nur aus diesem Grund als schwierig, denn eine allgemeingültige Definition, was der Begriff in der Architektur impliziert, kann nicht klar benannt werden. Auch bei der New Yorker Ausstellung im Jahr 1988 war, wie bereits erläutert, die Auswahl der gezeigten Architekten unter dem zusammenfassenden Begriff des Dekonstruktivismus nicht eindeutig. So bediente man sich vorwiegend assoziativen Beschreibungen: „Eine Architektur aus Lochblech, Nieten und rohem Stahl, aus schrägen Stützen, schief eingesetzten Fenstern.“¹²⁰⁴ Im gleichen Beitrag räumte der Autor ein, dass eine einfache, begriffliche Entschlüsselung dekonstruktivistischer Architektur nicht so einfach möglich sei.

„Der eine, Günter Behnisch, entwickelt die spielerische Formenvielfalt aus dem selbstverständlichen Umgang mit der Technik, der andere meint, die Welt kritisch abzubilden: ‚Eine Architektur von der Lenksäule durchbrochenen Brustkorbs‘, fordert COOP Himmelblau. Zaha Hadid sieht ihre Quellen im russischen Konstruktivismus. Bernhard Tschumi lehnt jede Sinnggebung seiner ‚Folies‘ im Parc de la Villette ab.“

Durch die Projektbearbeitung von Frank Stepper wurden in der Folge vor allem Bezüge zu Coop Himmelblau nahegelegt. So wurde auf formale Analogien zwischen dem Ent-

¹²⁰¹ Ebd., S. 127.

¹²⁰² Vgl. ebd., S. 128

¹²⁰³ Behnisch, Günter/Weiss, Klaus-Dieter: Verwerfungen des Alltags. Günter Behnisch im Gespräch mit Klaus-Dieter Weiss, neuere Bauten von Behnisch und Partner. In: *Werk, Bauen und Wohnen* 77 (1990) 9, S. 2-11, S. 6.

¹²⁰⁴ Kähler 1989, S. 130.

wurf für die Erweiterung der Merz-Schule in Stuttgart (Abb. 138) und dem Entwurf für eine Appartementanlage in Wien (Abb. 139) hingewiesen:

„Allen Projekten ist die Verwendung von zwei strukturartigen, boxenartigen Bauelementen gemeinsam, die versetzt und verdreht um einen Zwischenraum angeordnet und nach oben durch ein schwebendes Gebilde abgeschlossen sind. [...] Anders als bei Behnisch enthalten die zunächst offenen Bauten einen Aufforderungscharakter, jedoch ist die prozessartig gedachte Realisierung vergleichbar.“¹²⁰⁵

Wie bereits erläutert, hatten die jungen Architekten bei Behnisch & Partner die Möglichkeit, ihre Ideen einzubringen und umzusetzen, sodass der Einfluss Frank Steppers und Arnold Ehrhardts unumstritten ist. Die Freiheit für ein Experiment im Formalen war jedoch einzig durch die Bauaufgabe selbst möglich.¹²⁰⁶ So bemerkte Behnisch kritisch:

„Durch diese extremen Akzente sind andere Momente, die uns eigentlich wichtig sind, etwas kurz gekommen, das Kleinteilige z.B.; so die Tatsache, daß dort, wo Architektur auf den Menschen trifft, die Elemente eher handgemacht und weicher sein sollten; auch die Tatsache, daß wir üblicherweise den Einzelraum sorgsamer behandeln als das Äußere, und manches andere mehr.“¹²⁰⁷

Auch für das Hysolar-Forschungs- und Institutsgebäude können Bezüge zu anderen Bauten von Behnisch & Partner hergestellt werden: Durch die Einbringung einer zentralen Halle wurde eine Möglichkeit für sozialen Austausch geschaffen. Zudem wird der Blick in den Außenraum durch die große Glasfassade freigegeben.

Das Verhältnis von Innen- und Außenraum wurde auch in den Schulbauten, beispielsweise in Lorch, thematisiert. Ebenso wie in Lorch konnte auch bei dem Forschungs- und Institutsgebäude die architektonisch-gestalterische Freiheit jedoch nur deshalb umgesetzt werden, weil die Lage des Grundstücks keine Berücksichtigung des urbanen Kontextes bedingte.

¹²⁰⁵ Spieker 2006, S. 239.

¹²⁰⁶ Vgl. Behnisch 1991, S. 98.

¹²⁰⁷ Ebd.

5.4 Deutsches Postmuseum, Frankfurt am Main (1982-1990)

5.4.1 Experimentierfeld der Postmoderne – Museumsbau der 1980er Jahre

„Hervorgegangen aus den profanen Herrschaftsarchitekturen der Renaissance und des Barocks, zu eigenen Bautypus gereift im Zeitalter der Aufklärung, Vehikel repräsentativer Selbstdarstellung im 19. Jahrhundert, ist das Museum in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts mehr und mehr zum Spiegel architektonischer Möglichkeiten geworden.“¹²⁰⁸

Bevor es im Speziellen um den Museumsbau der 1980er Jahre gehen soll, wird im Folgenden zunächst ein Überblick über die wesentlichen Entwicklungsetappen der Bauaufgabe vorangestellt.

Der Begriff *Museum* (altgriech.: *mouσeíon* „Musentempel“) wurde ursprünglich auf Schulen der Dichtkunst und Philosophie angewandt. Später erweiterte sich der Begriff um die Bezeichnung für Gelehrtenschulen. Die Übertragung des Begriffs auf ein Gebäude, das der Aufbewahrung und Präsentation von Sammlungen dient, erfolgte erst im 19. Jahrhundert.¹²⁰⁹

Die Aufstellung von Plastiken und die Präsentation von Kunstwerken erfolgte im herrschaftlichen Kontext zunächst in Galerien, die mit dem jeweiligen Schloss oder Palast räumlich verbunden waren.¹²¹⁰ Der erste eigenständige Museumsbau wurde zwischen 1769-1777 nach dem Entwurf von Simon Louis du Ry in Kassel realisiert (Abb. 140). Bauherr war Landgraf Friedrich II. Besonders hervorzuheben ist, dass das *Fridricianum* öffentlich zugänglich war – ein Novum zu dieser Zeit. Architektonisch dienten barocke Schlossanlagen als Vorbild. Ebenso beeinflusste der frühe Klassizismus die Gestaltung.

Nach den Napoleonischen Kriegen setzte sich das Museum als Bauaufgabe durch. Neue Bauten entstanden in Berlin, München oder auch London.¹²¹¹ Zu diesen gehörte die zwischen 1816-1830 erbaute Glyptothek in München nach dem Entwurf von Leo von Klenze – ein Vierflügelbau mit einem quadratischen Innenhof (Abb. 141). Der Eingang wurde durch einen ionischen Portikus akzentuiert. Klenze entwarf ebenso die Alte Pinakothek in München, mit deren Entwurf er 1822 beauftragt wurde. Der langgestreckte Bau, der eine Folge von Sälen im Obergeschoss beinhaltet, prägte den Gebäudetypus der modernen Gemäldegalerie.

Die Rotunde als Motiv der Museumsarchitektur etablierte schließlich Friedrich Schinkel, der in Berlin das Alte Museum entwarf (Abb. 142). Das 1823-1830 erbaute

¹²⁰⁸ Naredi-Rainer, Paul von: Entwurfsatlas Museumsbau. Basel 2004, S. 9.

¹²⁰⁹ Vgl. ebd., S. 13.

¹²¹⁰ Vgl. ebd., S. 19.

¹²¹¹ Vgl. ebd., S. 21.

Museum zeichnet sich zudem durch eine Kolonnade und eine Freitreppe auf der Schau-
seite aus.¹²¹² Damit zeigt Schinkels Bau klassische inhaltliche und architektonische
Elemente, die sich im Museumsbau herausgebildet haben: eine Kolonnadenreihe, ein
Haupttreppenhaus sowie eine Rotunde.¹²¹³ Eine Vielzahl von Museumsbauten des 19.
Jahrhunderts weist Bezüge zur Architektur der griechischen Antike auf. Damit verbun-
den war ein Bildungsverständnis, das von einer Verbindung zwischen ästhetischem
Erleben und Wissen ausging. Damit sollte der entsprechende Rahmen für die ausge-
stellten Exponate geschaffen werden.¹²¹⁴ Klenze und Schinkel prägten mit ihren Ent-
würfen zahlreiche nachfolgende Museumsbauten.

Vielfach versuchte man, den architektonischen Stil mit den ausgestellten Objekten
zu verbinden. So wurde das 1892-1898 erbaute Schweizer Landesmuseum einer Burg-
anlage aus dem 16. Jahrhundert nachempfunden.

Einen Wendepunkt in der Entwicklung markierte der Bau des Museums of Modern
Art aus dem Jahre 1939, das im *International Style* erbaut wurde (Abb. 143).¹²¹⁵ Der
Gebäudeentwurf geht auf die Architekten Philip L. Goodwin und Edward Durell Stone
zurück, wobei die stilistische Ausrichtung auf letztgenannten zurückzuführen ist. In
New York löst man sich erstmals gänzlich von den Vorbildern des 19. Jahrhunderts.¹²¹⁶

Ab der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, so Pablo von Frankenberg, unterlag
„die Museumsarchitektur keiner stilistischen Konvention mehr, sondern wird selbst
zum Indikator architektonischer Entwicklungen.“¹²¹⁷ In diesem Kontext ist auch das für
die Privatsammlung von Solomon Guggenheim ab 1943 erbaute Guggenheim Museum
in New York zu sehen, welches von dem amerikanischen Architekten Frank Lloyd
Wright entworfen wurde (Abb. 144).¹²¹⁸ Dennoch finden sich Motive der Museumstra-
dition mit der Kuppel, der Eingangshalle, den Ausstellungsräumen und der Rampe, die
die Treppe ersetzt.¹²¹⁹

In Paris entstand zwischen 1972-1977 das Centre national d'art et de culture Geor-
ges Pompidou, ein Kulturzentrum zu den Themen Kunst, Design und Literatur, aber
auch Musik, Theater und Film (Abb. 145). Die Planung übernahm auf Wunsch des da-
maligen Präsidenten George Pompidou nicht das Kultusministerium, sondern ein Team

¹²¹² Vgl. ebd., S. 22.

¹²¹³ Vgl. Barthelmeß, Stephan: Das postmoderne Museum als Erscheinungsform von Architektur. Die Bau-
aufgabe des Museums im Spannungsfeld von Moderne und Postmoderne (Schriften aus dem Institut für
Kunstgeschichte der Universität München). München 1988. Zugl. Magisterarbeit, Universität München,
Institut für Kunstgeschichte, S. 17.

¹²¹⁴ Vgl. Frankenberg, Pablo von: Die Internationalisierung der Museumsarchitektur. Voraussetzungen,
Strukturen, Tendenzen (Berliner Schriftenreihe zur Museumsforschung, Bd. 31). Berlin 2013. Zugl. Diss.
Universität Tübingen, Institut für Empirische Kulturwissenschaft, S. 97.

¹²¹⁵ Vgl. Naredi-Rainer 2003, S. 24.

¹²¹⁶ Vgl. Frankenberg 2013, S. 87 f.

¹²¹⁷ Ebd., S. 98.

¹²¹⁸ Vgl. ebd., S. 88.

¹²¹⁹ Vgl. Barthelmeß 1988, S. 19.

aus Ingenieuren, Kuratoren, Wissenschaftlern und weiteren. Den internationalen Architekturwettbewerb hatten Renzo Piano und Richard Rogers mit ihrem Entwurf für sich entschieden. Für die Umsetzung des Gebäudes wurden sie durch die Ingenieurfirma Arup unterstützt.¹²²⁰ Barthelmeß beschreibt das Centre Pompidou als „Museumsmaschine“ mit fünf Ebenen zur multifunktionalen Nutzung.¹²²¹ Das Erscheinungsbild des Baus wird durch eine Stahlkonstruktion dominiert. Zudem verlegte man die technischen Installationen ebenso wie die Zugangstreppe nach außen. Die technischen Installationen wurden durch die Farbgestaltung hervorgehoben. Das Gebäude wurde in der Folge als Exempel der Hightech-Architektur eingeordnet.¹²²² Favole stellt dazu fest: „Der gemauerte Baukörper traditioneller Gebäude wird hier durch technische Bauelemente und Elemente der Anlagentechnik ersetzt, die zum eigentlichen architektonischen Ausdrucksmittel werden.“¹²²³

Der erste deutsche Museumsbau, der nach dem Zweiten Weltkrieg in der Bundesrepublik errichtet wurde, war das Wallraf-Richartz-Museum¹²²⁴ in Köln von Rudolf Schwarz (Abb. 146). Das Museum, 1957 eröffnet, zeigt durch die Gliederung und sattelförmige Überdachung Analogien zu bürgerlichen Reihenhäusern und wird dadurch nicht mehr als Repräsentationsbau verstanden.¹²²⁵

„Die höchst unterschiedlichen Einschätzungen, von fabrikartiger Nüchternheit bis hin zu pseudo-sakraler Scheinwelt reichenden Einschätzungen, die dieser Bau in ersten Reaktionen erfahren hat, künden von der – bis heute virulenten – Problematik, den Stellenwert der Bauaufgabe ‚Museum‘ zwischen Funktionserfüllung und architektonischer Repräsentation adäquat zu definieren.“¹²²⁶

Bis zum großen Museumsboom der 1980er Jahre spielte die Bauaufgabe eine untergeordnete Rolle. Ursächlich dafür war, dass man sich in der unmittelbaren Nachkriegszeit zunächst anderen, in Anbetracht der Kriegszerstörungen wichtigeren Bauaufgaben widmete. Dazu zählten unter anderem der Bau von Schulen und die Schaffung von Wohnraum.¹²²⁷ In den Folgejahren wurden zwar Theater oder Konzerthallen geplant und realisiert, der Museumsbau hatte jedoch weiterhin keine große Bedeutung.¹²²⁸ Mit Ausnahme der Neuen Nationalgalerie in Berlin von Mies van der Rohe und dem

¹²²⁰ Vgl. Frankenberg 2013, S. 90.

¹²²¹ Vgl. Barthelmeß 1988, S. 20.

¹²²² Vgl. Favole, Paolo: Geschichte der Architektur. 20. | 21. Jahrhundert. München/London/New York 2011, S. 120.

¹²²³ Ebd.

¹²²⁴ Heute: Museum für Angewandte Kunst.

¹²²⁵ Vgl. Naredi-Rainer 2004, S. 26 und S. 88.

¹²²⁶ Ebd., S. 26.

¹²²⁷ Vgl. Pehnt, Wolfgang: Uferpromenaden - Kunstpfade - Gratwanderungen. In: Lampugnani, Vittorio Magnago (Hg.): Museumsarchitektur in Frankfurt. 1980-1990. München 1990 (Ausst.-Kat. Museumsarchitektur in Frankfurt 1980-1990, Deutsches Architekturmuseum, Frankfurt am Main 1990), S. 21-28, S. 21.

¹²²⁸ Vgl. Pehnt 2005, S. 409.

Lembruck-Museum in Duisburg, beide in den 1960er Jahren erbaut, galt den Museumsneubauten in dieser Zeit kein öffentliches Interesse.¹²²⁹ Auch der Zustand der bereits vorhanden Museumsbauten war schlecht, wie der Deutsche Museumsbund noch 1967 beklagte.¹²³⁰ Seit den 1960er Jahren versuchte man, sich von den klassischen Aufgaben des Museums – Bewahren, Pflegen, Erschließen und Zeigen – abzuwenden und das Museum verstärkt als Lernort zu begreifen.¹²³¹

„Die Zeit der ‚Dunkelmuseen‘ setzte ein, der schwarzen Kästen, in denen die lehrreiche, aber auch effektvolle Inszenierung unbelästigt durch die sie ermöglichende Architektur stattfand.“¹²³²

Man vermied dabei sowohl natürliche Lichtquellen als auch Bezüge nach außen. Die Traggerüste der Konstruktion versuchte man zu überdecken. In städtebaulicher Hinsicht erwiesen sich diese Bauten, etwa das 1974 fertiggestellte Römisch-Germanische Museum in Köln, als problematisch.

„Die Planungsgeschichte der Kulturinstitutionen war über Jahre hinweg durch ein anderes Zauberwort der Epoche bestimmt: Kommunikation. Wer mit wem über was kommunizierte blieb zweitrangig; Hauptsache, *daß* kommuniziert wurde.“¹²³³

Hierbei berief man sich auf die Prognosen von Jean Fourastié, der für die Zukunft eine Reduzierung der Arbeitszeit prognostiziert hatte. Daraus resultierte auch ein verändertes Freizeitverhalten.¹²³⁴ Daneben wirkten sich die gesellschaftlichen Veränderungen aus, denn das Bildungsniveau der Bevölkerung war deutlich gestiegen. Immer mehr Bürger hatten Abitur oder sogar einen Hochschulabschluss.¹²³⁵

„Infolgedessen waren Institutionen gefragt, die Information vermitteln, soziale Integration pflegen, Kreativität und Kulturpraxis fördern sollten; das alles möglichst mühelos und mit einem hohen Maß an Vergnügen verbunden.“¹²³⁶

Dieser Forderung gegenüber standen die traditionellen Museumsbauten mit ihren Kuppeln, Freitreppen und Kolonnaden. Die neuen Besuchergruppen erforderten neue bauliche Voraussetzungen, um große Besucherzahlen anzusprechen. Die neuen Museen wurden daher mit Museumshops und Cafeterien ausgestattet. Seit den 1960er Jahren verfolgten zahlreiche Kommunen die Errichtung kultureller Zentren, ähnlich dem

¹²²⁹ Vgl. Pehnt 1990, S. 22.

¹²³⁰ Vgl. Pehnt, Wolfgang: Das Museum als Ausstellungsgegenstand. In: Pehnt, Wolfgang (Hg.): Die Erfindung der Geschichte. Aufsätze und Gespräche zur Architektur unseres Jahrhunderts. München 1989, S. 228-233, S. 228.

¹²³¹ Vgl. Pehnt 1990, S. 21 f.

¹²³² Ebd., S. 22.

¹²³³ Ebd.

¹²³⁴ Vgl. ebd.

¹²³⁵ Vgl. Pehnt 1989, S. 228.

¹²³⁶ Pehnt 1990, S. 22.

Centre Pompidou. Aufgrund fehlender finanzieller Möglichkeiten blieben diese jedoch unrealisiert.

Die große Zeit des Museumsbaus setzte schließlich in den 1980er Jahren ein.¹²³⁷ Zwischen den Jahren 1982 und 2000 stieg die Zahl der Museen in der Bundesrepublik von 1.454 auf 4.523. Dabei konkurrierten verschiedene Städte, darunter Frankfurt am Main und Stuttgart, im Hinblick auf die außergewöhnlichsten Museumsneubauten.¹²³⁸

„Zwischen den neuen Museumsbauten und der postmodernen Zitatenfreude in der Architekturszene stellte sich so etwas wie eine Wahlverwandtschaft her. Man hat sogar die Collage künstlerischer Erscheinungsformen, als die sich die Museumsbauten jetzt darstellten, für die Verkörperung des Museums schlechthin gehalten.“¹²³⁹

Ebenso, wie im Museum Kunst aus verschiedenen Epochen zusammengestellt ist, verstand man die Architektur als Collage. Als Wegbereiter der *postmodernen* Architektur in Deutschland gelten die Museumsbauten Hans Holleins und die Staatsgalerie in Stuttgart von James Stirling (Abb. 147). Das Museum am Abteiberg von Hans Hollein wurde 1982 fertiggestellt.

Besonders kontrovers diskutiert wurde Stirlings Erweiterungsbau für die Stuttgarter Staatsgalerie.¹²⁴⁰ Dem Wettbewerb für die Erweiterung der Staatsgalerie und dem Neubau des Kammertheaters ging 1974 ein erster Ideenwettbewerb voran, der zudem Erweiterungsbauten für den Landtag einschloss. An diesem deutschlandweit ausgeschriebenen Wettbewerb hatten sich auch Behnisch & Partner in Zusammenarbeit mit dem Architekturbüro Kammerer + Belz & Partner beteiligt. Infolge der verschlechterten ökonomischen Situation wurde 1977 ein Realisierungswettbewerb ausgeschrieben, der die Einladung von vier internationalen Architekten, darunter James Stirling, Günter Behnisch und Hans Kammerer, die ihren Entwurf von 1974 überarbeitet hatten, erhielten den 3. Preis (Abb. 148). Sie hatten für die Staatsgalerie eine Stahl-Glas-Konstruktion vorgeschlagen, die im Inneren Veränderungen und variable Raumnutzungen erlauben sollten.¹²⁴¹

„In der Einordnung des Gemeinschaftsentwurfs Behnisch – Kammerer im Werk von Behnisch & Partner bedeutete das Konzept und die Gestalt dieses Projektes keine entscheidende Weiterentwicklung. Es stand eher in der Reihe der funktionalistischen, neutralen Entwürfe der späten 60er Jahre, gekennzeichnet durch den Begriff ‚Hülle‘ als Synonym für austauschbare, flexible, offene Inhalte.“¹²⁴²

¹²³⁷ Vgl. Pehnt 2005, S. 409.

¹²³⁸ Vgl. Puhan-Schulz 2005, S. 14 f.

¹²³⁹ Pehnt 2005, S. 409.

¹²⁴⁰ Vgl. Naredi-Rainer 2004, S. 71.

¹²⁴¹ Vgl. Spieker 2006, S. 188 f.

¹²⁴² Ebd., S. 192.

Der Entwurf Stirlings, der als Gewinner des Wettbewerbs hervorging, unterschied sich von dem der Stuttgarter Arbeitsgemeinschaft deutlich. Sowohl in formaler als auch städtebaulicher Hinsicht überwog der Beitrag Stirlings nach Ansicht des Preisgerichts gegenüber den anderen eingereichten Wettbewerbsbeiträgen.¹²⁴³ Der Wettbewerbsbeitrag führte in der Folge zu einer umfangreichen Diskussion, in der vor allem der Vorwurf des Eklektizismus erhoben wurde. Günter Behnisch gehörte zu den schärfsten Kritikern und warf Stirling Willkürlichkeit und Formalismus vor.¹²⁴⁴

Der schließlich realisierte Bau Stirlings, eine Dreiflügelanlage, ist um einen Ehrenhof angeordnet, der jedoch nur zum Teil zugänglich ist (Abb. 149). Daneben finden sich Anleihen an Schinkels Altes Museum in Berlin, indem der Architekt eine Rotunde im Zentrum anlegte. Diese ist jedoch entgegen dem Alten Museum nach oben hin offen und erscheint wie eine bewachsene Ruine – eine ironische Paraphrase, die dadurch gesteigert wird, dass entlang der Hochwand der Rotunde ein öffentlicher Fußgängerweg verläuft und die Zuordnung Stirlings in die postmoderne Architektur beweist.¹²⁴⁵ Stirling kombinierte eine Vielzahl von Baumaterialien und Farben – vom Travertin aus Cannstatt bis zu Stahl und Glas. Die in bunten Farben beschichteten Handläufe wecken Assoziationen an das Centre Pompidou.¹²⁴⁶ Der Zugang erfolgt von der Straße aus über Rampen. Von dort aus gelangt man über einen seitlich gelegenen Eingang in das Foyer mit einem grellgrünen Fußboden, das hinter einer gewellten Glasfassade liegt. Die Ausstellungsräume sind als Enfilade angeordnet. Damit lassen sich Bezüge zu den traditionellen Museumsbauten des 19. Jahrhunderts, aber auch der Schlossarchitektur herstellen.¹²⁴⁷

Stirlings Arbeitsweise beschreibt Naredi-Rainer wie folgt:

„Historisierende und zeitgenössische Motive und damit verbundene Bedeutungen werden nicht nur zueinander in Beziehung gesetzt und zu einer neuen Synthese verschmolzen, sondern zugleich in ihrer gewachsenen Bedeutung so relativiert, daß sie diese auch, mitunter ironisch, zu kommentieren scheinen. Die so entstandene Assemblage [...] bildet auf diese Weise einen neuen Kanon, der – so der Architekt – das ‚Monumentale mit dem Informellen‘ vereint.“¹²⁴⁸

Die Entscheidung für den Entwurf Stirlings muss im Kontext der Zeit gesehen werden. Zunächst einmal war es das Interesse der Kommunen, die Stadt für ihre Bürger, aber zugleich als Reiseziel attraktiv zu machen. Hierzu standen die Städte, etwa Stuttgart

¹²⁴³ Elisabeth Spieker hat die Details des Wettbewerbsbeitrags der Stuttgarter Architektengemeinschaft dargelegt. Vgl. dazu Spieker 2006, S. 188-190.

¹²⁴⁴ Vgl. ebd., S. 191.

¹²⁴⁵ Vgl. Naredi-Rainer 2003, S. 71 f.

¹²⁴⁶ Vgl. Pehnt 2005, S. 410.

¹²⁴⁷ Vgl. Naredi-Rainer 2004, S. 71-73.

¹²⁴⁸ Ebd., S. 71 f.

und Frankfurt, in Konkurrenz zueinander. Insofern spielte die Architektur der Museen eine wesentliche Rolle – je spektakulärer desto besser. Die Museumsbauten, die in der Folgezeit realisiert wurden, verdeutlichen ferner ein neues Verhältnis der Besucher zum Museum, denn es wurde vermehrt als Treffpunkt zwischen Verwandten und Bekannten genutzt. Dadurch änderte sich auch die gesellschaftliche Relevanz der Bauaufgabe.¹²⁴⁹

5.4.2 Kulturpolitik als Imagefaktor – das Frankfurter *Museumsufer*

„Das Frankfurter Museumsufer ist einer der bedeutendsten Standorte für Museen in Deutschland und Europa. Durch dieses einzigartige Kulturangebot auf beiden Seiten des Mains genießt die Stadt einen exzellenten Ruf unter Kunstfreunden. [...] Zugleich ist das Museumsufer eine gelungene Synthese aus attraktiven Kultur-Highlights und kontrastreicher Stadtplanung. Während der Realisierung dieser Museumslandschaft in den achtziger Jahren wurden zum einen historische Bürgerhäuser entkernt und erhielten eine zeitgemäße Innenausstattung. Zum anderen entstanden zahlreiche Neu- und Erweiterungsbauten nach Entwürfen international bedeutender Architekten.“¹²⁵⁰

Mit diesem Text bewirbt die Stadt Frankfurt aktuell das sogenannte *Museumsufer*. Jährlich zieht es Besucher aus dem In- und Ausland in die Ausstellungen der zahlreichen Museen, die sich auf beiden Seiten des Mains aufreihen. Zudem findet einmal im Jahr das *Museumsuferfest* statt, welches mit Musikprogrammen, Gastronomie und Sonderaktionen der Museen Besucher an den Main und in die Museen locken soll.¹²⁵¹ Innerhalb der touristischen Attraktionen der Stadt nimmt das Museumsufer eine bedeutende Stellung ein. So listet etwa die Touristikwebsite *TripAdvisor* im Oktober 2015 das Museumsufer auf Platz 5 der wichtigsten Sehenswürdigkeiten der Stadt auf.¹²⁵² Für das Stadtmarketing ist es deshalb zu einem bedeutenden Faktor geworden. Damit nähert man sich unter anderem den ursprünglichen Beweggründen, die seinerzeit zu den Museumsneubauten und -erweiterungen führten, denn mithilfe einer intensiven Kulturpolitik versprach man sich Ende der 1970er Jahre, das negative Image der Stadt aufzuwerten.¹²⁵³

¹²⁴⁹ Vgl. Lampugnani, Vittorio Magnago: Die historische Stadt ergänzen, umdeuten, warten. In: Lampugnani 1990, S. 9-12, S. 15 f.

¹²⁵⁰ Stadt Frankfurt: Museumsufer.

https://www.frankfurt.de/sixcms/detail.php?id=2720&ffmpar%5B_id_inhalt%5D=8828 [Stand: 12.10.2015].

¹²⁵¹ Tourismus+Congress GmbH Frankfurt a. M.: Museumsuferfest. www.museumsuferfest.de/2015/ [Stand: 12.10.2015].

¹²⁵² TripAdvisor: Frankfurt am Main. www.tripadvisor.de/Attractions-g187337-Activities-Frankfurt_Hesse.html [Stand: 12.10.2015].

¹²⁵³ Vgl. Scholz, Carola: Eine Stadt wird verkauft. Stadtentwicklung und Stadtmarketing - zur Produktion des Standort-Images am Beispiel Frankfurt. Frankfurt am Main 1989. Zugl. Diplomarbeit, Goethe-Universität Frankfurt, Fachbereich Gesellschaftswissenschaften, S. 86.

„Für das ramponierte Ansehen der Stadt bedeutete das Museumsufer eine dringend benötigte Salvierung. Es brachte das kulturelle Gegengewicht auf die Waage, die auf der einen Seite durch Abrißmentalität, großflächige Spekulationen, Tiefbau-Hybris und rigorosen Geschäftssinn belastet war.“¹²⁵⁴

Frankfurt wurde im Zweiten Weltkrieg stark zerstört. In der Nachkriegszeit fokussierte man sich zunächst auf die Schaffung von Wohnraum. Dennoch versuchte man bereits früh, die einstmalige Handelstradition der Stadt wiederaufleben zu lassen, indem Messen veranstaltet wurden.¹²⁵⁵ Zur weiteren Entwicklung der Stadt trug die Erweiterung des Flughafens bei, der im gleichen Jahr eine weitere Startbahn bekam und in den Folgejahren ausgebaut wurde.

Der Wiederaufbau der zerstörten Altstadt wurde kontrovers diskutiert. Zwei konträre Positionen zeichneten sich in der Folge ab: Während die „Traditionalisten“¹²⁵⁶ die originalgetreue Rekonstruktion forderten, plädierten die „Modernisten“¹²⁵⁷ für eine umfassende Neugestaltung des Areals. Der Beschluss sah schließlich einen modernen Wiederaufbau vor, außerdem den Umbau zu einer *autogerechten Stadt* mit der Berliner Straße von Osten nach Westen sowie der Konrad-Adenauer-Straße und der Kurt-Schumacher-Straße als Nord-Süd-Verbindung.

Frankfurt bewarb sich zudem neben Bonn als vorläufige Bundeshauptstadt. In diesem Kontext wurden Maßnahmen ergriffen, die den Bau von Wohnungen und Büros beinhalteten. Die Wahl zur vorläufigen Bundeshauptstadt fiel auf Bonn, doch Frankfurt entwickelte sich in den folgenden Jahren zur Wirtschaftsmetropole, was unter anderem durch die Ansiedlung der Deutschen Bundesbank begünstigt wurde. Die Entwicklung der Stadt drückte sich schnell auch räumlich aus, denn Banken, Versicherungen und Konzerne planten die ersten Hochhausbauten.¹²⁵⁸

Bereits 1960 wurde durch den Magistrat der Stadt eine Umfrage mit dem Titel „Frankfurt in den Augen seiner Bürger“ in Auftrag gegeben. Dabei wurden sowohl Alt- als auch Neubürger befragt. Das Ergebnis der Umfrage war nicht außergewöhnlich, der Sympathiewert entsprach dem Ergebnis vergleichbarer Städte. Zugleich gab es jedoch Aussagen von Altbürgern, die Bedenken an der rasanten Entwicklung der Stadt äußerten. Dass sich diese Tendenz verstärken sollte, zeigt das Ergebnis einer vergleichbaren Studie, die nur sechs Jahre später durchgeführt wurde und einen deutlichen Sympathieschwund der Bewohner zeigte. Die folgenden Jahre waren geprägt durch die Stu-

¹²⁵⁴ Pehnt 1990, S. 27.

¹²⁵⁵ Dazu gehört beispielsweise die seit 1949 veranstaltete Frankfurter Buchmesse.

¹²⁵⁶ Puhan-Schulz 2005, S. 81.

¹²⁵⁷ Ebd.

¹²⁵⁸ Vgl. Puhan-Schulz 2005, S. 80-83.

dentenenunruhen, sodass sich bald die Meinung etablierte, dass die Kriminalität in Frankfurt größer sei als in anderen Städten.¹²⁵⁹

„Frankfurt die ‚Hochburg des Verbrechens‘, die Stadt des Lasters, der Prostitution, der Kriminalität jeglicher Provenienz prägte sich als Negativ-Images der Main-Metropole dem Frankfurter wie dem Bundesbürger ein.“¹²⁶⁰

Die Verschlechterung des Stadt-Images ging einher mit einer Stadtentwicklungspolitik, die durch Mietpreiserhöhungen, Umwandlung von Wohngebieten in Büroviertel und einer zunehmenden Verödung der Innenstadt gekennzeichnet war. Obwohl man sich bald der negativen Auswirkungen bewusst wurde, beschloss man 1968 dennoch den *Fingerplan*. Dieser sah für das Villen-Wohnviertel Frankfurter Westend eine intensive Bürobebauung vor.¹²⁶¹ Im Zuge dessen gründeten sich Gegenbewegungen, die auf die Missstände aufmerksam machten. Kritisiert wurden neben der Verringerung des Wohnraumes die Verkehrsprobleme sowie die negative Entwicklung der Innenstadt als Ergebnisse dieser Baupraxis. Zeitgleich zu den Protestaktionen erschien die Neuauflage des 1965 erstmals erschienenen Werks „Die Unwirtlichkeit unserer Städte“ von Alexander Mitscherlich.¹²⁶² Darin machte er auf die „die sozialen und physischen Folgen eines Verlusts von Heimat in der Stadt“¹²⁶³ aufmerksam. Auch das Motto des Deutschen Städtetags 1971 „Rettet unsere Städte jetzt“ schien im besonderen Maße auf die Situation in Frankfurt zutreffend, denn die Einwohnerzahl der Stadt sank zwischen 1970 und 1987 um 11 %.¹²⁶⁴ Dadurch wurde immer offensichtlicher, dass es in Bezug auf die Stadtplanung eine Neuausrichtung geben musste. Einen ersten Versuch startete der SPD-Magistrat, indem er im Sommer 1972 die Bürger zur Partizipation mit dem Slogan „Bürger entscheidet mit“ aufrief. Die Beteiligung der Öffentlichkeit beschränkte sich jedoch auf die Teilhabe an Diskussionsabenden und der Erarbeitung von Stadtentwicklungsplänen im Rahmen einiger Volkshochschulkurse; die Entscheidungen wurden weiterhin amtsintern und unter Ausschluss der Öffentlichkeit getroffen.

1972 wurden auf Initiative des Kulturausschusses 450 Bauwerke unter Denkmalschutz gestellt.¹²⁶⁵ Ebenso beschloss man noch während der Amtszeit von Oberbürgermeister Rudi Arndt die Wiedererrichtung der Ostzeile des Frankfurter Römerberges. 1976 erfolgte zudem der Beschluss über den Wiederaufbau der Oper. Ausschlaggebend war das Engagement der „Aktionsgemeinschaft Opernhaus Frankfurt“, hinter

¹²⁵⁹ Vgl. Scholz 1989, S. 53 f.

¹²⁶⁰ Ebd., S. 54 f.

¹²⁶¹ Vgl. ebd., S. 55.

¹²⁶² Vgl. Puhan-Schulz 2005, S. 84 f.

¹²⁶³ Ebd., S. 86.

¹²⁶⁴ Die Bevölkerungszahl schrumpfte zwischen 1970-1987 um 11 %. Vgl. Puhan-Schulz 2005, S. 86.

¹²⁶⁵ Vgl. ebd., S. 87.

dem wichtige Frankfurter Persönlichkeiten aus der Wirtschaft sowie alte und junge Bürger der Stadt standen.

1977 wurde Walter Wallmann, Parteizugehöriger der CDU, zum Oberbürgermeister der Stadt gewählt, nachdem die Stadtpolitik über 30 Jahre von der SPD gelenkt worden war. Der neue Oberbürgermeister musste in Anbetracht der schrumpfenden Bevölkerungszahlen und der Konkurrenz zu anderen Städten Lösungsstrategien entwickeln, um das Stadtimago zu verbessern und damit die Attraktivität der Stadt zu steigern. Nur damit war es möglich, Frankfurt langfristig als Wirtschaftsstandort zu sichern. Die Kommunalpolitik zielte im Hinblick auf die Imageaufwertung der Stadt auf den Ausbau zu einer Kulturmetropole. Im Fokus der Überlegungen standen die Planungen für ein *Museumsufer*, das die Neugründung von Museen miteinschloss.¹²⁶⁶ Nichtsdestotrotz entstanden in den 1980er Jahre weitere Hochhäuser, deren Aufträge nun aber vor allem internationale Stararchitekten erhielten. Auch die Messe erhielt ein neues Erscheinungsbild mit dem 'Torhaus-Hochhaus Oswald Mathias Ungers' und dem Messeturm Helmut Jahns.¹²⁶⁷

Die Idee für die Konzeption eines Museumsufers ging ursprünglich auf den Redakteur Peter Iden zurück, der seinerzeit für das Feuilleton der Frankfurter Rundschau schrieb. Iden bemängelte, dass es in Frankfurt keine Institution gäbe, die sich mit der zeitgenössischen Moderne auseinandersetzt und hatte bereits Wallmanns Vorgängern seit den 1960er Jahren die Gründung eines Kunstmuseums vorgeschlagen.

Nach Wallmanns Amtsantritt konsultierte Iden auch den neuen Oberbürgermeister, um ihn von der Museumsneugründung zu überzeugen. Daneben brachte der Marburger Kunsthistoriker Heinrich Klotz die Idee für ein Architekturmuseum ein, das mit dem neuen Kunstmuseum verknüpft werden sollte. Der Vorschlag für ein Architekturmuseum war innovativ, denn es sollte das erste der Bundesrepublik werden. Überzeugt von der Idee, soll sich Wallmann gemeinsam mit Iden noch an diesem Tag nach einem möglichen Standort umgeschaut haben. Man entschied sich für ein Grundstück am Schaumainkai mit einer alten Villa, die für die beiden Museen umgenutzt werden sollte. Damit war zugleich die Initialzündung für das Museumsufer gegeben.¹²⁶⁸ Zu diesem Zeitpunkt waren am Schaumainkai bereits fünf Museen angesiedelt, sodass die Neugründungen diese ergänzen und zu einem Ensemble fügen sollten.¹²⁶⁹

Der erste Museumsbau am Sachsenhäuser Ufer wurde 1878 errichtet: das Städelsche Kunstinstitut. Der von Oskar Sommer entworfene Bau zeigt eine Orientierung an Referenzbauten der Zeit, zu denen das von Gottfried Semper entworfene

¹²⁶⁶ Vgl. Puhan-Schulz 2005, S. 88.

¹²⁶⁷ Vgl. ebd., S. 90 f.

¹²⁶⁸ Vgl. Puhan-Schulz, S. 187 f.

¹²⁶⁹ Ebd., S. 186.

Dresdner Museum gehörte.¹²⁷⁰ Das Städel – wie das noch heute bedeutendste Kunstmuseum der Stadt kurz genannt wird – verdeutlicht auf eindrückliche Weise die besondere Geschichte der Stadt und ihrer Sammlungen. Während andernorts, etwa in Kassel, die ersten Museumgründungen aus fürstlichen Sammlungen hervorgingen, stellte sich das Bild in Frankfurt gänzlich anders dar, denn Frankfurt war keine Residenzstadt, sondern eine Freie Reichsstadt. Zumeist waren es daher Künstler und Wissenschaftler, die Sammlungen anlegten und nach ihrem Tod der Öffentlichkeit zugänglich machen wollten. Diese Sammlungen bildeten in weiten Teilen den Grundstock für die Museen in Frankfurt. Noch heute verweist der Name des Museums auf seinen Stifter Johann Friedrich Städel. Dem Städelmuseum folgte die Eröffnung des Liebieghauses, welches noch heute in der 1896 fertiggestellten Villa des Barons Heinrich von Liebieg untergebracht ist und zur Ausstellung antiker Skulpturen dient.¹²⁷¹

Nach dem Zweiten Weltkrieg zogen schließlich weitere Sammlungen an den Schaumainkai. Als erstes wurde dort 1956 das Bundespostmuseum¹²⁷² eröffnet, mit dessen Um- und Neubau später Günter Behnisch betraut wurde. Elf Jahre später folgte das Museum für Kunsthandwerk¹²⁷³ sowie 1970 das Museum für Völkerkunde¹²⁷⁴. Die drei Sammlungen wurden dabei in ehemaligen Patriziervillen untergebracht. Der Platzbedarf war jedoch nicht ausreichend, sodass Teile der Sammlungen ausgelagert waren. Dieser Umstand wurde durch die Medien und die Leiter der Museen seinerzeit stark kritisiert.

Mit dem Konzept für ein Museumsufer bot sich zudem die Möglichkeit, dem Investitionsdruck entgegenzuwirken. Denn noch in den 1970er Jahren hatte das Frankfurter Verkehrsdezernat den vierspurigen Ausbau der Uferstraße geplant, was jedoch durch den Protest aus der Bevölkerung, der Museumsdirektoren, des Städtebaubeirates und bekannter Architekten der Stadt verhindert werden konnte. Dies verdeutlichte jedoch den enormen Handlungsbedarf für das Sachsenhäuser Ufer. Man zielte nun auf die Erhaltung und Sanierung der bestehenden Villen.¹²⁷⁵ Vittorio Magnago Lampugnani stellte dazu fest:

„Zunächst handelt es sich beim Museumsufer nämlich um nichts anderes als die spektakuläre und doch unaufdringlich inszenierte Rettung vom Abriß bedrohter

¹²⁷⁰ Vgl. Hoffmann, Hilmar: Das Frankfurter Museumsufer. Geschichte, Entwicklung und Perspektiven einer kulturpolitischen Initiative. In: Lampugnani 1990, S. 13-20, S. 13.

¹²⁷¹ Vgl. Hoffmann 1990, S. 13.

¹²⁷² Heute: Museum für Kommunikation.

¹²⁷³ Heute: Museum für Angewandte Kunst.

¹²⁷⁴ Heute: Museum der Weltkulturen.

¹²⁷⁵ Vgl. Puhan-Schulz 2005, S. 186.

Bürgerwillen, deren Altbauten mit mehr oder minder Geschick dem neuen Zweck (und den neuen architektonischen Intentionen) gefügig gemacht wurden.“¹²⁷⁶

Für die Realisierung des Vorhabens waren vor allem der Kulturdezernent Hilmar Hoffmann und der Baudezernent Hans-Erhard Haverkamp zuständig. Beide waren Parteizugehörige der SPD. Dieser Umstand begünstigte, dass auch die Opposition das Museumsuferprojekt befürwortete. Hoffmann griff die Vorschläge Idens und Klotz' auf und erweiterte sie. Neben dem Ausbau der bestehenden Institutionen sollten weitere Museumsneugründungen folgen. Ferner sollte zwischen den Museumsbauten ein Museumspark geschaffen werden, der neben der Aufstellung von Plastiken als Erholungsfläche genutzt werden sollte. Neben dem Deutschen Architekturmuseum und dem Museum für Moderne Kunst sollten zudem ein Film- sowie ein Musikmuseum entstehen.

Im Hinblick auf die Attraktivität des Projektes spielte die Architektur eine bedeutende Rolle. Entgegen der in Frankfurt praktizierten Regelung, die Aufträge lokal zu vergeben, entschied man sich für offene Wettbewerbe. Daneben wurden international bedeutsame Architekten zu einem beschränkten Wettbewerb eingeladen. Dies betraf die Wettbewerbe für das Architekturmuseum, das Filmmuseum, das Museum für Kunsthandwerk sowie für Vor- und Frühgeschichte.

Des Weiteren beauftragte man die Speerplan Regional und Stadtplaner GmbH mit der Erarbeitung eines Gesamtplans für das Museumsufer. Dieser sollte im Hinblick auf die Kommunalwahl 1982 auch zur Überzeugung der Bürger von dem Großprojekt dienen.

Der Gesamtplan wurde durch eine Situationsanalyse ergänzt. Speer verwies zudem auf die Notwendigkeit einer Verbesserung der Aufenthaltsqualitäten im öffentlichen Raum. Ebenso sprach er sich für die Verbindung zwischen dem Sachsenhäuser Ufer und der Innenstadt aus – dazu sollte der Holbeinsteg als Fußgängerbrücke gebaut werden. Ebenso sollten zur Steigerung der Aufenthaltsqualität die Grünanlagen auf den beiden Uferseiten restauriert werden. Ein Ergebnis des Gesamtplans war außerdem, dass sich das *Museumsufer* auf beide Mainseiten erstrecken sollte, um damit die Beziehung zwischen der Innenstadt und Sachsenhausen zu fördern. Ferner sollte so der Bezug zum Main verstärkt werden. Auf der Nordseite wurden unter anderem die Schirn-Kunsthalle und das Museum für Vor- und Frühgeschichte realisiert – am Schaumainkai das Deutsche Architekturmuseum, das Museum für Kunsthandwerk und das Filmmuseum.¹²⁷⁷ Es folgten etwas später die Erweiterungen des Städelmuseums und des Lie-

¹²⁷⁶ Lampugnani 1990, S. 9.

¹²⁷⁷ Vgl. Puhan-Schulz 2005, S. 188-192.

bighauses. Das Museum für Moderne Kunst wurde als letztes Museum 1991 in der Braubachstraße eröffnet.¹²⁷⁸

Wie bereits dargestellt, wurde das Projekt wesentlich durch den Kulturdezernenten Hilmar Hoffmann vorangetrieben. Daher sollen im Folgenden die wesentlichen Gedanken von Hoffmanns Kulturpolitik dargelegt werden. 1972 benannte der Kulturdezernent das Programm unter dem Motto „Kultur für alle“.¹²⁷⁹ Damit sprach er sich dafür aus, Kultur allen Bevölkerungsschichten zugänglich zu machen.

Diese Haltung ist vor dem Hintergrund der gesellschaftlichen Debatten der späten 1960er und 1970er Jahre zu sehen:¹²⁸⁰ Infolge der Unruhen der 1968er Jahre hatte sich die Funktion des Museums gewandelt und es wurde nun vor allem als Lernort verstanden.¹²⁸¹ Eine Vorbildfunktion hatte dabei die Wiedereröffnung des Historischen Museums 1972. Hoffmann schrieb dazu:

„Es ist wohl kein Zufall, daß gerade dieser fast universale Museumstyp mit jener Demokratisierung der Kultur begann, die für die Museen erst einmal eine Öffnung auch für diejenigen Schichten der Gesellschaft bedeutete, die den Museen traditionell eher abweisend gegenüberstanden. [...] Der aufklärerische Bildungsauftrag der Museen wurde reaktiviert und deutlich zum Ausdruck gebracht: Das ‚Museum als Lernort‘ lautete dementsprechend auch das kulturpolitische Programm für die Frankfurter Museen.“¹²⁸²

Vor allem die Sonderausstellungen der 1970er Jahre, die sich den Staufern oder den Preußen widmeten, hätten das wiedererstarkte Interesse an Geschichte exemplifiziert.

Der Frankfurter Kulturdezernent verwies auf drei Motivationen, die die Museumslandschaft zu einem Anziehungspunkt für Besucher machen würden: Zunächst das Interesse für die Architektur der neu entstandenen Museumsbauten und -erweiterungen, die man neben Frankfurt auch in Mönchengladbach oder Stuttgart habe beobachten können:¹²⁸³

„Die neuartige, ästhetisch reizvolle Architektur der Museen trägt also einen gehörigen Teil dazu bei, die Motivation potentieller Museumsbesucher zu befördern, gerade wenn es sich dabei oft um Architektur handelt, die von den Insidern der Kunst- und Architekturszene nicht unbedingt geschätzt, oft sogar heftig bekämpft wird.“¹²⁸⁴

¹²⁷⁸ Vgl. ebd., S. 194.

¹²⁷⁹ Der Ausspruch erinnert an die Worte von Willy Brandt „Mehr Demokratie wagen“. Vgl. Puhan-Schulz 2005, S. 127.

¹²⁸⁰ Vgl. ebd., S. 128.

¹²⁸¹ Vgl. Pehnt 1990, S. 22.

¹²⁸² Hoffmann 1990, S. 15.

¹²⁸³ Vgl. ebd.

¹²⁸⁴ Ebd.

Als weitere Motivation benennt Hoffmann ein neues Verhältnis zum Museumsbesuch, sodass auch vormals Nicht-Interessierte nun häufiger in die Museen kommen würden. Er beschreibt das Museum der Zeit vielmehr als Treffpunkt für Freunde und Familie:

„Das Museum heute ist [...] zu einer Institution der Freizeitgesellschaft geworden, durchaus legitim, wie ich finde, angesichts der realistischen Schätzung, daß im Jahr 2000 nur noch jeder dritte Erwachsene einer bezahlten Erwerbstätigkeit nachgehen wird.“¹²⁸⁵

In Bezug auf diese Entwicklungen folgerte der Kulturdezernent:

„Mit dem Schaumainkai, dessen neue Bezeichnung ‚Museumsufer‘ sich inzwischen schon eingebürgert hat, konnte die Stadt Frankfurt ein Areal erschließen, das in einzigartiger Weise den skizzierten Bedürfnissen entsprach.“¹²⁸⁶

Die in der Folge durchgeführten Wettbewerbe führten zu einem hohen Bekanntheitsgrad der Frankfurter Museumsarchitektur, da sie „jene neue, noch immer umstrittene Architekturauffassung befördern halfen, die mit dem Begriff ‚Postmoderne‘ undifferenziert bezeichnet wurde.“¹²⁸⁷ Im Folgenden sollen drei Museumsbauten näher vorgestellt werden, um die unterschiedlichen Herangehensweisen der Architekten zu verdeutlichen: die Museumsbauten Richard Meiers, Oswald Mathias Ungers‘ und Hans Holleins.

Der amerikanische Architekt Richard Meier ging aus dem ersten, beschränkten Wettbewerb als Gewinner hervor,¹²⁸⁸ zu dem sieben nationale und internationale Architekten zugelassen wurden.¹²⁸⁹ In der Ausschreibung wurde eine Integration in die Umgebung gefordert, die sich zum einen durch eine parkähnliche Anlage mit Baumbestand auszeichnet, zum anderen durch die Beziehung zum Eisernen Steg, der die Fußgängerverbindung über den Main und damit die Verbindung zwischen Stadtmitte und Schaumainkai markiert.¹²⁹⁰

Dem Entwurf von Richard Meier lagen folgende Überlegungen zugrunde, die sich vor allem auf den städtischen Kontext beziehen:

„Städtische Form entwickelt sich aus Typus und Ereignis, Gewebe und Diskontinuität, Geschichte und Moment des Entwurfs. Dieser Dialog hat den Entwurf des Museums für Kunsthandwerk in Frankfurt am Main wesentlich beeinflusst. Der Entwurf entwickelt sich aus einer Vorstellung von Kontext, die neben geographischen Merkmalen auch historische und typologische einbezieht. In diesem Sinne [...] ist

¹²⁸⁵ Ebd., S. 16.

¹²⁸⁶ Ebd.

¹²⁸⁷ Ebd.

¹²⁸⁸ Vgl. ebd.

¹²⁸⁹ Zu den internationalen Teilnehmern gehörte das amerikanische Architektenteam Venturi, Rauch sowie Scott-Brown, der österreichische Architekt Hans Hollein sowie der amerikanische Architekt Richard Meier. Unter den nationalen Teilnehmern waren: Heinz Mohl, das Team von Hölzinger und Gaepfert, Nowotny und Mähner sowie Trint und Quast. Vgl. dazu Barthelmeß 1988, S. 127.

¹²⁹⁰ Vgl. ebd.

dieses Museum eine betont öffentliche und städtische Institution. Eine Ablehnung der modernistischen Isolation des Baues als alleinstehendes Objekt, abgesondert von seiner Umgebung. Das Konzept will hier verbinden: es will auf den öffentlichen Kontext und das städtische Gewebe antworten, sie erweitern und verstärken.“¹²⁹¹

Für das Museum für Kunsthandwerk¹²⁹² diente die ehemalige Villa Metzler als Ausgangspunkt. Bereits vor der Erweiterung war dort die städtische Sammlung für Kunsthandwerk untergebracht.¹²⁹³ Neben dem Umgang mit der bestehenden Villa war die Berücksichtigung der parkartigen Umgebung gefordert.¹²⁹⁴ Ausgehend vom Kubus, entwickelte Richard Meier ein Grundraster aus 16 Quadranten – die Villa selbst nimmt einen Quadranten ein. Dann überlagerte er das bestehende Raster mit einem weiteren, welches er um 3,5° zum ersten Raster drehte (Abb. 150; Abb. 151).¹²⁹⁵ Dem L-förmigen Grundriss des Neubaus liegt das zweite Rastersystem zugrunde. Jeweils drei Pavillons sind an den Ecken angeordnet und stellen damit die Verbindungselemente dar. Die Villa Metzler bildet die vierte Seite, weicht jedoch in der Anordnung von den Eckpavillons ab, denn, wie bereits erläutert, bildet die Villa den Ausgangspunkt des Grundrasters – die Pavillons des Erweiterungsbaus orientieren sich hingegen an dem um 3,5° verschobenen Raster.¹²⁹⁶ Auch in Bezug auf die Außenabmessungen orientierte sich Meier in Breite und Höhe an der bestehenden Villa. Ebenso wurde die Fassadenverkleidung an den Proportionen der Villenfenster ausgerichtet.

Der Gestaltung des Innenraumes lagen hingegen andere Prämissen zugrunde, indem man den didaktischen Ansprüchen der Zeit an einen Museumsbau gerecht werden wollte.¹²⁹⁷ Es gibt keine festgelegte Raumfolge wie bei der Stuttgarter Staatsgalerie, stattdessen kann der Innenraum durch Raumteiler untergliedert werden.¹²⁹⁸ Die Ausstellungsebenen werden durch eine Rampe erschlossen.

Der Museumsbau wurde im östlichen Teil des Grundstücks verortet, sodass der verbleibende Teil des Grundstücks als öffentlicher Park gestaltet werden konnte. Ziel war es, mit dieser Grünzone eine Verbindung zwischen Sachsenhausen und der Innenstadt zu schaffen. Als Verbindungen zwischen dem Park und dem Museumsbau fungieren Wege und Achsen.¹²⁹⁹

Nur wenige hundert Meter entfernt von Richard Meiers Museumsbau liegt das Deutsche Architekturmuseum von Oswald Mathias Ungers (Abb. 152). Heinrich Klotz,

¹²⁹¹ Blaser, Werner (Hg.)/Meier, Richard: Bauen für die Kunst. Basel/Boston/Berlin 1990 (Aus dem Englischen übersetzt von Timothy Nissen), S. 53.

¹²⁹² Heute: Museum für Angewandte Kunst.

¹²⁹³ Vgl. Meier 1990, S. 53.

¹²⁹⁴ Vgl. ebd.

¹²⁹⁵ Vgl. Meier 1990, S. 56.

¹²⁹⁶ Vgl. Barthelmeß 1988, S. 135.

¹²⁹⁷ Vgl. Meier 1990, S. 56.

¹²⁹⁸ Vgl. Frampton, Kenneth: Das großartige Chaos. In: Lampugnani 1990, S. 113-116, S. 115.

¹²⁹⁹ Meier 1990, S. 53.

wie bereits erläutert zugleich Gründungsdirektor des Museums, schrieb dazu: „Das von O. M. Ungers errichtete Gebäude gibt nicht nur den Rahmen für das Deutsche Architekturmuseum ab, sondern es stellt an sich selbst dar, was Architektur sein kann.“¹³⁰⁰

Ausgangspunkt war, ebenso wie bei dem Museum für Kunsthandwerk, der Umgang mit einem bereits bestehenden Villengebäude. Von außen ist das Villengebäude aus dem Jahr 1901 mit einer rustizierten Außenmauer eingefasst. Durch diese scheint sich das Gebäude von seiner Umgebung mit den umliegenden Straßen deutlich abzugrenzen. Klotz verweist dazu auf die Analogie einer Stadtmauer. Auf der Mainseite, die zugleich den Zugang in das Museum ermöglicht, ist die Mauer mit Öffnungen versehen und wird auf dieser Seite zu einer Loggia. Von dort gelangt man in den Umgang, der durch Glasdecken von oben belichtet wird. Auf der Rückseite der Villa grenzt eine Halle mit einem Innenhof an. Der Innenhof exemplifiziert die Bedeutung der Proportionen: Er wurde als gläserner Würfel konzipiert, der im Grund- und Aufriss auf den Proportionen eines vierfach geteilten Quadrates basiert. Dieses quadratische Grundraster bestimmt jedoch nicht nur den Innenhof und die Ausstellungshalle, sondern liegt dem gesamten Bau zugrunde.

In das Innere des Altbaus hat Ungers ein Gehäuse eingesetzt – ein Haus im Haus (Abb. 153). Im Untergeschoss sind davon zunächst lediglich vier Stützen auszumachen. Im ersten Obergeschoss folgt eine in drei Schiffe unterteilte Ausstellungshalle. Das Zentrum der drei Schiffe bilden wiederum die vier aus dem Untergeschoss fortgeführten Stützen, die dort zu einem Gehäuse verdichtet sind.¹³⁰¹ Heinrich Klotz hat das architektonische Konzept wie folgt beschrieben:

„Mit dem sich aufwärts richtenden Blick erkennt man, daß der Kernraum, der Vierstützenbaldachin, in die folgenden Geschosse hineinsteigt, dort aber sich zunehmend schließt bis es sich endlich auf der fünften Ebene, im Obergeschoß, in ein von Wänden umstelltes, von quadratischen Fensterketten durchlichtetes Haus verwandelt und nun seine bildhaft symbolische Explikation erfahren hat. Man blickt durch alle Obergeschosse seitlich an der Giebelseite hinauf und erkennt hoch oben das kleine Haus, das sich als Finale dieser Transformation des Vierstützenraumes zu erkennen gibt.“¹³⁰²

Ungers hat demnach mit einer Aneinanderreihung von Raumschalen gearbeitet: Von der Umfassungsmauer, der Fassade der historischen Villa bis hin zum inneren Kern, den das Haus im Haus bildet. Eine weitere Schicht befindet sich zwischen Innenraum und Außenfassade und dient der Unterbringung der Infrastruktur des Gebäudes, zum Beispiel den Treppenhäusern und dem Lastenaufzug.¹³⁰³ Dieses Erkennen der Struktur,

¹³⁰⁰ Klotz, Heinrich: Stadtmauer und Urhütte. In: Lampugnani 1990, S. 150-151, S. 150.

¹³⁰¹ Vgl. ebd.

¹³⁰² Ebd.

¹³⁰³ Vgl. ebd., S. 151.

so Klotz, verdeutliche, was Ungers mit der „Thematik“¹³⁰⁴ eines Bauwerks gemeint habe. So führt der Kunsthistoriker dazu aus:

„Es ist nicht mehr allein das Ziel dieser Architektur, allein nackte Funktionen zu erfüllen und als nackter Raumcontainer Nutzflächen bereitzustellen. Vielmehr wird hier eine Gestaltungsidee verbildlicht, ja, man könnte sagen, es wird eine Geschichte erzählt, die davon handelt, wie sich ein Gebäude nach innen zunehmend verdichtet und wie schließlich als Symbolisierung der Architektur ein Haus im Haus zustande kommt [...].“¹³⁰⁵

Der Vierstützenraum wird als Baldachin gedeutet und verweist damit auf eines der ältesten Motive der Architekturgeschichte:¹³⁰⁶

„Wo immer vier Pfosten errichtet worden sind, setzt sich der Mensch in das Zentrum der Welt und findet seine Identität in der undefinierten Weite des Raums. Ungers zeigt, wie aus dem urtümlichen Gleichnis des Baldachins das Haus wird. Und indem sich diese Transformation von Geschoß zu Geschoß vollzieht, expliziert sich die ästhetische Fiktion.“¹³⁰⁷

Wie bereits dargestellt, beschreibt Klotz die Fiktion als verbindendes Element zwischen den Bauten Ungers', Moores und Rossis, wobei das Gebäude nicht mehr nur der Funktion dient, sondern zugleich als Kunstwerk verstanden wird: „Sie [die Architektur; Anmerk. d. Verf.] hat neben ihrer funktionalen eine poetische Reichweite hinzugewonnen [...].“¹³⁰⁸ Das deutsche Architekturmuseum in Frankfurt verdeutlicht programmatisch die Architekturauffassung Oswald Mathias Ungers'.

Der österreichische Architekt Hans Hollein beteiligte sich ebenso wie Meier am Wettbewerb für das Museum für Kunsthandwerk, jedoch ohne Erfolg. 1983 gewann er aber den Wettbewerb für das Museum für Moderne Kunst; der offizielle Auftrag für die Planung erfolgte zwei Jahre später. Die Ausgangsbedingungen des städtebaulichen Kontextes differierten jedoch: Das Grundstück lag nicht am Schaumainkai. Gleichzeitig handelte es sich um einen Neubau, ohne dass ein bereits bestehendes Gebäude in den Entwurf integriert werden musste. Dennoch erforderte die Lage des Grundstücks in unmittelbarer Nähe zum Römer und zum Dom eine besondere Lösung unter Einbeziehung des städtebaulichen Kontextes.¹³⁰⁹ Das vorhandene Grundstück zwischen Braubachstraße und Wiener Straße erwies sich aufgrund seines dreieckigen Zuschnitts als

¹³⁰⁴ Ebd.

¹³⁰⁵ Ebd.

¹³⁰⁶ Vgl. ebd.

¹³⁰⁷ Ebd.

¹³⁰⁸ Ebd.

¹³⁰⁹ Vgl. Protzmann, Hanskarl: o. T. In: Der Magistrat der Stadt Frankfurt am Main (Hg.): Hans Hollein. Museum für Moderne Kunst Frankfurt am Main (Schriftenreihe des Hochbauamtes zu Bauaufgaben der Stadt Frankfurt am Main, Bd. 22). Berlin 1991, S. 12.

schwierig und erforderte eine besondere Lösung.¹³¹⁰ Hans Hollein stellte zwei Bedingungen heraus, die seinen Entwurf maßgeblich beeinflussten:

„Auf der einen Seite [resultiert der Entwurf; Anmerk. d. Verf.] auf städtebaulichen, stadträumlichen und stadtbildmäßigen Überlegungen und den Bedingungen des Grundstücks und seinem spezifischen Zuschnitt, auf der anderen Seite auf dem Programm, seinen funktionellen Konsequenzen und den Notwendigkeiten einer Schaustellung von Objekten bildender Kunst für ein breites Publikum unterschiedlichen Bildungshintergrunds.“¹³¹¹

Entgegen den Beiträgen der anderen Wettbewerbsteilnehmer nahm Hollein als Einziger die eigenwilligen Bedingungen des Grundstücks an und passte das Gebäude in dieses ein (Abb. 154; Abb. 155). Interessant erscheint die Zugangssituation in das Innere des Museumsgebäudes: Der Eingang befindet sich an der Ecke zwischen Braubachstraße und Domstraße, sodass der Besucher diagonal in den Innenraum mit dem Foyer geleitet wird. Das Zentrum bildet im Inneren eine trapezförmige Halle mit einem Oberlicht. Diese Halle kann somit sowohl im Rahmen von Veranstaltungen als auch zur Ausstellung großformatiger Werke genutzt werden und ist nicht nur vom Foyer aus einsehbar, sondern zudem durch kleine Wandöffnungen, die wie Balkone gestaltet sind. Von diesen ausgehend eröffnen sich dem Besucher unterschiedliche Blickbeziehungen. Sie können als Reminiszenz an die Pechnasen mittelalterlicher Wehrarchitektur gedeutet werden.¹³¹² Insgesamt verleitet der Bau dazu, nach Vorbildern zu suchen: „Das Geheimnis der imaginären Architektur von Hans Hollein ist, daß sie den Vergleich mit Bauwerken verschiedener Zeiten herausfordert, ohne jedoch eine Entsprechung zu finden.“¹³¹³

Durch die Verwendung von Sandstein und Arkaden lassen sich Bezüge zur Altstadtarchitektur herstellen. Über dem Zulieferungsportal an der Domstraße ist der Bau durch eine Kolossalordnung mit Metallsäulen gekennzeichnet.¹³¹⁴

Die benannten Museumsbauten gilt es, im Kontext ihrer Zeit zu verstehen:

„Zu kaum einer Zeit vorher oder nachher wurden die Diskussionen über den einzig richtigen Weg der Architektur so leidenschaftlich geführt und standen sich die Fronten so unversöhnlich gegenüber: auf der einen Seite Ungers, Kleihues, vielleicht Meier, auf der anderen Seite Hollein, Bofinger, Stirling (Staatsgalerie Stuttgart). Zwischen diesen Fronten, oder besser gegen beide Fronten Behnisch, der

¹³¹⁰ Vgl. Lampugnani 1990, S. 75.

¹³¹¹ Hollein, Hans: Ausstellen, Aufstellen, Abstellen. Überlegungen zur Aufgabe des Museums für Moderne Kunst. In: Der Magistrat der Stadt Frankfurt am Main 1991, S. 16-27, S. 23.

¹³¹² Vgl. Mönninger, Michael: Die Quadratur des Dreiecks. In: Lampugnani 1990, S. 85-87, S. 87.

¹³¹³ Ebd., S. 85.

¹³¹⁴ Vgl. Klotz, Heinrich: Dualität. In: Der Magistrat der Stadt Frankfurt am Main (Hg.): Hans Hollein. Museum für Moderne Kunst Frankfurt am Main (Schriftenreihe des Hochbauamtes zu Bauaufgaben der Stadt Frankfurt am Main, Bd. 22). Berlin 1991, S. 69-73, S. 70.

leidenschaftlich für sich in Anspruch nahm – und nimmt – das gefährdete Fähnlein einer demokratischen Architektur hochzuhalten.“¹³¹⁵

Daher ist es obligatorisch, bei der Betrachtung des Deutschen Postmuseum – heute Museum für Kommunikation – diesen durch kontroverse Architekturdebatten gekennzeichneten Entstehungskontext mit einzubeziehen.

5.4.3 Baugeschichte und -beschreibung

Das erste Reichspostmuseum eröffnete 1872 in Berlin und verzeichnete bereits in den folgenden Jahren große Besucherzahlen. Der Erfolg des Museums gründete darauf, dass man dort schon bald neue technische Errungenschaften ausstellte, zum Beispiel in einer eigens eingerichteten Abteilung für Luftfahrt oder Funkwesen. Im Zweiten Weltkrieg fürchtete man um die Sammlung, sodass sie 1943 ausgelagert wurde.¹³¹⁶ In der Folgezeit wurde das historistische Gebäude zerstört. Die Sammlung, die in der Zwischenzeit in Salzbergwerken in Thüringen lagerte, wurde 1949 an die deutsche Hauptverwaltung für das Post- und Fernmeldewesen übergeben, nachdem die amerikanischen Truppen diese 1945 im Central Collecting Point in Wiesbaden abgegeben hatten. Ein Teil der Sammlung sollte schließlich wieder der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden, während ein weiterer Teil in Magazinen eingelagert wurde.¹³¹⁷

1958 wurde das Bundespostmuseum in Frankfurt gegründet, einen eigens für die Ausstellung der Sammlung konzipierten Museumsbau gab es jedoch lange Zeit nicht. Die gemieteten Räumlichkeiten des Museums befanden sich in einer Villa am Schaumainkai, die jedoch für die Ausstellung von Exponaten ungünstig ausgelegt war. Daraus resultierte bereits in den 1970er Jahren der Wunsch, das Museum an einen anderen Ort zu verlegen. Die Pläne, in ein Fernmeldehochhaus an der Großen Eschenheimer Straße umzuziehen, scheiterten jedoch. Auch wurde zwischenzeitlich der Standort Frankfurt infrage gestellt, sodass es mit Auslauf des Mietvertrags 1976 Überlegungen gab, mit dem Museum nach Bonn umzuziehen, wo der Neubau für das Bundespostministerium bereits in der Planung war.¹³¹⁸

Die Bedingungen änderten sich, als die Stadt der Bundespost den Kauf des Grundstücks mit der darauf befindlichen Gründerzeitvilla anbot.¹³¹⁹ Zunächst plante man den

¹³¹⁵ Rumpf, Peter: Transparente Disziplin. In: Lampugnani, Vittorio Magnago (Hg.): Museumsarchitektur in Frankfurt. 1980-1990. München 1990, S. 165-167, S. 165 f.

¹³¹⁶ Vgl. Werner, Thomas: Hintergründe und Entstehung. In: Werner, Thomas (Hg.): Das Deutsche Postmuseum. Heidelberg 1990, S. 5-9, S. 5.

¹³¹⁷ Vgl. Werner 1990, S. 6; Vgl. Küster, Jürgen: Ein Postmuseum für die Stadt der Post. Das Bundespostmuseum 1958-1985. In: Gnegel, Frank (Hg.): Museum für Kommunikation Frankfurt. Geschichte, Sammlungen, Architektur. Frankfurt am Main 2008, S. 34-55, S. 39.

¹³¹⁸ Vgl. Wesp, Rosemarie: „Es ist alles so schön hell hier“. Der Neubau des Deutschen Postmuseums 1990. In: Gnegel 2008, S. 78-111, S. 83; vgl. Küster 2008, S. 51.

¹³¹⁹ Zuvor war auf dem Grundstück noch ein Kindergarten untergebracht. Nachdem ein neuer Standort für diesen gefunden war, konnte die Stadt das Grundstück veräußern. Vgl. Wesp 2008, S. 83.

Abriss des Gebäudes, der durch die Intervention des Landesamtes für Denkmalpflege im Februar 1981 jedoch zunächst nicht erfolgen konnte. Trotz dieser Umstände trat die Bundespost nicht vom Kaufvertrag zurück. In der Folge kam man mit den Denkmalpflegern überein, dass ein Abriss der Villa doch möglich sei, sofern der Baukörper des Neubaus in seiner Maßstäblichkeit in das Villenensemble entlang des Mainufers integriert werden würde.¹³²⁰ Problematisch erwies sich allerdings, dass das Grundstück relativ klein war und damit nachfolgende Erweiterungsbauten ausschloss.¹³²¹ Die Entscheidung für Frankfurt als Standort des Bundespostmuseums und zugleich der Verbleib auf dem Grundstück waren wohl überlegt, denn die Planung erfolgte simultan mit der Konzeption des Museumsufers durch die Stadt Frankfurt. Im Gegensatz zu den anderen Museumsbauten und -erweiterungen war das Bauvorhaben zwar nicht von der Stadt Frankfurt, sondern vom Bonner Postministerium initiiert, dennoch bot sich damit die Gelegenheit, innerhalb des neu geschaffenen Museumsensembles Präsenz zu zeigen.¹³²²

1982 wurde der Architekturwettbewerb ausgeschrieben. Der Museumsneubau sollte zum einen der Geschichte der Bundespost als Traditionsunternehmen gerecht werden, zum anderen dessen Fortschrittlichkeit vor allem in Bezug auf technische Entwicklungen repräsentieren. Die Ausschreibung sah vor, die Baumbestände auf dem Grundstück beizubehalten. In Bezug auf die vorhandene Villa wurden die Erhaltung oder der Abriss des Gebäudes dem jeweiligen Architekten überlassen. Für das Raumprogramm sah man eine Nutzfläche von nicht mehr als 4460 m² vor. Insgesamt 49 Architekturbüros reichten ihre Vorschläge dazu ein. Der erste Preis ging an Behnisch & Partner, der zweite Preis an das Mannheimer Architekturbüro von Prof. Carlfried Mutschler und Joachim Langner und der dritte Preis an die Darmstädter Architekten Johann Eisele, Nicolas Fritz und Johannes D. Meyer.

In der Zeitschrift *Baumeister* hob Günter Behnisch später hervor: „Unser Ansatz war einfach. Er war abgeleitet von den Vorgaben.“¹³²³ Gemeint war damit unter anderem die geforderte Beibehaltung des „Villencharakters“¹³²⁴. Da man der Ansicht war, dass dies nicht durch ein neues Gebäude gelänge, entschied man sich für den Erhalt der Villa.¹³²⁵ Doch diese Entscheidung des Büros brachte gleichsam Einschränkungen mit sich, denn es galt zudem, den Baumbestand zu erhalten. Der Entwurf des Büros griff jedoch die besonderen Bedingungen auf und zeigte so eine spezifische Lösung: Ein rechteckiger, dreigeschossiger Neubau wurde westlich der Villa angeordnet (Abb. 156).

¹³²⁰ Vgl. Wesp 2008, S. 83.

¹³²¹ Vgl. Werner 1990, S. 6.

¹³²² Vgl. Wesp 2008, S. 80.

¹³²³ Behnisch & Partner: Deutsches Postmuseum in Frankfurt/Main. In: *Baumeister* 87 (1990) 9, S. 14-23, S. 14.

¹³²⁴ Ebd.

¹³²⁵ Vgl. ebd.

Da die hierin vorgesehene Ausstellungsfläche jedoch nicht ausreichte, entschloss man sich, einen Teil der Ausstellung in ein Untergeschoss zu verlegen, das sich nicht nur unterhalb des Neubaus, sondern auch über das gesamte Gartengrundstück erstrecken sollte. An der zum Garten hin verlaufenden Langseite des Baukörpers sah der Entwurf einen Halbkegel vor, durch den die visuelle Beziehung zwischen den unterschiedlichen Ausstellungsebenen erreicht und zugleich das Untergeschoss belichtet werden sollte.¹³²⁶ Ferner wurde der Entwurf somit der zentralen Wettbewerbsforderung gerecht, ein „Kommunikationsforum“ zu schaffen.¹³²⁷

Während auch die Gewinner des dritten Preises den Erhalt der Villa vorsahen, entschied sich das Büro von Mutschler und Langer für deren Abriss (Abb. 157). Da man vorsah, dass die Breite des Neubaus die Maße der Villa aufnehmen sollte, entsprach auch dieser Wettbewerbsbeitrag den Vorgaben. Das Preisgericht hob zudem die weitest gehende Erhaltung des Baumbestandes hervor. Als Verkleidung des Baukörpers planten die Zweitplatzierten Außenwände aus Naturstein und eine Verdachung mit einer Metallgitterkonstruktion.

Der Entwurf der Drittplatzierten Eisele, Fritz und Meyer ging hingegen von einer u-förmigen Anordnung der Baukörper aus, in die auch die vorhandene Villa integriert werden sollte. Als Verbindung zwischen den Neubauten und der Villa wurden Stegkonstruktionen an der West- und Südseite der Villa vorgesehen. Der Strenge, die bei dem Entwurf von Mutschler und Langer sowohl durch die Materialwahl als auch die klare Anordnung des Baukörpers suggeriert wurde, steht der Entwurf der Darmstädter Architekten entgegen, der durch die Aufgliederung in verschiedene Baukörper sowie die Störung der Symmetrie durch die Anordnung der Bauteile gekennzeichnet war.

Die Grundsteinlegung erfolgte am 26. März 1986.¹³²⁸ Das Projekt wurde im Büro von Behnisch & Partner von wechselnden Teams betreut. Zunächst übernahm die Gruppe unter der Leitung Peter Schürmanns die Planung. Mit ihm arbeiteten seinerzeit viele junge Architekten zusammen, für die die Arbeit an diesem Museum zumeist das erste größere Bauprojekt war. Als sich die Gruppe ein Jahr vor der Eröffnung auflöste, blieb nur Marina Eilers. Es bildete sich ein neues Team, das von Christian Kandzia betreut wurde. Obwohl es zunächst Bedenken gab, dass es dadurch Probleme in Bezug auf den Bauprozess geben könnte, stellte sich dieser Umstand im Nachhinein als positiv heraus. So resümierte Behnisch:

„[...] diejenigen Architekten, die die Aufgabe danach übernommen haben (hier ist besonders Christian Kandzia zu erwähnen, aber auch Matthias Tusker, der am Ein-

¹³²⁶ Vgl. Wesp 2008, S. 84 f.

¹³²⁷ Vgl. ebd., S. 80.

¹³²⁸ Vgl. ebd., S. 87 f.

gang gearbeitet hat), [haben] die noch offenen Probleme schnell, direkt und frisch lösen können.“¹³²⁹

Die Bauarbeiten konnten im September 1990 abgeschlossen werden.¹³³⁰

Der Standort des Museums liegt etwa auf der Hälfte zwischen den beiden Mainbrücken in der Nähe des Deutschen Architekturmuseums. Der Schaumainkai trennt das Museum von dem mit Platanen gesäumten Fußgängerweg oberhalb des Mains. Da sich das Museum auf der südlichen Mainseite befindet, wird der Blick auf die für das Stadtbild Frankfurts prägende Skyline freigegeben (Abb. 158).

Wie bereits im Wettbewerbsentwurf vorgesehen, wurde die historische Villa erhalten; daneben befindet sich der Neubau. Von der Straßenseite aus gesehen, scheinen die beiden Gebäude nicht räumlich miteinander verbunden zu sein. Es gibt jedoch einen Gang, der die Ausstellungsräume in der unteren Ebene miteinander verbindet. Auch das Untergeschoss der alten Villa wird für die Ausstellung von Exponaten genutzt. Die von außen zunächst nicht sichtbare Verbindung zwischen den beiden Gebäuden begründete Behnisch mit dem Ziel einer Konfrontation von Alt- und Neubau, bei dem „die Andersartigkeit der zwei Teile [...] nicht verwischt werden [durfte].“¹³³¹ Der Umgang mit dem vorhandenen Villengebäude stellte sich für das Architektenteam keineswegs als einfach dar. Das ehemalige Wohnhaus der Frankfurter Bankiersfamilie Neufville (Abb. 159), das 1893 nach dem Entwurf des Frankfurter Architekten Franz von Hovart im Stil der Neorenaissance erbaut worden war, wurde im Krieg durch Fliegerbombenangriffe beschädigt; die Schäden waren in der Folge jedoch nur provisorisch behoben worden.¹³³² Für das Büro stellte die originalgetreue Rekonstruktion des Gebäudes aufgrund des zu erwartenden Aufwandes keine Option dar. Statt dieser entschied man sich für einen anderen Weg, für den der Einsatz von Farbe wesentlich ist. Die farblich akzentuierten Stellen verweisen auf die Geschichte des Gebäudes. So wurde beispielsweise die Stelle, an der sich einst der Schmuckgiebel des Hauses befand, farblich hervorgehoben.¹³³³ Auch, wenn Alt- und Neubau von außen zunächst keine räumliche Verbindung aufweisen, wird durch den Einsatz von Farbe die Zusammengehörigkeit der beiden Gebäude verdeutlicht.¹³³⁴

Da sich die historische Villa nicht als Ausstellungsfläche anbot, wurde das Gebäude zu einem Verwaltungs- und Bibliotheksgebäude umfunktioniert. Nur das Unterge-

¹³²⁹ Behnisch & Partner 1990, S. 18.

¹³³⁰ Vgl. Wesp 2008, S. 87 f.

¹³³¹ Behnisch, Günter: o. T. In: Werner, Thomas (Hg.): Das Deutsche Postmuseum. Heidelberg 1990, S. 22-25, S. 23.

¹³³² Franz van Hoven hat u. a. auch das Frankfurter Rathaus entworfen. Vgl. dazu Kugler, Liselotte: Vorwort. In: Gnegel 2008, S. 6-11, S. 8.

¹³³³ Vgl. Behnisch 1990, S. 24.

¹³³⁴ Vgl. Behnisch & Partner 1990, S. 20.

schoß wurde, wie bereits erwähnt, an die Ausstellungsfläche unterhalb des Gartens angeschlossen (Abb. 160). Mit Betreten der sanierten Villa wird deutlich, dass die Innenräume des Museums zeitgemäß modernisiert wurden, wie sich bereits anhand des Treppenhauses feststellen lässt. Auch hier kommt die für das Büro typische Farbgestaltung zum Einsatz: Die Decke des Treppenhauses ist in einem hellen blau gestrichen, welches jedoch nicht flächig aufgetragen wurde und damit Assoziation zu Wolken weckt (Abb. 161). Über die Treppe erreicht man die Bibliotheksräume des Museums. Von den dortigen Arbeitsplätzen wird der Blick aus dem Fenster gelenkt und damit auf den Neubau. Auf dieser Etage befindet sich ferner das Büro des Bibliotheksleiters mit einem Zugang zur Loggia, die zum begrünten Dach des Untergeschosses führt. Im Geschoss darüber befinden sich weitere Verwaltungsräume, darunter das Büro des Museumsleiters sowie das Sekretariat. Im Obergeschoss sind die Räume für ein Fotolabor und -studio sowie die Restaurierung untergebracht.

Wie bereits im Wettbewerbsentwurf formuliert, wurde neben dem Villengebäude ein Neubau errichtet, der einen Teil der Ausstellung beherbergt. Da das vorhandene Gebäude den prominenten Platz auf dem Grundstück einnimmt, musste man mit den noch verbleibenden Platzverhältnissen umgehen. Daraus resultierte, dass der Neubau zwischen der Villa und der Westgrenze angeordnet wurde. Er ist, entsprechend den Platzverhältnissen, schmaler als diese und musste weit in das Grundstück hineingeführt werden, um den geforderten Raumansprüchen genügen zu können (Abb. 162).

Das Gebäude ist dreigeschossig und wird durch zwei Untergeschosse ergänzt, die sich nicht nur über die Fläche unterhalb des dreigeschossigen Baukörpers erstrecken, sondern über den gesamten Villengarten. Insbesondere die im Untergeschoss befindliche Ausstellungsfläche verdeutlicht den Umgang mit den zentralen Forderungen des Bauherrn, die es zu vereinen galt: der Schaffung von ausreichend Ausstellungsfläche, aber zugleich die Bewahrung des Baumbestandes. Wie der Grundriss zeigt, mussten für die Wurzelballen der Platanen entsprechend den Gegebenheiten halbkreisförmige Ausschnitte vorgesehen werden (Abb. 163). Zunächst war man davon ausgegangen, dass man dennoch einige der alten Bäume umschlagen und durch jüngere Bäume ersetzen dürfe. Es stellte sich heraus, dass der gesamte Baumbestand erhalten werden musste, sodass dies eine Verkleinerung der Ausstellungsfläche im ersten Untergeschoss bedingte.¹³³⁵ Neben der Dauerausstellung wurde im Untergeschoss ein Gruppenraum untergebracht. Auf der zweiten Ebene darunter befinden sich die Tiefgarage, ein Schutzraum, das Magazin sowie der Technikbereich. Durch die Disposition des Baukörpers und die Begrünung des Dachs der unteren Ausstellungsebene konnte der Charakter des Villengartens beibehalten werden, der jedoch nicht öffentlich zugänglich ist.

¹³³⁵ Vgl. Behnisch & Partner 1990, S. 16.

Dem Erdgeschoss sind die zentralen Versorgungseinrichtungen vorbehalten mit der Informationstheke, dem Café und dem Filmsaal (Abb. 164). Von dort aus gelangen die Besucher in die unterschiedlichen Ausstellungsbereiche, die neben dem ersten Untergeschoss auch noch im ersten und zweiten Obergeschoss des Baus zu finden sind.

Vom Main aus zeigt sich das Museum mit einer verglasten Eingangsfront, über die sich ein vorkragendes Dach erstreckt. Darüber befindet sich der halbrunde Abschluss des Dachgeschosses, der mit Aluminiumplatten verkleidet wurde und von Antennen einer Funkstation überragt wird (Abb. 165).

Der Eintritt in das Museum erfolgt über eine vorgelagerte Eingangsplattform, die vom Fußgängerweg aus über eine breite Treppenanlage erreichbar ist. Diese Zugangssituation wurde jedoch keineswegs konventionell gelöst, denn über die Gesamtlänge erstrecken sich nur die ersten drei Stufen, dann schließt eine Zweiteilung der Treppen an: Während auf der Seite des Museumseingangs eine Brüstung folgt, die zugleich den Abschluss der Eingangsplattform darstellt, werden die Treppenstufen in der anderen Hälfte bis nach oben fortgeführt. Zudem wird die Steintreppe um einen Bereich aus Metall ergänzt. Dieser verläuft diagonal und verbreitert damit die Treppe hin zum Fußgängerweg. Rechts vom Eingang gibt es zudem eine Rampe, die den barrierefreien Zutritt ermöglicht. Der Eingangsbereich in das Museum wird durch ein Dach geschützt, das bis zur Hälfte über der Eingangsplattform vorkragt. Dieses wird von zwei Stahlbetonstützen getragen. Ein Viertel des Trägers sowie eine Stahlbetonstütze sind in einem hellen Blau gestrichen. „Im Formalen ist das Gebäude recht klar und fest geworden. [...] Wir meinten schließlich, wir sollten diese Festigkeit relativieren; z.B. durch eher ‚flüchtige‘ Farben oder den eher ‚improvisierten‘ Teil aus Metall an der Eingangsplattform“¹³³⁶, erklärte Günter Behnisch dazu. Auf der linken Seite befindet sich ein kreisrundes Oberlicht, das den Blick in den Himmel freigibt. Das Kreismotiv, das sich zum einem im Oberlicht, zum anderen in Form der halbkreisförmigen Aussparungen für die Wurzelballen im Grundriss wiederfindet, wurde auch im Bodenbelag aufgegriffen. Die Vorderkante des Daches ist durch Metallgitter aufgelöst.¹³³⁷

Vom Main aus gesehen, befindet sich die Eingangstür zum Museum auf der rechten Seite. Über der farblich hervorgehobenen Eingangstür kragt das erste Obergeschoss vor, wodurch eine weitere Akzentuierung des Eingangs erfolgt. Die Treppen und die Eingangstür wurden diagonal zueinander angeordnet, sodass der Weg des Museumsbesuchers schräg über die Eingangsplattform verläuft. Bevor er jedoch die Treppen hinaufschreitet, wird sein Blick auf die Kegelfassade der Gartenseite des Baus freigegeben (Abb. 168). Diese bestimmt wesentlich die nordöstliche Fassade des Museumsbaus.

¹³³⁶ Behnisch 1990, S. 24.

¹³³⁷ Vgl. Behnisch & Partner 1990, S. 20.

Entgegen dem Wettbewerbsentwurf, der zunächst einen Halbkegel vorsah, wurde die geometrische Form der Glasfassade zu einem Kegelabschnitt (Zylinderhuf) weiterentwickelt. Zugleich konnte damit die natürliche Belichtung des Untergeschosses ermöglicht werden, die durch die Aussparung im Erdgeschoss einfallen kann.¹³³⁸ Die Obergeschosse wurden mit 8 mm starken Leichtmetalltafeln verkleidet, für die es neuer technischer Entwicklungen bedurfte.¹³³⁹ Das technizistische Äußere, welches durch die Leitmetalltafeln suggeriert wird, trifft im Südosten auf die große Platane, für die eine weitere Aussparung im Bau vorgesehen wurde. Trotz der scheinbaren Gegensätzlichkeit gelingt die Integration der Platane. Sowohl die mit Aluminium verkleidete Fassade als auch die Funkstation auf dem kreisrunden Abschluss des Daches haben immer wieder den Vergleich mit einem Schiff herbeigeführt und damit auf „[...] eine der klassischen Symbolformen der Moderne“¹³⁴⁰ verwiesen. Diese Assoziation wird durch die Nähe zum Main weiter unterstützt.

Im Innenraum bildet der Bereich unterhalb des Glaskegels das Zentrum des Baus (Abb. 167). Der Gebäuderiegel wird wesentlich durch ein System aus Stützen bestimmt, die in unregelmäßigen Abständen zueinander angeordnet wurden und den Raum zweiteilen: Auf der einen Seite befinden sich die Treppen, die auf die unterschiedlichen Ebenen führen, auf der anderen Seite der Besucherbereich mit der Kasse und dem Museumsshop. Die Eingangstür wurde demnach exakt so angeordnet, dass der Besucher direkt links an diesem vorbeigeführt wird. Die erste, gewendelte Treppe, die in den Boden eingelassen wurde, führt den Besucher auf möglichst kurzem Wege zur Garderobe im Untergeschoss. Über den Eingangsbereich, der relativ schmal ist, gelangt man in den zentralen Raum, von dem aus alle Ebenen erschlossen werden können. Eine zweite Treppe führt in die oberen Ausstellungsbereiche. Von dieser aus bieten sich zahlreiche Aus- und Durchblicke in die verschiedenen Ebenen sowie durch den Glaskegel in den Garten des Museums. Durch die Wendeltreppe können die Besucher möglichst schnell auf die nächste Ebene gelangen, die zweite Treppe lädt hingegen zum Flanieren und zum Sammeln von Eindrücken sowohl des Gebäudes als auch der Ausstellung ein. Ebenso ist der zentrale Verbindungsraum von der Treppe aus einsehbar. Daneben gibt es eine weitere Wendeltreppe, die nach oben führt. Sie hat weniger einen funktionalen als einen skulpturalen Charakter. Der Bereich unterhalb des Lichtkegels markiert das räumliche Zentrum des Baus. Die Treppe in das Untergeschoss wurde diagonal durch den Raum geführt und erinnert somit an frühere Bauten des Büros, et-

¹³³⁸ Vgl. ebd., S. 24.

¹³³⁹ Vgl. ebd., S. 16.

¹³⁴⁰ Wesp 2008, S. 91.

wa die Schulen „Auf dem Schäfersfeld“. Die Treppen innerhalb des Museumsbaus zeigen verschiedene Ausführungen und differieren in den Materialien und Farben.¹³⁴¹

Die Ausstellungsarchitektur wurde hingegen nicht von Behnisch & Partner mitentworfen, sondern entstand in Zusammenarbeit des Nürnberger Innenarchitekten Hermann Vilter und des Ingenieurbüros Kurt Hüttinger. Unterstützung bekam das Team durch Hans-Christian Röglin vom Institut für angewandte Sozialpsychologie in Düsseldorf.¹³⁴² Dieser wurde mit der Erarbeitung einer Leitstudie beauftragt, die im Mai 1986 fertiggestellt wurde. Darin beschäftigte er sich mit der Charakterisierung der Post, deren wesentliche Aufgabenfelder er zum einen in der Beförderung von Personen, zum anderen in der Nachrichtenübermittlung sah. Durch die Integration technischer Entwicklungen hätte man zudem das Angebot erweitern können, sodass die Grundlagen für eine moderne Kommunikationsgesellschaft geschaffen wurden. Röglin resultierte, dass diese beiden Grundüberlegungen die Gestaltung des Museums wesentlich prägen sollten.¹³⁴³ Da sich das Museum an die Öffentlichkeit wende, schlug der Sozialpsychologe eine zeitgemäße Präsentation vor – nur dort, wo es notwendig erscheinen würde, sollten historische Darstellungen integriert werden.

„Es geht also nicht vorrangig darum, dem Menschen die Gegenwart durch seine Vergangenheit zu erklären und ihm den geschichtlich-chronologischen Abriß einer Entwicklung zu veranschaulichen, sondern dem Menschen sein Verhältnis zur Gegenwart und zur zukünftigen Entwicklung aufzuzeigen und ihn in das, was gezeigt wird mit einzubeziehen.“¹³⁴⁴

Konkret auf die Gestaltungsprinzipien der Ausstellung bezogen, ergab sich daraus der Vorschlag, die Ausstellung nach Themenschwerpunkten in Form eines Inselprinzips aufzubereiten.¹³⁴⁵ Interessant sind in diesem Zusammenhang auch Röglin's Ausführungen zur Wegeführung innerhalb des Museums, wonach sich Menschen gerne gegen den Uhrzeigersinn bewegen würden. Zudem wurde ein Verzicht auf Trennwände und andere Barrieren vorgeschlagen, um dem Besucher die freie Gestaltung seines Besuchs selbst zu überlassen.¹³⁴⁶

Das architektonische Konzept des Büros Behnisch & Partner zeigt eine Kongruenz mit den von Röglin erarbeiteten Punkten. So wurde in der Studie die „luftige und heitere Atmosphäre“¹³⁴⁷ des Gebäudes gelobt, die zugleich „vielfältige Einblicke und Durch-

¹³⁴¹ Vgl. Spieker 2006, S. 255-259.

¹³⁴² Vgl. Wesp 2008, S. 103.

¹³⁴³ Vgl. Röglin, Hans-Christian: Leitstudie für das Ausstellungskonzept des neuen Bundespostmuseums in Frankfurt/Main. Gesamtkonzept. Düsseldorf 1985 (Archiv MK), S. 3.

¹³⁴⁴ Ebd., S. 4.

¹³⁴⁵ Vgl. ebd., S. 9.

¹³⁴⁶ Vgl. Röglin 1985, S. 12 f.

¹³⁴⁷ Ebd., S. 20.

blicke“¹³⁴⁸ bieten würde. Die in diesem Bau zu erwartende Stimmung entsprach damit dem von Röglin charakterisierten Bild des Unternehmens, um die „[...] Post als eine Einrichtung für den Bürger, also offen, durchschaubar, kundenfreundlich darzustellen.“¹³⁴⁹ Mit Bezug auf die damaligen Architekturtendenzen schreibt Röglin: „Die Post ist modern, nicht postmodern.“¹³⁵⁰

5.4.4 Architekturhistorische Einordnung

Peter Rumpf attestiert dem Museumbau eine „[...] gewisse Zurückhaltung, sogar durch eine dem Büro nicht immer eigene Disziplin in der Materialwahl und in deren Zurschaustellung.“¹³⁵¹ Sowohl im Hinblick auf den Bezug zur historischen Villa als auch im Kontext des gesamten Museumsufers fällt das Gebäude nicht demonstrativ in Erscheinung, wobei Rumpf betont, dass es damit keineswegs „zur grauen Maus“ würde.¹³⁵² Klaus Dieter Weiss schreibt in der Deutschen Bauzeitung zu der Rezeption des Gebäudes:

„Nach den spektakulären ‚Entgleisungen‘ Hysolar-Institut und Kindergarten Luginsland wird das Postmuseum gefeiert wie die Rückkehr des verlorenen Sohns. Erleichtert lässt sich feststellen: Der Erbauer des Münchner Olympiades und des Deutschen Bundestages gehört wieder dazu. Zum Mainstream konventioneller Architekturauffassungen und statisch geordneter Wände.“¹³⁵³

Um die Beurteilung durch Rumpf und Weiß einzuordnen, bedarf es noch einmal der Rekapitulation des Hinweises auf den Kontext, vor dem das Museumsgebäude entstanden ist.¹³⁵⁴

Auch wenn es sich bei dem Deutschen Postmuseum nicht um ein städtisches Projekt handelte, so ist es dennoch im Zusammenhang mit dem Bau weiterer Museumneugründungen und -erweiterungen in Frankfurt zu betrachten. Das Museumsufer, Teil dessen nun auch der Bau Behnischs ist, diente seinerzeit der Kommunalpolitik als wesentliche Maßnahme zu der Imageverbesserung der Stadt Frankfurt. Die Museen wurden unter anderem in ehemaligen Patriziervillen am Schaumainkai angesiedelt, sodass diese vor dem Abriss bewahrt werden konnten. In dieser Haltung zeichnete sich bereits ein verändertes Verhältnis zum Bestand ab. Wesentlich für den Erfolg des *Museumsufers* waren auch die Wettbewerbe, an denen sich internationale Architekten wie Richard Meier und Hans Hollein beteiligten. Vor allem Heinrich Klotz, der, wie bereits

¹³⁴⁸ Ebd.

¹³⁴⁹ Ebd.

¹³⁵⁰ Ebd.

¹³⁵¹ Rumpf 1990, S. 165.

¹³⁵² Vgl. ebd.

¹³⁵³ Weiss, Klaus Dieter: Freiheit ästhetisieren. Das Büro Behnisch & Partner. In: DBZ Deutsche Bauzeitung 39 (1991) 1, S. 27-34, S. 37.

¹³⁵⁴ Vgl. Rumpf 1990, S. 165.

erläutert, den Wettbewerbsjurys beisaß, setzte sich für die Gewinnung internationaler Architekten ein. Doch nicht nur in Frankfurt nutzte man seinerzeit in Anbetracht der Städtekonkurrenz Aufsehen erregende Museumsbauten als wesentliche Maßnahme der Attraktivitätssteigerung durch die Kommunalpolitik, sondern beispielsweise auch in Stuttgart und Mönchengladbach.

Behnisch selbst war, wie der Kommentar von Klaus Dieter Weiss verdeutlichte, in den Jahren zuvor durch Bauprojekte wie dem Stuttgarter Forschungs- und Institutsgebäude in Erscheinung getreten. In Frankfurt wählte das Stuttgarter Architekturbüro nun eine zurückhaltende Lösung. Johann Eisele, der sich ebenso am Wettbewerb für den Bau des Deutschen Postmuseums mit einem Entwurf beteiligt hatte, erinnerte sich an ein Gespräch mit Behnisch. In Bezug auf die Hauptschule in Lorch hätte dieser darauf hingewiesen, dass man dort etwas Neues ausprobiert habe, doch mehr nun nicht mehr möglich sein würde und man nach neuen Wegen suche. Eisele konstatierte, dass er diesen Kommentar seinerzeit nicht verstanden, der Bau des Deutschen Postmuseums ihm aber schließlich Aufschluss darüber gegeben habe:¹³⁵⁵ „Kein ‚typischer Behnisch‘, vielmehr klare geometrische Formen – rechte Winkel, Kubus, Fassaden nicht in verschiedene Schichten zerlegt...“¹³⁵⁶

Klaus Dieter Weiss fragte hinsichtlich der Einordnung des Postmuseums: „Welche Schublade darf es denn also sein? Der große Vorzug des Gebäudes scheint zu sein, daß keine auch nur annähernd passt.“¹³⁵⁷ Die Zurückhaltung des Baus entgegen vorheriger Bauten des Büros kann auch durch die Aufgabenstellung selbst und die Berücksichtigung des städtebaulichen Kontextes begründet werden. Demgegenüber bezieht sich Weiß auf den Entwurf der Drittplatzierten. Denn, wie das Preisgerichtsurteil verdeutlicht, führte die Fokussierung auf technische Details der Neubauteile zu Mängeln im Innenraum, da die Besucher diesen nach einer vorgehenden Raumfolge hätten durchschreiten müssen.¹³⁵⁸

„Hier liegt der Vorzug der realisierten Lösung. Sie verzichtet auf ein lautes Eigenleben der Form, auch im Bereich des ursprünglich offensiver umgestalteten Altbaus und sogar im Hinblick auf die Maxime, die technische Innovationskraft der Post dazustellen. Das Augenmerk liegt vielmehr auf einer hintergründigen Vielfalt der Architekturauffassungen, einer Vielfalt, die sich erst im Innenraum, in der lustbetonten Verschränkung von außen und innen bzw. der Museumsebenen untereinander voll und ganz entfaltet.“¹³⁵⁹

¹³⁵⁵ Vgl. Eisele, Johann: Leergut. Neubau des Deutschen Postmuseums in Frankfurt. In: db Deutsche Bauzeitung (1990) 1, S. 18-22, S. 18.

¹³⁵⁶ Ebd.

¹³⁵⁷ Ebd.

¹³⁵⁸ Vgl. Weiss 1991b, S. 41.

¹³⁵⁹ Ebd.

Julius Posener deutet den Innenraum als Verweis auf die Architektur Le Corbusiers. Der Architekturkritiker schreibt: „Das Räumliche dieses Museums setzt den Besucher sofort in Bewegung.“¹³⁶⁰ Er sieht in den Räumen nicht nur die Anregung zur Bewegung, sondern vielmehr, dass „[...] sie durch die Bewegung, in der Bewegung, ihr Wesen entfalten.“¹³⁶¹ Darin liege auch der Bezug zu Le Corbusier, der versucht habe, Räume zu verwirklichen, die sich mit der Bewegung des Besuchers verändern und neue Beziehungen herstellen. Demgegenüber verliert die Ausstellung an sich jedoch an Bedeutung.¹³⁶² „Wir haben schon bemerkt, daß der Raum in seiner ständigen Bewegung so fesselnd wirkt, daß Behnisch wohl in erster Linie an ihn gedacht hat.“¹³⁶³ Dass der Raum mit der Bewegung erschlossen wird, war jedoch keineswegs neu. So verweist Posener auf das Treppenhaus im Schloss Bruchsal. Der große Unterschied im Vergleich dazu bestehe darin, dass man bei diesem zu einem Raumziel geführt werde.¹³⁶⁴ Anders bei dem Deutschen Postmuseum: „Hier ist die Bewegung permanent und führt allenfalls zu Haltepunkten, nicht zu einem Endgültigen.“¹³⁶⁵

Doch reicht, wie bereits dargestellt, der Verweis auf Le Corbusier allein nicht aus. Dieter Bartetzko hat darauf hingewiesen, dass die Masten, Antennen oder auch Leitungen des Gebäudes „[...] wie absprungsbereit in das postindustrielle Zeitalter“¹³⁶⁶ verweisen. Dennoch benennt Bartetzko gleichzeitig Hinweise auf die Historie der Institution *Post*, indem die Großform an eine Postkutsche oder auch ein Postschiff erinnere (Abb. 168). Gleichzeitig ließen sich jedoch Hinweise auf die Bauaufgabe selbst in den Podien und Treppenanlagen finden.¹³⁶⁷ Auch die beiden Stahlbetonstützen mit vorkragendem Dach können als Analogie zu einem Portikus und der zentrale Raum unter dem Lichtkegel als Verweis auf die im Museumsbau des 19. Jahrhunderts typische Rotunde interpretiert werden. Dennoch wird man dem Bau nicht gerecht, wenn man allein die Adaption dieser architektonischen Elemente berücksichtigt, die keineswegs eklektizistisch verwendet werden. Das Gebäude vereint vielmehr die zeitgenössischen Ansprüche an einem Museumsbau. Wie Hilmar Hoffmann betont, sollten die Museen einer breiten Bevölkerungsschicht zugänglich gemacht werden, was unter anderem an der Treppenanlage vor dem Museum veranschaulicht werden kann. Sie ist bis zum Bürgersteig geführt, die Treppenstufen sind sehr niedrig. Dadurch zeigt sich der Versuch, Schwellenängste für den etwaigen Museumsbesucher abzubauen. Auch das Café im

¹³⁶⁰ Posener, Julius: Bewegung und Raum: Das Frankfurter Postmuseum. In: Schmidt/Zeller 1992, S. 43-45, S. 43.

¹³⁶¹ Ebd., S. 44.

¹³⁶² Vgl. ebd.

¹³⁶³ Ebd., S. 45.

¹³⁶⁴ Vgl. ebd.

¹³⁶⁵ Ebd.

¹³⁶⁶ Bartetzko, Dieter: „Wie reisefertig“. Anmerkungen zur architektonischen Gestalt der Bauten Günter Behnischs. In: Schmidt/Zeller 1992, S. 11-13, S. 13.

¹³⁶⁷ Vgl. Bartetzko, S. 13.

Erdgeschoss bietet die Möglichkeit, eine neue Besuchergruppe für das Museum zu gewinnen. Durch die großflächige Verglasung sind ferner zahlreiche Einblicke in das Gebäude möglich.

Anschließend soll erneut auf den Gesamtzusammenhang des Museumsufers verwiesen werden:

„Das war zweifellos eine mutige Entscheidung, Günter Behnisch zwischen Oswald Mathias Ungers und Richard Meier bauen zu lassen. Das Verdienst des streitbaren Architekten ist es, diese Rivalität der Nachbarschaft nicht zu einer Demonstration‘ mißbraucht, sondern sich eingereicht zu haben.“¹³⁶⁸

Vor allem der Architekt Oswald Mathias Ungers scheint im Hinblick auf seine Haltung eine Antipode Behnischs zu sein. 1980 trafen sich die beiden Architekten im Rahmen eines Podiumsgesprächs, das von Wolfgang Pehnt moderiert wurde. Darin wurden vor allem die gegensätzlichen Haltungen der beiden Architekten deutlich. Behnisch betonte in seinem Vergleich zu Ungers:

„Vielleicht darf ich versuchen, den Unterschied, wie ich ihn sehe, herauszuarbeiten. Ich versuche nicht, Gestalt zu setzten, sondern den Ort zu suchen und das zu suchen, was von sich aus zur Welt kommen will. Und ich möchte da nicht zu hart eingreifen. Ein Begriff wie Hof und Halle ist mir schon zu angewandt. Ich meine, daß da vielleicht Menschen die Chance haben sollen, sich zu treffen, und deshalb liegt mir viel daran, das zu ermöglichen, und zwar um ihnen vier Wände zu bauen, nicht um den Typus Hof zu bauen.“¹³⁶⁹

Ungers entgegnete darauf:

„Herr Behnisch, ich würde Ihnen gern rechtgeben, wenn Gestalt-Setzen etwas Absolutes bedeutete. Das bedeutet es aber in meinem Sprachgebrauch nicht, sondern daß Gestalt gesetzt wird im Sinne Poppers, als Hypothese, als Thema. Es muß ja zunächst einmal, um überhaupt eine Diskussion in Gang zu bringen, etwas gesetzt werden, und dann kann man es ablehnen. [...] Aber wer weiß, wie ich arbeite, der weiß auch, wie die Verwandlungen und Veränderungen einsetzen, sobald andere Ebenen dazukommen.“¹³⁷⁰

Die beschriebene Haltung Günter Behnischs, die Blundell Jones als „Prinzip des Spezielens“¹³⁷¹ bezeichnet, stellt ein wesentliches Charakteristikum seiner Arbeit dar. Dass dies nicht immer so war, bezeugen die Typenentwürfe der 1960er Jahre.¹³⁷² Die späten Arbeiten Behnischs zeigen eine intensive Auseinandersetzung mit der jeweiligen Situation. Der Entwurf für das Deutsche Postmuseum nimmt eindeutig Bezug auf diesen

¹³⁶⁸ Rumpf 1990, S. 166.

¹³⁶⁹ Pehnt, Wolfgang: Den Ort suchen, den Ort setzten. Günter Behnisch und Oswald Mathias Ungers im Gespräch. In: Pehnt, Wolfgang (Hg.): Die Erfindung der Geschichte. Aufsätze und Gespräche zur Architektur unseres Jahrhunderts. München 1989, S. 171-187, S. 187.

¹³⁷⁰ Ebd.

¹³⁷¹ Blundell Jones, Peter: Behnisch und die Architektur des Abenteurers: Eine Betrachtung von jenseits des Kanals. In: Schmidt/Zeller 1992, S. 21-25, S. 22.

¹³⁷² Vgl. ebd.

spezifischen Ort und damit verbundene Einschränkungen, denen man in Frankfurt begegnete, etwa der vorgeschriebene Erhalt der Platanen. Diese prägten sogar wesentlich den Entwurf. Insofern verwies Blundell Jones wiederum auf die Tradition der *organischen Architektur* Härings und Scharouns.¹³⁷³

„Doch die frühere Erfahrung wurde nicht verworfen und hat die alternative Tradition in sehr entscheidender Weise durchdrungen: Während Scharoun beinahe gegen das Material baute und der außerordentlich wichtigen räumlichen Identität des Gebäudes oberste Priorität gab, haben Behnisch & Partner Methoden entwickelt, solche Räume mit größerer tektonischer Kohärenz herzustellen.“¹³⁷⁴

Mit Bezug auf die anderen Frankfurter Museumsbauten führte Klaus Dieter Weiss den Vergleich zwischen David und Goliath an, wobei er Behnisch als David interpretierte.¹³⁷⁵ Diese Deutung erscheint jedoch pathetisch, denn das Museumsufer sollte weniger als Konkurrenzsituation zwischen den verschiedenen Architekten und ihrer Haltung betrachtet werden, die sich in den Bauten manifestiert, sondern vielmehr als ein Wendepunkt in der Architektur – eine Zeit, die geprägt war durch leidenschaftliche Diskussionen und den Versuch, einen neuen Weg abseits dessen zu finden, was Klotz als *Bauwirtschaftsfunktionalismus* bezeichnet. Die Herangehensweisen der beteiligten Architekten wiesen große Differenzen auf, trugen jedoch zu der architektonischen Vielfalt innerhalb des Museumsufers bei. Zudem muss berücksichtigt werden, welche Ausstellungsinhalte in dem jeweiligen Museum gezeigt werden. Im Hinblick auf die Institution *Post* fand Behnisch eine entsprechende räumliche Umsetzung. Die Präsentation von Kunst oder Kunsthandwerk bedurfte einer entsprechenden, kontextuellen Interpretation durch die Architekten. Ebenso musste sich jeder Architekt mit den spezifischen Bedingungen des Grundstückes auseinandersetzen und eine entsprechende Lösung finden. Noch heute zeichnet eben diese Vielfalt von Sammlungen und deren Ausstellungshäusern das Frankfurter *Museumsufer* aus.

¹³⁷³ Vgl. ebd. S. 24.

¹³⁷⁴ Ebd.

¹³⁷⁵ Weiss 1991b, S. 43.

5.5 Plenarbereich für den Deutschen Bundestag, Bonn (1983/87-1992)

5.5.1 Geschichtliche Entwicklung des Parlamentsbaus

„Der Bau von Parlamentsgebäuden besitzt weder in Deutschland noch anderswo auf der Welt eine lange Tradition. Wählt man einen strengen Maßstab, so beginnt der Bau von Gebäuden, die speziell für die dauerhafte Unterbringung demokratischer Parlamente errichtet wurde, in Deutschland sogar erst nach 1945 [...].“¹³⁷⁶

Seine These belegt Heinrich Wefing damit, dass bis zu diesem Zeitpunkt weder eine vollständige Demokratisierung noch Parlamentarisierung erreicht worden sei.¹³⁷⁷ Auch der Politikwissenschaftler Klaus von Beyme hat sich vor diesem Hintergrund mit den beiden Begrifflichkeiten auseinandergesetzt. „Ein Minimalkriterium der Demokratie ist das allgemeine Wahlrecht“¹³⁷⁸, so von Beyme, wenngleich darauf hingewiesen werden müsse, dass diese lange Zeit nur den Männern vorbehalten war. Für die Parlamentarisierung nennt er hingegen „[...] die politische Verantwortlichkeit der Minister, die zurücktreten müssen, wenn die Parlamentsmehrheit ihnen das Vertrauen entzieht.“¹³⁷⁹ Diese Kriterien hatte man in Deutschland erst nach dem Ende des Ersten Weltkriegs erreicht. Da in der Weimarer Republik jedoch kein Parlamentsneubau entstand, sieht Wefing den Landtagsbau in Baden-Württemberg aus dem Jahr 1961 demnach als „[...] erste[n] deutschen Parlamentsbau im engen Sinne [...].“¹³⁸⁰ Somit blieben andere, wegweisende Tendenzen in Bezug auf die Entwicklung des Parlamentsbaus außen vor.¹³⁸¹

Ein internationaler Vergleich zeigt, dass der Bau einer Vielzahl von Parlamentsgebäuden im 19. Jahrhundert einsetzte, das heißt in einer Zeit, in der man weder von einer Demokratie noch von einem Parlamentarismus sprechen konnte. Parlamentsgebäude aus vorparlamentarischen Zeiten wurden in der Folge vielfach umgenutzt; so beispielsweise in Österreich, wo man das Reichratshaus übernahm, das zwischen 1874-83 nach dem Entwurf von Theophil Freiherr von Hansen in Wien erbaut worden war. In Deutschland gab es nach der Wiedervereinigung hingegen eine lange Debatte über die Nutzung des Reichstagsgebäudes in Berlin:¹³⁸² „Die Geschichte des Parlamentsbaus

¹³⁷⁶ Wefing, Heinrich: Parlamentsarchitektur. Zur Selbstdarstellung der Demokratie in ihren Bauwerken. Eine Untersuchung am Beispiel des Bonner Bundeshauses (Beiträge zum Parlamentsrecht, Bd. 31). Berlin 1995, S. 77.

¹³⁷⁷ Vgl. ebd.

¹³⁷⁸ Beyme, Klaus von: Demokratie, Parlament und Öffentlichkeit. Die Visualisierung demokratischer Grundprinzipien im Parlamentsbau. In: Flagge, Ingeborg/Stock, Wolfgang Jean (Hg.): Architektur und Demokratie. Bauen für die Politik von der amerikanischen Revolution bis zur Gegenwart. Stuttgart 1992, S. 32-45, S. 34.

¹³⁷⁹ Ebd.

¹³⁸⁰ Wefing 1995, S. 77.

¹³⁸¹ Vgl. ebd.

¹³⁸² Vgl. Beyme 1992, S. 34.

ist daher eine Geschichte der Adaption demokratischer Parlamente an eine vordemokratische Bausubstanz.“¹³⁸³

Klaus von Beyme nimmt eine Differenzierung in vier Phasen vor:

- „1. Der Umbau alter Palastgebäude zu einem Parlament (Frankreich, Italien).
2. Der Neubau eines Parlaments in Zeiten der Vorherrschaft der Legislative (USA, Großbritannien, Schweiz).
3. Der Neubau eines Parlaments in vorparlamentarischen Regimen (Spanien, Deutsches Reich, Österreich-Ungarn, Indien).
4. Der Neubau eines Parlaments in gefestigten Demokratien (Norwegen, Schweden, Bundesrepublik Deutschland, Niederlande, Australien).“¹³⁸⁴

In Bezug auf die erste Phase nennt von Beyme als Beispiel Frankreich, wo sich 1789 die Generalstände der Französischen Revolution im Ballhaus von Versailles zusammenfanden. Ebenso kann in diesem Zusammenhang die Umnutzung der Frankfurter Paulskirche angeführt werden.¹³⁸⁵ Die Auswahl der Frankfurter Paulskirche resultierte vor allem aus dem geforderten Platzbedarf, der für die Sitzungen der Nationalversammlung notwendig war, um die zahlreichen Abgeordneten und Zuschauer aufnehmen zu können. Die zwischen 1786 und 1833 errichtete Paulskirche ist ein klassizistischer Bau (Abb. 169). Anlässlich der Nutzung durch das erste gesamtdeutsche Parlament ab dem 18. Mai 1848 erfolgten kleinere Umbauten, etwa die Aufstellung einer Tribüne vor dem Altar.¹³⁸⁶ Auch der Palazzo Montecitorio und der Palazzo Madame in Rom sind Beispiele für eine solche Umnutzung, nachdem man 1861 das Königreich Italien gegründet hatte.¹³⁸⁷

Für die zweite Phase, dem „[...] Neubau eines Parlaments in Zeiten der Vorherrschaft der Legislative [...]“¹³⁸⁸ kann als Beispiel insbesondere die USA benannt werden.¹³⁸⁹ Dort entstand der erste Neubau in einem Staat, der beide Kammern in einem Gebäude zusammenbrachte. Mit dem Bau des Kapitols wurde 1793 begonnen. 1800 folgte die Ernennung Washingtons zum Regierungssitz.¹³⁹⁰ Bereits 1814, also nur wenige Jahre später, wurde das Gebäude jedoch in Brand gesetzt.¹³⁹¹ Man entschied sich 1850 für einen neuen Wettbewerb, da das Gebäude neben dem Wiederaufbau aufgrund des erhöhten Platzbedarfes durch einen Erweiterungsbau ergänzt werden sollte

¹³⁸³ Beyme 1992, S. 34.

¹³⁸⁴ Ebd., S. 35.

¹³⁸⁵ Vgl. ebd.

¹³⁸⁶ Vgl. Wefing 1995, S. 79.

¹³⁸⁷ Vgl. Beyme 1992, S. 35.

¹³⁸⁸ Ebd.

¹³⁸⁹ Vgl. ebd.

¹³⁹⁰ Vgl. ebd., S. 37.

¹³⁹¹ Vgl. Pevsner, Nikolaus: Funktion und Form. Die Geschichte der Bauwerke des Westens. Hamburg 1998, S. 38.

(Abb. 170). Der Gewinnerentwurf stammte von Thomas U. Walter. Prägendes Merkmal des Gebäudes ist die von gusseisernen Rippen getragene Kuppel mit einem Durchmesser von 29 Metern und 63 Metern Höhe mit deutlichen Parallelen zur Isaak-von-Kiew-Kuppel in Sankt Petersburg. Zur gleichen Zeit entstanden sowohl in den USA als auch in Europa weitere Staatskapitole. Dazu gehören drei Planungen in der Schweiz, von denen jedoch nur das in Luzern aus dem Jahr 1833 realisiert wurde. Eine parallele Tendenz entwickelte sich in England, wo für die Grafschaften *Country Halls* und *Shire Halls* entstanden, die sich an das Washingtoner Vorbild anlehnten.¹³⁹²

Neben den USA kann als Beispiel für die zweite Phase Großbritannien angeführt werden. Nach dem Brand des Palastes von Westminster am 16. Oktober 1834 wurde ein Wettbewerb für ein neues Parlamentsgebäude ausgeschrieben, da das Parlament zuvor im Palast getagt hatte. Schon früher hatte es dafür Pläne gegeben, die jedoch nie umgesetzt wurden. Mit dem Brand war nun die entsprechende Notwendigkeit gegeben. Dies erwies sich insbesondere in Hinblick auf die vorangegangene Wahlrechtsreform von 1832 als erforderlich. Die Wettbewerbsrichtlinien gaben zwei Architekturstile vor: zum einen *elisabethanisch* und damit ein spezifisch englischer Stil, zum anderen *gotisch*. Als Gewinner des Wettbewerbs ging Charles Barry hervor, dessen Entwurf ein Gebäude im *Perpendicular Style* vorsah, wobei es sich um einen Bezug zur englischen Spätgotik handelte.¹³⁹³ Einen klassizistischen Bau lehnte man hingegen als zu unenglisch ab.¹³⁹⁴

Im Zentrum des Baus ist ein polygonaler Mittelsaal angeordnet, der sowohl zu den Räumlichkeiten des Unterhauses als auch denen des Oberhauses führt und damit eine neue Grundrisslösung zeigt. Die königlichen Gemächer befinden sich hinter dem Oberhaus, während sich an das Unterhaus der Speaker's Court anschließt. Der Mittelsaal wird durch eine grazile Spitze betont, während an den jeweils äußeren Enden des Gebäudes mächtige Türme aufragen: der Victoria-Turm und der Uhrenturm (Abb. 171) mit der großen Glocke^{1395, 1396}

Für die dritte Phase, den „[...] Neubau eines Parlaments in vorparlamentarischen Regimen“¹³⁹⁷, kann der Bau in Budapest durch den ungarischen Reichsrat herangezogen werden, der sich direkt an der Donau befindet (Abb. 172).¹³⁹⁸ Er entstand zwischen 1882 und 1902, misst eine Länge von 290 Metern und übertrifft damit den Londoner Bau um fünf Meter. Das Gebäude wurde im Stil der Neogotik errichtet und war damit,

¹³⁹² Vgl. ebd., S. 38.

¹³⁹³ Vgl. Pevsner 1998, S. 41 f.

¹³⁹⁴ Beyme 1992, S. 37.

¹³⁹⁵ Bekannt ist die Glocke unter der Bezeichnung Big Ben.

¹³⁹⁶ Vgl. Pevsner 1998, S. 42.

¹³⁹⁷ Beyme 1992, S. 35.

¹³⁹⁸ Vgl. ebd., S. 39.

wie Pevsner bemerkt, zu diesem Zeitpunkt bereits anachronistisch. Auch das Reichstagsgebäude in Berlin zählt Klaus von Beyme zu dieser Phase.¹³⁹⁹ Dieses soll jedoch an späterer Stelle ausführlicher betrachtet werden.

Die letzte Phase umfasst schließlich den „[...] Neubau eines Parlaments in gefestigten Demokratien [...]“.¹⁴⁰⁰ Neben Norwegen und Schweden benennt der Politikwissenschaftler zum einen das Bundeshaus von Schwippert in Bonn, zum anderen die Neubauten, die im Zuge des Länderparlamentarismus notwendig wurden. Hierfür können die Landtagsgebäude in Bremen, Nordrhein-Westfalen sowie in Baden-Württemberg als Beispiel benannt werden.¹⁴⁰¹

Besonders hervorzuheben ist der Neubau für den baden-württembergischen Landtag (Abb. 173). Mit diesem wurde das europaweit erste Parlamentsgebäude nach dem Krieg realisiert, das in seiner Gesamtheit vollständig neu errichtet wurde. Dazu wurden zwei Wettbewerbe ausgeschrieben: der erste 1955, der zweite 1957. Die Eröffnung des Gebäudes erfolgte schließlich 1961.¹⁴⁰² Bei der Entscheidung des Preisgerichtes wurde vor allem in städtebaulicher Hinsicht argumentiert. So lehnte man etwa den Entwurf Gerd Fesels ab, der eine Kuppel über dem Parlamentssaal vorgeschlagen hatte, die man als Ausdruck von Monumentalität wertete und damit auch in Konkurrenz zu den bestehenden Bauten treten würde, etwa dem Kunstgebäude Theodor Fischers. Aus dem Wettbewerb ging schließlich Peter von Seidlein als Gewinner hervor. Die im Wettbewerb gegebene Möglichkeit der Integration des Landtags in das Schloss hatte Seidlein abgelehnt, da ihm dies für ein demokratisches Parlament unangemessen erschien. Eine wesentliche Frage, mit der man sich in diesem Kontext beschäftigte, war die der Repräsentation. Der Entwurf von Seidlein, der deutliche Bezüge zu dem Werk Mies van der Rohe zeigte, schien darauf eine zeitgemäße Antwort zu geben.¹⁴⁰³ Gleichzeitig bot sich damit eine entsprechende Deutung und Legitimation an:

„Die Architektur der Moderne im Geiste MIES VAN DER ROHES [Hervorhebung im Original] – als Stellvertreter für das in der Weimarer Republik entwickelte Neue Bauen – bedeutet für den Kritiker einen für die Demokratie angemessenen, zeitgemäßen baulichen Ausdruck. Die Moderne des Bauhauses und seiner großer Meister wird mit der Demokratie in Gleichklang gesetzt. In der Moderne drückte sich das Demokratische aus.“¹⁴⁰⁴

¹³⁹⁹ Vgl. Beyme 1992, S. 39.

¹⁴⁰⁰ Ebd., S. 35.

¹⁴⁰¹ Vgl. ebd., S. 35, S. 43.

¹⁴⁰² Vgl. Brendgens, Guido: Demokratisches Bauen. Eine architekturtheoretische Diskursanalyse zu Parlamentsbauten in der Bundesrepublik Deutschland (Schriftenreihe Architekturtheorie und empirische Wohnforschung, Bd. 3). Aachen 2008. Zugl. Diss. Technische Universität Dresden, Institut für Baugeschichte, Architekturtheorie und Denkmalpflege, S. 166.

¹⁴⁰³ Vgl. Brendgens 2009, S. 169-170.

¹⁴⁰⁴ Ebd. 2007, S. 170.

Eine allgemeine Akzeptanz dieser Legitimationsstrategie war damals jedoch nicht gegeben, sodass in der Stuttgarter Zeitung entgegen dem Entwurf Seidleins der Einbau des Landtags in das Schloss gefordert wurde. Einen entsprechenden Entwurf hatte Paul Bonatz eingereicht.

Der Entschluss für einen zweiten Wettbewerb erfolgte 1957. Den ersten Preis erhielt der Entwurf des Mainzer Architekten Kurt Viertel. Eine Abänderung des Entwurfs und die tatsächliche Ausführung erfolgten jedoch durch das Staatshochbauamt, das seinerzeit von Horst Linde und Erwin Heinle geleitet wurde.¹⁴⁰⁵ Die Eingangssituation wurde bei dem kubischen Bau mit Vorhangsfassade nicht explizit hervorgehoben. Der polygonale Plenarsaal befindet sich in der Mitte des Gebäudes und hat keine Fenster. Auf allen Seiten befinden sich erhöhte Tribünen für Besucher und Presse.¹⁴⁰⁶ Die Beurteilung des Gebäudes in der Presse hat Brendgens wie folgt zusammengefasst:

„Die neue Unterkunft des Landtags in Stuttgart wird in den ersten wohlwollenden Kritiken [...] mit den Begriffen *Modernität, Zurückhaltung, würdevoller Ernst, noble Einfachheit* [Hervorhebung im Original] belegt. Mit diesen Begriffen wird die Angemessenheit der Lösung für ein Parlament der Zeit ausgedrückt.“¹⁴⁰⁷

Wie der historische Überblick über die Entwicklung des Parlamentsbaus verdeutlicht, hat sich im Parlamentsbau kein verbindlicher Bautypus herausgebildet, was unter anderem auf die Besonderheit und Einmaligkeit der Bauaufgabe zurückzuführen ist. Lediglich der in den USA entwickelte Kapitoltypus fand eine größere Verbreitung, wurde aber nicht nur auf Parlamentsbauten, sondern auch auf Gerichtsbauten übertragen.¹⁴⁰⁸ Ferner konnte aufgezeigt werden, dass man sich vielfach historischer Bezüge bediente im Sinne eines Nationalstils, wie beispielsweise bei den Houses of Parliament. Das Prinzip der „historischen Argumentation“, das heißt die Verwendung einer bestimmten Architekturform, diente dabei der Legitimation eines politischen Systems: Der Parlamentsbau in Richmond aus dem Jahre 1790 bezog sich beispielsweise auf Vorschlag Thomas Jeffersons auf das Maison carrée in Nîmes. Dadurch wollte man eine Verbindung zwischen dem politischen System der USA und der römisch-republikanischen Architektur herstellen.¹⁴⁰⁹ Eine formale Tradition für den Parlamentsbau gab es hingegen nicht.¹⁴¹⁰

Für jene Parlamentsneubauten, die in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg in der Bundesrepublik Deutschland gebaut werden, ist jedoch die nationale Vergangenheit in

¹⁴⁰⁵ Vgl. ebd., S. 171-173.

¹⁴⁰⁶ Vgl. ebd., S. 175 f.

¹⁴⁰⁷ Ebd., S. 184

¹⁴⁰⁸ Vgl. ebd., S. 99.

¹⁴⁰⁹ Vgl. Nerdinger, Winfried: Politische Architektur. Betrachtungen zu einem problematischen Begriff. In: Flagge, Ingeborg/Stock, Wolfgang Jean (Hg.): Architektur und Demokratie. Bauen für die Politik von der amerikanischen Revolution bis zur Gegenwart. Stuttgart 1992, S. 10-31, S. 21 f.

¹⁴¹⁰ Vgl. Wefing 1995, S. 82.

besonderem Maße einzubeziehen, denn der „Parlamentsneubau wurde zum Prüfstein der demokratischen Gesinnung hochstilisiert.“¹⁴¹¹

5.5.2 Reichstagsgebäude – Pendant zur Machtrepräsentation der Monarchie

Im Folgenden soll das Reichstagsgebäude in Berlin beschrieben werden, um in diesem Zusammenhang die Kriterien darzulegen, welche den Bau des Parlamentsgebäudes noch in der Zeit des Kaiserreichs bestimmten. Im Anschluss daran soll ferner auf den Wettbewerb im Rahmen des Erweiterungsbaus des Reichstages in den 1920er Jahren eingegangen werden. In diesem Kontext soll erörtert werden, wie sich ein Staat repräsentiert und welche Wechselwirkungen zwischen Architektur und politischem System festzustellen sind.

Unter der Regentschaft Kaiser Wilhelms I. stellte der Reichstag die gewählte Volksvertretung innerhalb der konstitutionellen Monarchie dar. Dem Kaiser oblag die Ernennung und Entlassung des Reichskanzlers, ebenso konnte mit seinem Einverständnis die Auflösung des Reichstags durch den Bundesrat erfolgen. Der Reichstag forderte schon bald ein entsprechendes Gebäude – einen Bau, der dem des Kaisers ebenbürtig sein sollte, um damit Repräsentativität und Monumentalität auch baulich zum Ausdruck zu bringen. Zugleich sollte die nationale Einheit repräsentiert werden. Als Baugrund wurde der Königsplatz in Berlin ausgewählt, der die geplanten Maße für das freistehende Gebäude erlaubte. Der Wettbewerb wurde im November 1871 ausgeschrieben. Die Wettbewerbsvorgaben waren insbesondere in Bezug auf die zukünftigen Konferenz- und Büroräume unpräzise. Ebenso blieb die nähere Definition der Funktion des Gebäudes aus. Dementsprechend unterschieden sich die 101 eingereichten Entwürfe stark voneinander und waren inspiriert vom Renaissanceschloss, dem mittelalterlichen Rathaus bis hin zum Kapitol-Typus. Gemeinsam war vielen Entwürfen die Hervorhebung der Eingangssituation sowie der Fokus auf die Wandelhalle und den Saal. Daneben gab es Arbeitsräume und Sitzungssäle, die in die Gesamtform integriert wurden. Als Gewinner des ersten Preises ging Ludwig Bohnstedt hervor, der ein Gebäude im Stil der Neorenaissance plante mit einem als Triumphbogen gestalteten Eingangsportal.¹⁴¹² Wie Sabine Körner feststellte, bezog sich der „Entwurf [...] eher auf Ausstellungsbauten des 19. Jahrhunderts, der ‚Palace of the People‘, als auf Schloßanlagen.“¹⁴¹³ Der zweite Preis ging an Sir George Gilbert Scott, dessen Entwurf durch eine gotische Formensprache charakterisiert war (Abb. 174). Mit dem Bezug zur Gotik sollte gleichsam ein histo-

¹⁴¹¹ Beyme 1992, S. 43.

¹⁴¹² Vgl. Körner, Sabine: *Transparenz in Architektur und Demokratie*. Dortmund 2003. Zugl. Diss. Universität Dortmund, Fakultät für Bauwesen 2001, S. 99.

¹⁴¹³ Ebd.

rischer Bezug generiert werden.¹⁴¹⁴ Scott berief sich auf exponierte Beispiele der deutschen Hochgotik, z. B. die Marburger Elisabethkirche und den Kölner Dom. Für die große Kuppel, die sich im Zentrum des Baus erheben sollte, gab es allerdings keine historischen Vorbilder. Scotts Entwurf wurde jedoch selbst zur Inspirationsquelle, wie sich anhand des ungarischen Parlamentsgebäudes in Budapest nachvollziehen lässt.¹⁴¹⁵

Infolge von Streitigkeiten um die Besitzverhältnisse des Bauplatzes kam es über zehn Jahre hinweg nicht zum Baubeginn. Schließlich schrieb man einen neuen Wettbewerb aus, bei dem man nun präzisere Angaben unter anderem in Bezug auf die Raumgrößen machte. Als Gewinner des Wettbewerbs ging Paul Wallot hervor. Der Entwurf zeigte einen symmetrischen Grundriss, die Außenseiten des Gebäudes sollten jeweils durch vier Ecktürme flankiert werden (Abb. 175). Der überkuppelte Sitzungssaal war nicht in der Mitte des Gebäudes angeordnet, sondern etwas zurückversetzt. Der Zugang sollte über die davorliegende Halle der Abgeordneten möglich sein.

Es folgten zahlreiche Überarbeitungen des Entwurfs. Diese bezogen sich vor allem auf die Lage des Sitzungssaals und die Gestaltung des Haupteingangs. Ferner kritisierte der Kaiser die geplante Kuppel, da diese im städtebaulichen Kontext mit der ursprünglich vorgesehenen Größe eine ebensolche Bedeutung erfahren hätte wie die des Domes und des Schlosses. Dem Kaiser oblag die endgültige Entscheidungskompetenz und durch ihn erfolgte auch die Genehmigung der Ausführungsunterlagen sowie die Grundsteinlegung am 09. Juni 1884.

Weitere Änderungen folgten in der Bauphase und betrafen die Lage des Sitzungssaales, der anstatt im Obergeschoss nun im Hauptgeschoss liegen sollte, sowie im Hinblick auf die Belichtung, welche zur Fassade versetzt werden sollte. Damit hätte die Kuppel über der Halle gelegen, was Wallots Vorstellungen widersprach. In Vereinbarung mit dem Kaiser konnte Wallot den Sitzungssaal erneut verlegen, dessen Überkuppelung jedoch abgelehnt und lediglich ein Oberlicht genehmigt wurde. Dennoch führte Wallot seine Überlegungen diesbezüglich während der Bauphase fort und konnte sie nach dem Tod Wilhelms I. realisieren, die Genehmigung hierfür erhielt er durch Wilhelm II. Wallots Weitentwicklungen sahen zu diesem Zeitpunkt keine steinerne Kuppel mehr vor, sondern eine Glas-Eisen-Konstruktion, die den Vorteil mit sich brachte, dass der Saal und eine Zwischendecke aus Glas von oben belichtet werden konnten (Abb. 176).¹⁴¹⁶

Nach dem Ersten Weltkrieg und der Abdankung des Kaisers herrschte zunächst Unklarheit über die weitere Zukunft des Deutschen Reiches und damit über die Ent-

¹⁴¹⁴ Vgl. Pevsner 1998, S. 44.

¹⁴¹⁵ Vgl. ebd., S. 46.

¹⁴¹⁶ Vgl. Körner 2003, S. 100 f.

scheidung zwischen einer demokratisch-parlamentarischen Republik und einer sozialistischen Räterepublik. Der sozialdemokratische Politiker Philipp Scheidemann rief am 09. November 1918 die Republik aus einem Fenster des Reichstagsgebäudes aus, jedoch ohne dass es eine gemeinsame Entscheidung durch die Abgeordneten gegeben hatte. Friedrich Ebert kritisierte diese Handlungsweise. Scheidemanns Vorgehen resultierte vor allem daraus, dass er schneller als die Kommunisten handeln wollte, um so eine Revolution abzuwenden. Karl Liebknecht reagierte noch am selben Tag, indem er die sozialistische Republik proklamierte – jedoch nicht vom Reichstagsgebäude aus, sondern von einem Balkon des Stadtschlösses. Die politischen Absichten der SPD kamen zur Durchsetzung, sodass am 19. Januar 1919 die Wahl zu einer verfassungsgebenden Versammlung durchgeführt werden konnte. Die Verabschiedung der Verfassung fand jedoch nicht in dem durch Unruhen gezeichneten Berlin statt, sondern in Weimar. Die Verfassung sah die zweifache Repräsentation des Volkes vor: einmal im Parlament sowie ein weiteres Mal in der Person des Reichspräsidenten. Dem Reichspräsidenten wurden weitreichende Kompetenzen eingeräumt, beispielsweise die Benennung des Reichskanzlers oder die Auflösung des Reichstags.¹⁴¹⁷

Neben der politischen Neuausrichtung wurden bald die bauliche Repräsentation und der Umgang mit dem Erbe der Kaiserzeit relevant. Innerhalb der Architekturdiskussion hatte es bereits zuvor Stimmen gegeben, die die Architektur des Kaiserreiches kritisierten – etwa Karl Scheffler, der 1908 seine Schrift „Akademische Baukunst: Monumentalaufgaben und Stilrenommisten“ veröffentlichte. Im Zentrum von Schefflers Kritik standen vor allem der neu gebaute Berliner Dom von Julius Raschdorff und das Kaiser-Friedrich-Museum¹⁴¹⁸ von Ernst von Ihne, die er als kaiserliche Machtdemonstrationen beurteilte.¹⁴¹⁹ 1918 wurden schließlich Maßnahmen eingeleitet, die eine Reduzierung des Bauschmuckes am Berliner Dom vorsahen. Christian Welzbacher beurteilte dieses Vorgehen wie folgt: „Trotz der erheblichen Eingriffe und der kanonisch gewordenen Kritik verstand Bestelmeyer seinen Vorschlag nicht als Generalabrechnung mit dem Wilhelminismus, sondern wollte eher die Verhältnismäßigkeit der Gestaltungsmittel anmahnen.“¹⁴²⁰ Der Vorschlag Bestelmeyers wurde in der Folge aber nicht nur als „künstlerischer Eingriff in die Struktur eines Bauwerks, sondern [als] ein politischer Akt“¹⁴²¹ gewertet. Die Debatte erweiterte sich bald über die Fachkreise hinaus. Zugleich ergaben sich daraus grundsätzliche Forderungen, sich von der Architek-

¹⁴¹⁷ Vgl. ebd., S. 106.

¹⁴¹⁸ Heute: Bode-Museum.

¹⁴¹⁹ Vgl. Welzbacher, Christian: Die Staatsarchitektur der Weimarer Republik. Berlin 2006. Zugl. Diss. Freie Universität Berlin, Kunsthistorisches Institut, S. 35.

¹⁴²⁰ Ebd., S. 36.

¹⁴²¹ Welzbacher 2006, S. 37. Welzbacher bezieht sich auf einen Artikel des Bauwelt-Redakteurs Friedrich Paulsen, der 1918 in der Bauwelt veröffentlicht wurde.

tur der Kaiserzeit abzuwenden. Zur Realisierung der geplanten Umbaumaßnahmen kam es jedoch nicht.¹⁴²²

Im Gegensatz zum Berliner Dom war die Wahrnehmung des Reichstagsgebäudes überwiegend positiv konnotiert. Welzbacher hat in seiner Darstellung versucht, die Beweggründe dafür zu eruieren und stellte fest: „Vom heutigen Standpunkt aus gesehen rechtfertigt eine Vereinnahmung des Reichstages durch die Kräfte des liberalen Bürgertums allein seine Bedeutung als Symbol eine Konstitutionalisierung der Monarchie.“¹⁴²³ Das Gebäude fand in Architektenkreisen viele Fürsprecher, zu denen auch Karl Scheffler, German Bestelmeyer und Cornelius Gurlitt gehörten. Dennoch wurden ab 1918 auch Kritiken am Reichstagsgebäude laut, wie es etwa in dem 1927 erschienenen Werk „Die Baukunst neuester Zeit“ von Gustav Adolf Platz zum Ausdruck kam. Darin sprach man Wallot ab, weder ein Vorreiter der modernen Architektur zu sein, noch mit seinem Bau die Demokratie repräsentieren zu können. Die gegensätzliche Bewertung spiegelte sich auch im Wettbewerbsverfahren um die Erweiterung des Reichstagsgebäudes wider.¹⁴²⁴

Die Abgeordnetenzahl stieg auf 497, sodass sich ein größerer Platzbedarf ergab. Daraus resultierten Erwägungen zur Aufstockung oder zum Ausbau des Reichstagsgebäudes sowie zum Bau eines Nachbargebäudes, dessen Zugang über eine Verbindungsbrücke erreicht werden sollte. Diese Pläne wurden mit dem Kauf weiterer Grundstücke 1927 konkretisiert. Teil der Wettbewerbsjury war Stadtbaurat Martin Wagner. Wagners Beteiligung innerhalb der Jury zielte auf die Einbeziehung des Wettbewerbs in die Planungen zur Umgestaltung Berlins. Die Wettbewerbsvorgaben verlangten jedoch zunächst nur einen funktionalen Bau, der die Bibliothek und das Archiv aufnehmen würde.¹⁴²⁵ Die eingereichten Entwürfe zeigten eine Formensprache, die sowohl repräsentative Elemente beinhalteten, etwa in Bezug auf die Verwendung einer Natursteinverkleidung, als auch Tendenzen der modernen Architektur erkennen ließen. Ein Sieger ging aus dem Wettbewerb nicht hervor.¹⁴²⁶ Zugleich wurden Stimmen aus der Presse laut, die den Wettbewerb an sich kritisierten, da dieser keine Lösungsansätze für die architektonischen und städtebaulichen Aufgaben biete.¹⁴²⁷ Dementsprechend wurde 1929 ein erneuter Wettbewerb ausgeschrieben, der für die Planungsvorgabe eine Zweiteilung vorsah: die städtebauliche Neuordnung des Spreeborgens sowie den Entwurf für das Gebäude auf dem gegenüberliegenden Grundstück des Reichstagsgebäudes. Die ausgeschriebene Quadratmeterzahl für das Bibliotheks- und Archivgebäu-

¹⁴²² Vgl. ebd., S. 38.

¹⁴²³ Ebd., S. 40.

¹⁴²⁴ Vgl. ebd., S. 40f.

¹⁴²⁵ Vgl. Welzbacher 2006, S. 164-166.

¹⁴²⁶ Vgl. ebd., S. 169.

¹⁴²⁷ Vgl. ebd., S. 172.

de war zudem im Vergleich zum ersten Wettbewerb vergrößert worden. Auch die Zahl der neu zu schaffenden Abgeordnetenbüros erhöhte sich auf 400.¹⁴²⁸ Den zweiten Wettbewerb gewannen Emil Fahrenkamp und Heinrich de Fries (Abb. 177). Für den Übergang vom Alsenviertel zum Regierungsforum wählten sie eine Blockrandbebauung, zum Platzzentrum lösten sie sich jedoch von dieser und sahen indessen eine Anordnung von Zeilenbauten in Kammstruktur vor mit hochhausartigen Kopfbauten, die die Siegessäule davor rahmen sollten. Der Bibliotheks- und der Erweiterungsbau neben dem Reichstagsgebäude sollten über Brücken erschlossen werden.¹⁴²⁹ Ausschlaggebend für die Auswahl von Fahrenkamp und de Fries war der Entwurf des Bibliotheksgebäudes, den die Jury „als behutsame Modernisierung klassizistischer Tendenzen“¹⁴³⁰ wertete. Der Repräsentationsaspekt wurde nicht durch die gewählte Formensprache zum Ausdruck gebracht, sondern durch die städtebauliche Disposition der Baukörper.¹⁴³¹ In Anbetracht der zunehmenden Verschlechterung der ökonomischen Situation wurde der Entwurf nie realisiert. Auch die Wahrnehmung des Reichstagsgebäudes in der Öffentlichkeit verschlechterte sich in der Folge zunehmend, sodass einige Kritiker sogar für dessen Abriss plädierten.¹⁴³²

„In einer Zeit verstärkter Bautätigkeit, zwischen 1925 und 1930, als der soziale Wohnungsbau, aber beispielsweise auch der Schulbau mit ambitionierten Projekten zu einem untrennbaren Bestandteil der jungen Demokratie geworden war, wurde im Parlamentsbau ein baulicher Ausdruck der Demokratie nicht angestrebt und umgesetzt. Unter den Prämissen der Moderne und der Neuen Sachlichkeit wurde kein spezifischer Bautypus für ein Parlament entwickelt.“¹⁴³³

Nach der Machtergreifung durch die Nationalsozialisten wurde der Reichstag am 04. Juni 1932 aufgelöst. Reichspräsident Hindenburg benannte Adolf Hitler am 30. Januar 1933 ohne parlamentarische Mehrheit zum Reichskanzler. Auch der Reichstagsbrand am 27. Februar 1933 ist vermutlich auf die Nationalsozialisten selbst zurückzuführen, die jedoch die Kommunisten des Brandes bezichtigten. Damit schuf Adolf Hitler ein Motiv zur Veranlassung der Reichsbrandverordnung über den Präsidenten und konnte so die Weimarer Verfassung außer Kraft setzen.

Die Schäden am Reichstag wurden repariert. Das Gebäude diente danach unter anderem zur Vorführung von Filmen als Teil der nationalsozialistischen Propaganda. Hitler und Albert Speer planten die Umgestaltung Berlins in *Germania* mit einer von Nor-

¹⁴²⁸ Vgl. ebd., S. 180.

¹⁴²⁹ Vgl. ebd., S. 187.

¹⁴³⁰ Ebd., S. 188.

¹⁴³¹ Vgl. ebd.

¹⁴³² Vgl. Cullen, Michael S.: Dem Deutschen Volke. Das Reichstagsgebäude in Berlin. In: Flagge, Ingeborg/Stock, Wolfgang Jean (Hg.): Architektur und Demokratie. Bauen für die Politik von der amerikanischen Revolution bis zur Gegenwart. Stuttgart 1992, S. 126-167, S. 155.

¹⁴³³ Brendgens 2008, S. 100.

den nach Süden verlaufenden Achse, deren Schlusspunkt die Große Halle darstellen sollte – ein monumentales Bauwerk mit einer Kapazität für 100.000 Menschen, die mit einer 290 Meter hohen Kuppel überdeckt werden sollte. Im Vergleich dazu hätte das Reichstagsgebäude daneben klein wirken sollen. Für Hitler war der Reichstag integrierter Bestandteil der Planungen, wenngleich Speer den Abriss des Gebäudes präferierte.

Im Zweiten Weltkrieg wurde das Reichstagsgebäude durch die sowjetische Armee zerstört. Der Handlung lag eine symbolische Funktion zugrunde, denn das Reichstagsgebäude wurde unweigerlich mit den Nationalsozialisten verknüpft, die es für ihre Zwecke missbrauchten, etwa im Falle des Reichstagsbrandes.

In der Nachkriegszeit lagen die weiteren Entscheidungen zum Umgang mit dem Gebäude beim Bund. 1954 fand die Sprengung der Kuppel statt, die während des Krieges stark beschädigt worden war. Im Gebäude fanden weiterhin Parlamentssitzungen statt, was als symbolische Geste verstanden werden kann. Nach 1955 forderte die SPD die Instandsetzung des Gebäudes, die mit 60.000 DM Haushaltsbudget bewilligt wurde. Daneben sollte es einen städtebaulichen Wettbewerb „Hauptstadt Berlin“ geben, der jedoch keine Rücksicht auf die Teilung der Stadt nahm. Zeitgleich begann im Ostteil der Stadt der Bau der Stalinallee. Als Gewinner des Wettbewerbs ging Friedrich Spengelin hervor.¹⁴³⁴

Nach 1969 wurde ein beschränkter Wettbewerb nach dem Beschluss des Bundestagspräsidiums für den Ausbau des Reichstagsgebäudes ausgeschrieben. Der Wettbewerb involvierte lediglich den Haupteingang sowie die Wandelhallen. Ferner sollten die Säle des Westflügels eine Umgestaltung erhalten. Das Preisgericht, in dem unter anderem Hans Scharoun als Preisrichter beteiligt war, wählte den Entwurf Paul Baumgartens aus. Entgegen den anderen Wettbewerbsbeiträgen handelte es sich um den einzigen Entwurf mit einem Plenarsaal.¹⁴³⁵

„Die Entwicklung des Anspruchs, Demokratie baulich zu repräsentieren, entstand in Bonn und Berlin aus unterschiedlichen Motivationen, die ihre Übereinstimmung dennoch finden, da beide ideologisch begründet sind. In Bonn ist der Gedanke daraus motiviert, es anderen Regierungsformen gleich zu tun: Monarchie, Diktatur, Demokratie usw., Anschluß zu suchen, während in Berlin der Entwurf eines Gegenbildes entsteht: BRD gegen DDR.“¹⁴³⁶

¹⁴³⁴ Vgl. Körner 2003, S. 107-110.

¹⁴³⁵ Vgl. Körner 2003, S. 116.

¹⁴³⁶ Ebd., S. 117.

5.5.3 Bonn wird vorläufige Bundeshauptstadt – Umbau der Pädagogischen Akademie

Im Zuge der Erarbeitung des Grundgesetzes durch den Parlamentarischen Rat diente Bonn bereits im September 1948 als Tagungsort. Der Vorschlag, Bonn dafür auszuwählen, ging auf den Chef der Düsseldorfer Staatskanzlei Hermann Wandersleb und den damaligen Ministerpräsidenten von Nordrhein-Westfalen Karl Arnold zurück. Anlässlich dieses Ereignisses wurde im August 1948 die Pädagogische Akademie umgebaut, sodass die ehemalige Aula durch den Parlamentarischen Rat als Plenarsitzungssaal genutzt werden konnte.¹⁴³⁷ Bereits kurze Zeit später gab es Überlegungen zur Bewerbung Bonns als vorläufige Bundeshauptstadt, da sich die Stadt als Tagungsort als sehr geeignet erwiesen hatte. Johannes Langendörfer, der Oberstadtdirektor Bonns, wandte sich dazu schriftlich an Konrad Adenauer, um die unkomplizierte Bereitstellung von Räumlichkeiten für die Bundesorgane zu bewerben. Das Gebäude der Pädagogischen Akademie sollte demnach zur Unterbringung von Bundestag und Bundesrat zur Verfügung gestellt werden.¹⁴³⁸ Dadurch wurde belegt, dass die Stadt, die zu diesem Zeitpunkt nur 100.000 Einwohner zählte, die notwendigen Kapazitäten für die Aufnahme der Bundesorgane bereitstellen könne. Bauarbeiten wurden als nicht notwendig erachtet, lediglich die Pädagogische Akademie sollte einen Anbau erhalten, um darin einen geeigneten Plenarsaal herzurichten. Die Vermeidung von Neubaumaßnahmen erklärte sich aus der Unterstützung des provisorischen Charakters.

Im November 1948 wurden die Konzepte der Bewerberstädte an die Kommission des Parlamentarischen Rates übermittelt. Neben Bonn hatten sich Frankfurt am Main, Kassel sowie Stuttgart beworben. Frankfurt galt als großer Konkurrent, da sich die Stadt am Main in der unmittelbaren Nachkriegszeit zum wichtigsten Wirtschafts- und Handelsstandort Westdeutschlands entwickelt hatte. Zugleich war Frankfurt in historischer Hinsicht bedeutend, denn die Paulskirche diente seit 1848 als Tagungsort der Nationalversammlung.¹⁴³⁹ Beide Städte hatten bereits vor der Entscheidung verschiedene Maßnahmen initiiert: In Frankfurt plante man 1948 die Ländervertretungen, während man in Bonn am 01. November des gleichen Jahres den Umbau der Pädagogischen Akademie durch das nordrhein-westfälische Kabinett beschloss. Die Kosten für den Umbau sollte die Landesregierung tragen, den Auftrag erhielt der Architekt Hans Schwippert. Der Beschluss wurde jedoch vor der Entscheidung über die vorläufige Bundeshaupt-

¹⁴³⁷ Schindler, Peter: Parlamentsgebäude in Bonn und Berlin. In: Schindler, Peter (Hg.): Datenhandbuch zur Geschichte des Deutschen Bundestages. Baden-Baden 1999, S. 3270-3400, S. 3273.

¹⁴³⁸ Ebd., S. 3275.

¹⁴³⁹ Buslei-Wuppermann, Agatha/Zeising, Andreas: Das Bundeshaus von Hans Schwippert in Bonn. Architektonische Moderne und demokratischer Geist. Düsseldorf 2009, S. 42.

stadt gefasst. Die Fertigstellung der Baumaßnahmen datierte man auf den 07. September 1949 – der ersten Sitzung des Deutschen Bundestages.¹⁴⁴⁰

Das vorhandene Gebäude der Pädagogischen Akademie wurde von 1930 bis 1933 durch Martin Witte, seinerzeit Regierungsbaumeister, errichtet und als Hochschule für Lehrerfortbildung genutzt. Der Baukörper verlief entlang des Görresstraße und bestand aus einem langgestreckten, viergeschossigen Hauptbau, an den drei weitere Baukörper angegliedert waren: das Hörsaalgebäude, die Turnhalle sowie die Aula mit dem vorgelagerten Tagesheim (Abb. 178). Daraus ergab sich ein nahezu L-förmiger Grundriss, bei dem sich die einzelnen Baukörper überschneiden. Die sachliche Architektursprache des Gebäudes zeigte Bezüge zum Bauhaus.

Bereits im Oktober 1948 fertigte Schwippert Vorentwürfe an, in denen die Erweiterung der Turnhalle als zukünftiger Plenarsaal vorgesehen war.¹⁴⁴¹ Die Umnutzung der Turnhalle als Plenarsaal war als Übergangslösung gedacht, um an anderer Stelle später einen Plenarsaal errichten zu können, der den Anforderungen gerecht werden würde. Aufgrund des großen Büroraumbedarfs gab es weitere Pläne, die den Bau eines quaderförmigen Plenarsaals auf der Fläche eines Luftschutzbunkers vorsahen sowie einen Verwaltungs- und Restaurantflügel als Verbindungsglied mit dem Gebäude der ehemaligen Pädagogischen Akademie.¹⁴⁴² In den Skizzen für den Plenarsaal wurde eine kreisrunde Sitzordnung ähnlich einem Amphitheater vorgeschlagen (Abb. 179). Diese wurde jedoch von Konrad Adenauer abgelehnt, da er sich gegen eine Einheit von Legislative und Exekutive aussprach, die dadurch symbolisiert würde. Stattdessen plädierte Adenauer für die halbkreisförmige Sitzordnung der Abgeordneten und demgegenüber der Sitz der Regierung – entsprechend der vormaligen Anordnung im Reichstag.¹⁴⁴³

Im Februar 1949 gab es weitere Änderungen, die vor allem auf finanzielle Aspekte zurückzuführen sind, bevor im März der Ausführungsentwurf genehmigt wurde. Der flache, verglaste Restaurantflügel wurde im Nordosten vor dem Hauptgebäude angeordnet. Die Anbauten integrierte man sorgsam in das bestehende Gebäude. Ebenso spielte der Bezug zum Rheinufer eine wesentliche Rolle.¹⁴⁴⁴ Der Erweiterungsbau schloss sich an die ehemalige Turnhalle an, von der aus auch der Zugang erfolgte und die fortan als Foyer genutzt wurde. Sowohl in architektonischer als auch symbolischer Hinsicht galt dem neuen Plenarsaal die größte Aufmerksamkeit. Während dieser von der Stadtseite aus nicht einsehbar war, öffnete er sich zum Rheinufer hin. Dem ent-

¹⁴⁴⁰ Ebd., S. 44.

¹⁴⁴¹ Vgl. Buslei-Wuppermann/Zeising 2009, S. 46 f.

¹⁴⁴² Vgl. ebd., S. 48.

¹⁴⁴³ Vgl. Schindler 1999, S. 3277.

¹⁴⁴⁴ Vgl. Buslei-Wuppermann/Zeising 2009, S. 48 f.

sprach auch die Eingangssituation, die nicht besonders akzentuiert wurde.¹⁴⁴⁵ Insbesondere die verglasten Seitenwände wurden in der Folge zum Charakteristikum des Plenarsaals; so erläutert Schwippert dazu:

„Ich habe gewünscht, daß das deutsche Volk der parlamentarischen Arbeit zuschaut. So bekam der Saal zwei Fensterwände, jede 20 m lang, vom Boden bis zur Decke ausgedehnt. Man sieht durch sie den Rhein, das gegenseitige Ufer, man betritt durch ihre Fenstertüren die nördliche und die südliche Gartenterrasse [...] Ich wollte ein Haus der Offenheit, eine Architektur der Begegnung und des Gesprächs.“¹⁴⁴⁶

Den Begriff der Offenheit verwendete Schwippert in der Erläuterung der Gestaltungsidee mehrfach. Dennoch nahm der Architekt eine Beschränkung dieser Offenheit vor, indem er die Rückwand des Präsidiums schloss, um die Fokussierung auf die parlamentarische Arbeit zu gewährleisten.¹⁴⁴⁷ Der Bezug zur umgebenden Landschaft hat zugleich symbolischen Charakter:

„Das Gebäude steht in der Landschaft. Durch die Offenheit wird ein Kontakt zu den Menschen des Landes hergestellt. Nicht das Land selbst kann der parlamentarischen Arbeit zuschauen, wie es Schwippert im übertragenen Sinn ausdrückt, sondern nur die Menschen des Landes. [...] Mit dieser übertragenen, symbolischen Bildsprache umreißt Schwippert seine Gestaltungsidee bewusst in Unterscheidung von der bis dahin üblichen Klausuratmosphäre geschlossener Plenarsäle.“¹⁴⁴⁸

Bei der Materialwahl verzichtete Schwippert auf die Verwendung von Marmor oder Schmuck als Ausdruck der Repräsentation. Stattdessen präferierte er zeitgemäße Materialien wie Eisen und goldgetöntes Aluminium sowie gestrichene Wände.¹⁴⁴⁹

Es folgten die Umbaumaßnahmen des Altbaus, bei dem unter anderem die ehemalige Aula zum Sitzungssaal des Bundesrates umgestaltet wurde sowie der Bau der Erweiterungsbauten mit dem Restaurantflügel und den Annexbauten im Norden für den Bundesrat und im Süden der Bürotrakt. Alle Bauarbeiten konnten wie gefordert rechtzeitig bis zur konstituierenden Sitzung des Bundestages abgeschlossen werden.¹⁴⁵⁰ Der Plenarsaal war bereits im Juli 1949 fertiggestellt.¹⁴⁵¹

Eine Verknüpfung zwischen dem Bundeshaus und dem Begriff der Demokratie hat Schwippert hingegen nie explizit hergestellt, dennoch zeigt sich ein Verständnis für die Anforderungen der parlamentarischen Arbeit und deren Übersetzung in Architektur.

¹⁴⁴⁵ Vgl. ebd., S. 52.

¹⁴⁴⁶ Schwippert, Hans: Das Bonner Bundeshaus. In: Neue Bauwelt (1951) 17, S. 65 ff. Zitiert in: Buslei-Wuppermann/Zeising 2009, S. 54.

¹⁴⁴⁷ Vgl. Brendgens 2008, S. 110.

¹⁴⁴⁸ Ebd.

¹⁴⁴⁹ Vgl. ebd., S. 113.

¹⁴⁵⁰ Vgl. Buslei-Wuppermann/Zeising 2009, S. 55.

¹⁴⁵¹ Vgl. Schindler 1999, S. 3278 f.

Der Architekt zielt dabei auf die Begegnung und das Gespräch zwischen den Beteiligten sowie dem Abbau von Hierarchien.¹⁴⁵²

„Von seinem persönlichen Verständnis von Demokratie leitete Schwippert die Anforderungen an ein Parlamentsgebäude ab, nicht aber aus einem allgemein verbreiteten Leitbild über eine denkbare ‚Demokratische Architektur‘. In einem politischen System, das gerade erst in der Konstituierung begriffen war, konnte Schwippert nur aus seinem persönlichen Verständnis bestimmen, wie die Architektur des wichtigsten Gebäudes im neuen demokratischen Staat gestaltet sein möge.“¹⁴⁵³

In der Architekturkritik waren die Meinungen zum Bundeshaus durchaus positiv.¹⁴⁵⁴ Konrad Adenauer sowie die Bundesbaudirektion beurteilten den Bau hingegen kritisch. Vor allem der Rechtsstreit wegen weiterer Kosten für Fertigstellungsarbeiten hatte Schwippert eine schlechte Berichterstattung eingebracht und prägte auch in der Öffentlichkeit das Bild, dass der Umbau und die Erweiterung zum Bundeshaus zu teuer gewesen seien. Ein Wandel in der Rezeption machte sich erst in den 1970er Jahren im Kontext der Suche nach vorbildlichen Parlamentsbauten bemerkbar.¹⁴⁵⁵

5.5.4 Ende des Provisoriums – Planungen zum Ausbaus Bonns

Die Entscheidung über die Frage nach der zukünftigen, provisorischen Hauptstadt wurde nur zwei Monate vor der Fertigstellung des Umbaus und der Erweiterung der Pädagogischen Akademie zum Bundeshaus am 10. Mai 1949 durch den Parlamentarischen Rat getroffen. Bonn hatte sich dabei mit 33 zu 29 Stimmen gegen Frankfurt am Main durchsetzen können, Kassel und Stuttgart waren bereits vorher ausgeschieden.¹⁴⁵⁶ Vor allem pragmatische Gründe überwogen, insbesondere die Tatsache, dass Bonn während des Nationalsozialismus im Vergleich zu anderen Städten keine besondere Rolle spielte und zugleich aufgrund seines provinziellen Charakters eine glaubhaf-tere Innen- und Außendarstellung für ein Provisorium bot.¹⁴⁵⁷ Auch der Deutsche Bundestag bekräftigte am 03. November desselben Jahres die Entscheidung des Parlamentarischen Rates.¹⁴⁵⁸

Neben dem Umbau und der Erweiterung der Pädagogischen Akademie zum Bundeshaus gab es in der Folge weitere Baumaßnahmen, die in die Regierungszeit des ersten Bundeskanzlers Konrad Adenauer von 1949-63 fielen. Zu diesem ersten Ausbau der Stadt gehörten unter anderem der Bau des Bundesfinanzministeriums und des Postmi-

¹⁴⁵² Vgl. Brendgens 2008, S. 131 f.

¹⁴⁵³ Ebd., S. 132.

¹⁴⁵⁴ Vgl. ebd., S. 124.

¹⁴⁵⁵ Vgl. ebd., S. 129 und S. 134.

¹⁴⁵⁶ Vgl. Schindler 1999, S. 3278 f.

¹⁴⁵⁷ Vgl. Körner 2003, S. 15.

¹⁴⁵⁸ Vgl. Schindler 1999, 3282.

nisteriums.¹⁴⁵⁹ Ferner wurden ab 1953 weitere Umbaumaßnahmen am Plenarsaal vorgenommen. Dazu zählte die Verlängerung der Stirnseite, die jedoch den Abbau der Hälfte der Glaswände erforderte. Ebenso erfolgte die Ergänzung durch Anbauten, die als Wandelhallen genutzt werden sollten. Der direkte Einblick in das Gebäude war damit nicht mehr möglich. Daneben wurde in der Folge der Präsidialbau an der Nordseite des Gebäudes ergänzt. Die Bauarbeiten am Bundeshaus waren erst Mitte der 1950er Jahre abgeschlossen.¹⁴⁶⁰

Auch wenn es in Anbetracht der Baumaßnahmen nicht den Anschein erweckte, nur eine Übergangslösung zu sein, eine Rückkehr nach Berlin war zu diesem Zeitpunkt noch nicht ausgeschlossen.¹⁴⁶¹ Noch 1956 wurde durch die CDU/CSU ein Antrag eingereicht, der den Aufbau eines Parlamentsgebäudes in Berlin forderte. So wurden in den folgenden zwei Jahren 84 Millionen DM für die Instandsetzung des Reichstagsgebäudes aufgewendet. Konrad Adenauer ging hingegen nicht von einer Rückkehr nach Berlin aus. Zugleich wurde mit dem Bau der Berliner Mauer 1961 die Teilung bestätigt. Bereits ein Jahr später wurde daher ein Gutachtergremium mit der Entwicklung einer Gesamtkonzeption für die Bonner Bundesbauten betraut. Hierzu gehörten Paul Baumgarten, Sep Ruf und Egon Eiermann. Das Abgeordnetenhochhaus von Egon Eiermann war eine der ersten Baumaßnahmen, die daraus hervorgingen und 1969 bezogen werden konnte. Der Protest, den der Bau des Gebäudes auslöste, war groß, denn man sah durch den Bau des Gebäudes den Glauben an die Wiedervereinigung verloren. Die BRD unternahm nichtsdestotrotz immer wieder Versuche, mit den Verfassungsorganen in Berlin präsent zu sein, doch sowohl seitens der DDR als auch der Sowjetunion gab es Widerstände, sodass die Durchreise für Regierungsmitglieder nach Berlin 1968 verhindert wurde. Auf Beschluss des Bundeskabinetts im November 1969 sollte daher die Planung für den Ausbau Bonns zur Bundeshauptstadt erfolgen. Für die Erarbeitung eines Konzeptes zur Einbindung der Bundesbauten in den städtebaulichen Kontext sowie im Hinblick auf die weitere Stadtentwicklung wurde im Frühjahr 1970 der Arbeitskreis *Bundesbauten Bonn* initiiert, zu dem sowohl Vertreter der Stadt, des Landes als auch des Bundes zählten.

Unter dem Titel „Bauten des Bundes und ihre Integration in die Stadt Bonn“ wurde im Sommer 1971 ein städtebaulicher Ideenwettbewerb ausgelobt.¹⁴⁶² Der Wettbewerb hatte die Erstellung eines Rahmenkonzeptes zum Ziel, das sowohl die Einbindung der Bundesbauten beinhaltete als auch die Schaffung von städtebaulichen Voraussetzungen

¹⁴⁵⁹ Vgl. Flagge 1992, S. 228.

¹⁴⁶⁰ Vgl. Buslei-Wuppermann/Zeising 2009, S. 72.

¹⁴⁶¹ Vgl. Flagge, Ingeborg: Provisorium als Schicksal. Warum mit der Bonner Staatsarchitektur kein Staat zu machen ist. In: Flagge, Ingeborg/Stock, Wolfgang Jean (Hg.): Architektur und Demokratie. Bauen für die Politik von der amerikanischen Revolution bis zur Gegenwart. Stuttgart 1992, S. 224-245, S. 228.

¹⁴⁶² Vgl. Körner 2003, S. 46 f.

für die Neubauten des Bundestages und Bundesrates. Mit den Bauten des Bundespräsidial- und Bundeskanzleramtes wurde in diesem Bereich eine städtebauliche Akzentuierung gemäß seiner Bedeutung gefordert. Zugleich sollte der bisher ungeordnete Stadtraum zwischen Bonn und Bad-Godesberg mithilfe der Bundesbauten strukturiert werden.¹⁴⁶³ Mit dem ersten Preis wurde der Entwurf von Stephan Legge und Ursula Legge-Suwelak ausgezeichnet. Dieser zeigte eine Konzentration der Bauten auf beiden Rheinseiten (Abb. 180). Nach der Uferzone, die eine umfassende Gestaltung erhalten sollte, war der Übergang in die Auenlandschaft vorgesehen.¹⁴⁶⁴ Im Urteil des Preisgerichtes heißt es:

„Die Konzeption der Bundesbauten in zwei großen konzentrierten Gruppen unmittelbar am Rheinufer schafft einen neuen Maßstab, der sich gegenüber der gegebenen Stadtstruktur deutlich abhebt. Der Grundgedanke der beiderseitigen Brückenköpfe sichert den Bundesbauten eine hervorgehobene Position. Sie beziehen sich weniger auf die Stadt Bonn als auf die Rheinlandschaft. Diese Hervorhebung entspricht der zentralen Bedeutung von Legislative und Exekutive.“¹⁴⁶⁵

In einer Regierungserklärung vom 18. Januar 1973 bekannte sich Willy Brandt schließlich als erster Bundeskanzler zu Bonn als Hauptstadt. Dieses Statement war jedoch vor dem Hintergrund des Wettstreits mit der DDR zu verstehen, wie Ingeborg Flagge betont.¹⁴⁶⁶

Es folgte ein Wettbewerb für die Neubauten des Deutschen Bundestages und Bundesrates, für den insgesamt 36 Entwürfe eingereicht wurden. Das dafür vorgesehene Gelände umfasste den engeren Bundesdistrikt mit dem Bundeskanzleramt und dem Bundespräsidialamt sowie den südlichen Geländeabschnitt hinter dem Bundeshaus.¹⁴⁶⁷ Neben dem Entwurf von Behnisch & Partner (Abb. 181) schlug das Preisgericht drei weitere Entwürfe zur Weiterbearbeitung vor. In der Folge wurden sowohl der Entwurf des Stuttgarter Architekturbüros als auch des Teams von Wolff/von Wolff und Schneble ausgewählt, um davon ausgehend eine weitere Überarbeitung vorzunehmen.¹⁴⁶⁸ Die Vorlage der überarbeiteten Entwürfe erfolgte am 19. Januar 1975.¹⁴⁶⁹

Friedrich Spengelin, der Vorsitzende des Preisgerichtes, hat die zentralen Punkte der Gutachten zusammenfassend dargestellt und die Unterschiede in der Grundkonzeption der beiden Entwürfe hervorgehoben:

¹⁴⁶³ Vgl. Der Bundesminister für Raumordnung, Bauwesen und Städtebau(Hg.): Leuschner, Wolfgang: Bauten des Bundes 1965-1980, Karlsruhe 1980, S. 251.

¹⁴⁶⁴ Vgl. ebd., S. 254.

¹⁴⁶⁵ Aus dem Urteil des Preisgerichts. Zitiert in: Ebd., S. 255.

¹⁴⁶⁶ Vgl. Flagge 1992, S. 242.

¹⁴⁶⁷ Vgl. Leuschner 1980, S. 256.

¹⁴⁶⁸ Vgl. Schindler 1999, S. 3298.

¹⁴⁶⁹ Vgl. Spieker 2006, S. 278.

„Der Entwurf B [gemeint ist Behnisch & Partner] sah ein Gebäude vor, das mit der umgebenden parkartigen Landschaft eine Symbiose eingehen sollte. Die Sichtbeziehungen zum Rhein und zum Siebengebirge waren dabei stark betont. Gedanken über die ‚Darstellung der Macht‘ führten die Verfasser zur ‚Verantwortung der Demokratie‘ und der ‚Würdigung des Anspruchs des Natur...‘, ‚indem die Baulichkeiten in Landschaften und Baumbestand eingefügt werden‘. Die später als ‚Architekturlandschaft‘ interpretierte Konzeption verfolgt die Absicht, daß ‚das Grün in die Stadt eindringen, nicht...der Stein in die Aue.‘“¹⁴⁷⁰

Hinsichtlich des Entwurfs von von Wolff/von Wolff und Schneble heißt es:

„Auch für den Entwurf war 1973 die Durchdringung von landschaftlichen und baulichen Elementen charakteristisch. Zugleich wurde jedoch versucht, einen Bezug auf den Bereich Bonn-Center und die Zwischenzone zwischen dem Standort Bundeskanzler-Platz und dem Wettbewerbsgelände herzustellen. In der Weiterbearbeitung kommt der Entwurf W den Vorstellungen näher, die die Stadt Bonn in der Zwischenzeit in detaillierterem Maße entwickelt hat und die in der Strukturuntersuchung der Gruppe Hardtberg ihren Niederschlag findet. Unter diesem Aspekt waren sich die Gutachter einig, daß der Entwurf W das verfolgenswerte Konzept darstellt.“¹⁴⁷¹

Der Entwurf von Behnisch & Partner überzeugte hingegen bei dem Plenarsaalbereich. So betonte Spengelin: „Eine Verwirklichung der Raumidee des Entwurfs B. [...] würde, nach meiner Meinung, zu einem klassisch-schönen, das deutsche Parlament (Fernsehen!) international bedeutungsvoll symbolisierenden Gehäuse führen.“¹⁴⁷²

Da die Überarbeitung die Unterkommission des Ältestenrates nicht gänzlich überzeugen konnte, wurde die Bildung einer Arbeitsgemeinschaft zwischen den beiden Architekturbüros gewünscht, die der Erarbeitung eines funktionellen und gestalterischen Gesamtkonzeptes gewidmet war. Dabei sollte das städtebauliche Konzept des Teams von Wolff/von Wolff und Schneble als Grundlage dienen.¹⁴⁷³ Eine technische Kommission zur Erarbeitung von Richtlinien wurde gebildet. Diese legten dem Vertragsabschluss mit den beiden Architekturbüros verschiedene Prämissen zugrunde, zu denen die Bildung einer Arbeitsgemeinschaft mit einem gemeinsamen Büro in Bonn gehörten sowie die gleichberechtigte Aufteilung von Honorar und Verantwortlichkeit. Während von Wolff/von Wolff und Schneble in einem Schreiben vom 15. September 1975 ihr Einverständnis für den geplanten Vertragsabschluss bekundeten, wandte sich Behnisch kurze Zeit später schriftlich an das Bundesbauministerium, wonach es „aus grundsätzlichen Erwägungen nicht zu den erforderlichen Vereinbarungen mit der Architektengruppe W.+F. von Wolff und Schneble gekommen sei.“¹⁴⁷⁴ Auf der Grundlage des städtebaulichen Konzeptes wurde die weitere Bearbeitung schließlich im Frühsommer

¹⁴⁷⁰ Spengelin, Friedrich: Zusammenfassendes Gutachten zur zweiten Weiterbearbeitung. In: Bauwelt (1975) 29/30, S. 823-847, S. 825.

¹⁴⁷¹ Ebd.

¹⁴⁷² Ebd., S. 833.

¹⁴⁷³ Vgl. Schindler 1999, S. 3298.

¹⁴⁷⁴ Ebd., S. 3299.

1976 aufgeteilt: Behnisch & Partner betraute man mit dem Teilbereich nördlich des Abgeordnetenhochhauses, also dem Plenarsaalbereich und der Bundestagsverwaltung. Die Architekten von von Wolff/von Wolff und Schneble wurden mit dem südlichen Teilbereich, dem Fraktionsbereich und der Bibliothek beauftragt.

Am 10. Juli 1977 schließlich beschloss der Ältestenrat die Beauftragung der beiden Architekturbüros mit der Planung: Behnisch & Partner für den Plenarbereich und von Wolff/ von Wolff und Schneble mit den Räumlichkeiten für Fraktion und Abgeordnete.¹⁴⁷⁵ Obwohl der Bebauungsplan zwei Jahre später rechtskräftig wurde und damit die planungsrechtlichen Voraussetzungen für die Umsetzung der Baumaßnahmen vorlagen, zögerte man in Anbetracht der schlechten Haushaltssituation vor der Umsetzung vor allem in Bezug auf die geplanten Dimensionen der Bauten. Die Diskussion um die Größenordnung verstärkte sich in den folgenden Jahren weiter, sodass am 05. Juni 1981 der Abbruch der bereits begonnenen Planungen durch den Bundestag beschlossen wurde. Dies implizierte sowohl die bestehende Nutzung des alten Plenarsaals als auch der anderen Altbauten. Neubaumaßnahmen sollten nur in geringem Maße erfolgen. In der Folge zog sich die Architektengemeinschaft von Wolff/von Wolff und Schneble zurück, während Behnisch & Partner erklärten, sich weiterhin an den Planungen zu beteiligen. Zugleich wurde ein neues städtebauliches Konzept durch Rudolf Hillebrecht, Hans Kammerer, Walter Rossow und Friedrich Spengelin entwickelt. Der alte Plenarsaal sollte saniert und um ein Eingangsbauwerk erweitert werden. Für die Erweiterungsbauten wurde der Bereich südlich des Abgeordnetenbereichs angrenzend zur Kurt-Schumacher-Straße ausgewiesen, wofür eigens ein Planungsverfahren ausgeschrieben wurde, das Joachim und Margot Schürmann gewannen. Behnisch & Partner erhielten 1983 den Auftrag für das Eingangsbauwerk. Zu diesem Zeitpunkt stellte sich heraus, dass am Plenarsaal umfangreiche Sanierungsmaßnahmen erforderlich sein würden, da dieser insbesondere den Brandschutzrichtlinien widersprach, denn weder das Tragwerk des Daches mit der Saaldecke noch der Fußboden waren feuerbeständig.¹⁴⁷⁶ Die Erarbeitung von Lösungsansätzen in Bezug auf die Mängelbeseitigung im Plenarsaal sollte wiederum durch Behnisch & Partner erfolgen.

Die Entwurfsplanung des Büros ging zunächst davon aus, dass der Plenarsaal in seiner ursprünglichen Form erhalten werden sollte – dies bezog sich auch auf die Sitzordnung. Ein Abriss war nur für die Wandelhalle vorgesehen, an deren Stelle das nahezu doppelt so große Eingangsbauwerk errichtet werden sollte. Während Schwippert seinerzeit

¹⁴⁷⁵ Vgl. Schindler 1999, S. 3302 f.

¹⁴⁷⁶ Vgl. Deutscher Bundestag mit dem Bundesministerium für Raumordnung, Bauwesen und Städtebau (Hg.): Steckeweh, Carl: Deutscher Bundestag Bonn. Neubau des Plenar- und Präsidialbereiches. Bonn 1993, S. 44 f.

von der Hervorhebung des Eingangs absah, sollte das neue Eingangsbauwerk den Plenarsaal städtebaulich akzentuieren. Das von Behnisch & Partner vorgelegte Konzept wurde am 07. Juni 1984 durch den Ältestenrat beschlossen. In derselben Sitzung wurde eine neue Sitzordnung mit abgesenkter Mulde und kreisförmiger Anordnung festgelegt, die dem Wettbewerbsbeitrag des Architekturbüros von 1972 entsprach.¹⁴⁷⁷ Es stellte sich heraus, dass die Umsetzung jedoch den Abriss des alten Plenarsaals bedingen würde. Infolgedessen wurde der Erhalt des alten Plenarsaals geprüft. Die Tragfähigkeit der Konstruktion beurteilte das Ingenieurbüro Schlaich & Partner. Ausgehend von diesem Gutachten, wurden Behnisch & Partner mit einem Sanierungskonzept und der Überprüfung für eine „baukonservatorische Lösung“¹⁴⁷⁸ beauftragt. Obwohl sich diese als realisierbar erwiesen, sprach sich die Bauverwaltung in ihrem Bericht dagegen aus. In einem begleiteten Schreiben, das von Bundesbauminister Schneider verfasst wurde, verwies er auf den Vorschlag des Architekturbüros für ein kleineres Eingangsbauwerk. Der Entscheidung am 05. Juni 1987 ging eine lange Debatte voraus, bevor sich der Bundestag für die Planung eines Neubaus mit einem kleinen Eingangsbauwerk aussprach. Der Abriss des alten Plenarsaals begann im Oktober 1987. Ein Jahr später konnten die Bauarbeiten beginnen.¹⁴⁷⁹ Zu diesen gehörten die Arbeiten für die neuen Restauranträume und den Präsidialbereich.¹⁴⁸⁰ Bevor die Bauarbeiten am 30. Oktober 1992 fertiggestellt wurden, hatten sich durch den Fall der Mauer am 09. November 1989 die politischen Verhältnisse verändert. Nach der Wiedervereinigung wurden damit 150 Sitzplätze zusätzlich im Plenarsaal benötigt.¹⁴⁸¹

5.5.5 Baubeschreibung

Die Planungen von Behnisch & Partner umfassten den neuen Plenarsaal mit dem Eingangsbauwerk, den Präsidialbereich, das Restaurant und den Präsidialanbau mit den Büroräumen. Dabei sollte die vorhandene Bebauung mit dem ehemaligen Akademiegebäude von Martin Witte und dem von Schwippert errichteten Südflügel, an die die Neubauten angrenzten, integriert werden. Der neue Plenarsaal wurde wieder an der Stelle errichtet, an der sich auch zuvor der Plenarsaal befand, gleiches gilt für das Foyer, den Umgang, das Restaurant und die Räume des Präsidenten.¹⁴⁸² Der Südflügel und das

¹⁴⁷⁷ Vgl. Körner 2003, S. 62.

¹⁴⁷⁸ Steckeweh 1993, S. 45-47.

¹⁴⁷⁹ Vgl. Steckeweh 1993, S. 45-47.

¹⁴⁸⁰ Der Beschluss über die Einbeziehung der Restauranträume und den Präsidialbereich erfolgte bereits 1985. Vgl. ebd., S. 46.

¹⁴⁸¹ Vgl. ebd., S. 47.

¹⁴⁸² Vgl. Behnisch, Günter: Über die Architektur. In: Steckeweh 1993, S. 9-20, S. 10.

Akademiegebäude wurden für die Unterbringung der Verwaltung sowie der Fraktionsräume weiter genutzt (Abb. 182).¹⁴⁸³

Der Plenarsaal und der Präsidialbereich befinden sich in einem langgestreckten, rechteckigen Baukörper, der sich zur Uferpromenade des Rheins erstreckt. Der Zugang zu dem Bauwerk wird durch das Eingangsbauwerk auf der entgegengesetzten Seite ermöglicht (Abb. 183). Zwischen der Eingangshalle und dem Plenarsaal befindet sich die Lobby. Die Integration in den vorhandenen Gebäudebestand bedingte jedoch, dass das Eingangsbauwerk und der Plenarsaal nicht auf einer Achse liegen, sondern etwas versetzt zueinander stehen.¹⁴⁸⁴ Neben dem Plenarsaalgebäude befindet sich der Präsidialanbau, ein eigenständiger Baukörper mit einem quadratischen Grundriss, der über einen Verbindungsgang zugänglich ist.¹⁴⁸⁵

„Einzigartig ist die Lage des Bundeshauses in der Rheinlandschaft. Am Strom selbst, mit diesem eng verbundenen über die bemerkenswerte, lange und geschwungene Uferlandschaft hinweg.“¹⁴⁸⁶ Neben der Integration in den Baubestand stellte die Einbettung in die Rheinlandschaft einen zentralen Aspekt des Entwurfs dar. Problematisch erwiesen sich das erforderliche Bauvolumen und die Befürchtung, dass die Neubauten die Qualitäten der Rheinlandschaft beeinträchtigen könnten.¹⁴⁸⁷ Behnisch resümierte dazu:

„So mußte das Trennende – zum Beispiel die Außenhaut des Plenarbereiches – materiell reduziert und im Scheine überspielt werden. Und die architektonischen Elemente waren so zu entwickeln, daß sie bezüglich Größe, Art und Anordnung ähnlich wurden den Elementen der Landschaft.“¹⁴⁸⁸

Ferner musste die Abschüssigkeit des Geländes bewältigt werden, das durch einen Höhenunterschied von 4,5 Metern gekennzeichnet ist.¹⁴⁸⁹ Das Gelände ist daher über mehrere Terrassenhöhen abgestuft: Auf der höchsten Ebene liegt das Eingangsbauwerk, der Plenarsaal auf der mittleren Ebene. Die untergesetzte Ebene stellt schließlich das Rheinufer dar.¹⁴⁹⁰

Der Plenarsaal, das Eingangsbauwerk, das Restaurant sowie der Präsidialbereich sind jeweils als eigenständige Baukörper ausgebildet und verfügen deshalb auch über unterschiedliche Konstruktionen. Das Eingangsbauwerk und der Plenar- und Präsidialbereich suggerieren dennoch den Eindruck einer räumlichen Einheit. Vor allem im Au-

¹⁴⁸³ Vgl. Wefing 1995, S. 111.

¹⁴⁸⁴ Vgl. Blundell Jones 2000, S. 171.

¹⁴⁸⁵ Vgl. Spieker 2006, S. 309.

¹⁴⁸⁶ Behnisch 1993, S. 10.

¹⁴⁸⁷ Vgl. ebd.

¹⁴⁸⁸ Ebd.

¹⁴⁸⁹ Vgl. Körner 2003, S. 73.

¹⁴⁹⁰ Vgl. Behnisch, Günter: Plenarbereich des Deutschen Bundestages in Bonn. In: Schmidt, Johann-Karl/Zeller, Ursula (Hg.): Behnisch & Partner. Bauten 1952-1992. Stuttgart 1992d, S. 104-113, S. 107.

ßenbereich ist die Konstruktion deutlich ablesbar. Die Fassade setzt sich aus mehreren Schichten zusammen. Zu der äußersten Schicht zählen neben Sonnenschutzelementen Fluchtwege und Fluchttreppen. Ferner tragen die Lamellen der Jalousien zur Gliederung der Fassade bei. Die nächste Schicht bildet die Vorhangfassade. Aufgrund der besonderen Sicherheitsanforderungen wurden dafür zum Teil sehr dicke Glasstärken verwendet. Dementsprechend entwickelte man eigens eine Pfosten-Riegel-Konstruktion.¹⁴⁹¹

„Der Wunsch, ein ‚offenes‘ Haus zu bauen, bestimmte den Werkstoff Glas als wesentlichen, fast einzigen Bestandteil der Außenwand. Nur noch unauffällige, auf das technisch mögliche Mindestmaß reduzierte Metallsprossen durften die aus möglichst großen Flächeneinheiten zusammengesetzte Glashaut in ihrer Transparenz beeinträchtigen.“¹⁴⁹²

Eine weitere Schicht dient unter anderem der Regulierung des Lichteinfalls und als Sonnenschutz. Zu diesen zählen Raffrollos, Holzschiebelelemente und -gitter. Die mehrschichtige Fassade zeigt folglich Bezüge zu den Bauten Egon Eiermanns, etwa dem deutschen Pavillon zur Weltausstellung 1958 in Brüssel. In Bezug auf Tragwerk und Fassade lassen sich zudem Analogien zu den Bauten Mies van der Rohes erkennen.¹⁴⁹³

Der Zugang zum Eingangsbauwerk erfolgte sowohl für Besucher als auch für die Abgeordneten über den ehemaligen Parlamentsplatz an der ehemaligen Görresstraße, heute Platz der Vereinten Nationen. Die ursprünglichen Pläne von Behnisch & Partner für den Parlamentsplatz wurden nicht realisiert. Günter Behnisch verwies darauf, dass sie selbst den Vorplatz als „Zwischenlösung“ betrachteten. Sie erhielten jedoch den Hinweis, dass die Situation „dem Ideal [...] [der] Gesellschafts- und Staatsverfassung doch mehr entspreche als ein sich dort ausweitender Parlamentsplatz“¹⁴⁹⁴ in dem Sinne, dass in diesem Bereich die Eingangshalle des Plenarbereichs und die bereits vorhandene Wohnbebauung zusammenträfen. Weder der Vorplatz noch die Gebäude des Bundestages sind aus der Ferne deutlich wahrnehmbar. Diesbezüglich wird noch einmal die gewünschte Verzahnung mit der Landschaft deutlich. Auch auf andere bauliche Elemente, die auf die Bedeutung des Gebäudes bereits aus der Ferne hätte hinweisen können, wurde verzichtet.¹⁴⁹⁵

Ursprünglich hatte man angedacht, dass der Vorplatz eine glatte Betonfläche als Bodenbelag erhalten sollte. Nach der Oberflächenbehandlung mittels Kugelstrahlen entschied man sich jedoch dazu, den Boden nicht zu bearbeiten – das Verfahren hatte

¹⁴⁹¹ Vgl. Spieker 2006, S. 298-300.

¹⁴⁹² Mack, Berthold: Die Fassadenkonstruktion. In: Steckeweh 1993, S. 26-29, S. 26.

¹⁴⁹³ Vgl. Spieker 2006, S. 300 f.

¹⁴⁹⁴ Behnisch 1992, S. 108.

¹⁴⁹⁵ Vgl. Barnstone, Deborah Ascher: The transparent state architecture and politics in postwar Germany. London/New York 2005, S. 152.

eine interessante Oberflächenstruktur ergeben, die beibehalten werden sollte.¹⁴⁹⁶ Die wellenförmige Struktur und die in den Boden eingefügten Kieselsteine aus dem Rhein stellen somit einen Bezug zur Rheinlandschaft und dem Flussufer her.¹⁴⁹⁷

Der Zugang zur Lobby erfolgt durch das Eingangsbauwerk, welches zwischen dem Akademiegebäude und dem Südflügel angeordnet ist. Der Eingang wird lediglich durch das weit vorkragende Dach akzentuiert, das auf vier Stahlstützen aufliegt. Jeder Stütze ist ein Oberlicht zugeordnet, das den Blick in den Himmel freigibt.¹⁴⁹⁸ Insgesamt gibt es drei Eingänge, die nebeneinander angeordnet wurden: Der Eingang links führt die Besucher zu den Vortragsräumen und den Tribünen, der mittlere Eingang wurde für die Abgeordneten konzipiert, die von dort aus über die Treppe zur Lobby und dem Plenarsaal gelangen konnten; vom Eingang auf der rechten Seite konnten die Abgeordneten hingegen den Präsidialbereich über den Steg erreichen, der entlang der Glasfront verläuft.¹⁴⁹⁹ Zwischen den verschiedenen Eingängen wurde keine optische Differenzierung vorgenommen. Die Gestaltung der Türen ist einfach gehalten und lediglich das Emblem mit dem Bundesadler, welches den Türgriff schmückt, verweist auf die Funktion des Gebäudes. Der gläsernen Fassade wurde über den Türen eine Konstruktion aus Glaslamellen vorgesetzt. Die horizontalen Glaslamellen dienen vor allem der Gestaltung, wenngleich sie auch als Sonnenschutz fungieren können. Die Glaslamellen bestehen aus transparentem Verbundsicherheitsglas, lediglich eine Lamelle sticht durch die Blaufärbung hervor.¹⁵⁰⁰ In den Abend- und Nachtstunden wird das Gebäude durch Leuchtstoffröhren illuminiert, die am Dachrost befestigt sind, sodass das Licht in der Fassade reflektiert (Abb. 184).

Sowohl die Leuchtstoffröhren als auch der kugelgestrahlte Betonboden finden im Innenraum ihre Fortsetzung und tragen damit dazu bei, dass Innen und Außen scheinbar ineinander übergehen.¹⁵⁰¹ Dieser Eindruck wird durch die kreisrunde Ausstellungsebene verstärkt, die sich über dem Besuchereingang erhebt und bis in den Außenraum reicht. Dabei durchdringt sie scheinbar die Glasfassade. Die Wege der Besucher und der Abgeordneten trennen sich im Inneren des Gebäudes.

Über eine Zwischenebene gelangten die Abgeordneten zu einer großen Treppe, über die sie nach unten zum Plenarsaal auf der mittleren Ebene geleitet wurden (Abb. 185). Die Treppe verläuft diagonal, was unter anderem auf die asymmetrische Anordnung des Eingangsbauwerks zum Plenarsaal zurückzuführen ist und verbreitert sich nach unten. Über die Treppenstufen hinweg verläuft ein Teppich in einem

¹⁴⁹⁶ Vgl. Spieker 2006, S. 301.

¹⁴⁹⁷ Vgl. Körner 2003, S. 74.

¹⁴⁹⁸ Vgl. Spieker 2006, S. 301.

¹⁴⁹⁹ Vgl. Behnisch 1992, S. 108.

¹⁵⁰⁰ Vgl. Spieker 2006, S. 302.

¹⁵⁰¹ Vgl. ebd., S. 304.

Beigeton.¹⁵⁰² Dieser wurde jedoch nicht über die gesamte Breite verlegt, sondern erstreckt sich über die Mitte der Treppe gerade nach unten. Dadurch tritt noch einmal der diagonale Verlauf der Treppe deutlich hervor. Zu beiden Seiten ist die Treppe eingefasst durch eine Kombination aus einem Holzgeländer und einer Brüstung aus blau gefärbtem Glas. Brüstung und Holzgeländer verlaufen nicht parallel zueinander, sondern überschneiden sich vielmehr durch ihre schiefe Aufstellung. Der daraus resultierende gestalterische Effekt wird durch die unterschiedlichen Breiten der Holzplanken und Brüstungselemente weiter verstärkt.

Nach dem Eintritt in das Gebäude durchschreiten die Besucher die beschriebene Ausstellungsplattform, um auf eine geschwungene Rampe zu gelangen. Die Unterseite der Ausstellungsebene ist in einem hellen Gelbton gestrichen, die Farbe wurde jedoch nicht deckend aufgetragen und erweckt dadurch einen unvollendeten Eindruck. Von der geschwungenen Rampe aus können die Zuschauer sowohl die Treppe der Abgeordneten als auch den Plenarsaal erblicken. Der Besucher- und der Abgeordnetenbereich sind damit sowohl visuell als auch audiovisuell miteinander verbunden.¹⁵⁰³ Als Abgrenzung der Besucherrampe zum Abgeordnetenbereich fungiert das *Mikado-Geländer*, dessen Stäbe in verschiedenen Pastellfarben in ihrer Anordnung scheinbar auf dem Zufallsprinzip basieren (Abb. 186). Auch die dazugehörigen buntgefärbten Glasstreifen erwecken den Eindruck einer zufälligen Ordnung. Das Brüstungsband besteht aus mehreren polierten Blechen, die in unterschiedlichen Neigungswinkeln angebracht wurden.¹⁵⁰⁴

Der Baukörper des ehemaligen Akademiegebäudes und das neue Restaurant ragen in die Lobby hinein und stellen damit eine Verbindung zwischen den verschiedenen Baukörpern her. Damit bot sich für die Abgeordneten die Möglichkeit, in die verschiedenen Bereiche des Gebäudekomplexes zu gelangen. Neben dem Plenarsaal und dem Restaurant waren von dort aus Fraktionsräume oder die Wandelgänge zugänglich. Mit einer Theke unterhalb der Besucherrampe befand sich dort ferner der wissenschaftliche Dienst.¹⁵⁰⁵

An den Plenarsaal schließen sich die Wandelgänge und Aufenthaltsbereiche für die Angeordneten an und integrieren den kreisrunden Saal somit in den rechteckigen Baukörper. Sie dienten der informellen Unterhaltung zwischen den Abgeordneten oder konnten für kleinere Konferenzen genutzt werden.¹⁵⁰⁶ Auf der Seite der Lobby verläuft hinter dem Plenarsaal auf der Höhe der Besuchertribünen eine Galerie, an deren Ge-

¹⁵⁰² Vormalig befand sich dort ein Sisalteppich, der jedoch ersetzt wurde. Vgl. ebd., S. 302.

¹⁵⁰³ Vgl. Wefing 1995, S. 112.

¹⁵⁰⁴ Vgl. Spieker 2006, S. 302.

¹⁵⁰⁵ Vgl. ebd., S. 304.

¹⁵⁰⁶ Vgl. Wefing 1995, S. 112.

länder Holzgitter angebracht sind.¹⁵⁰⁷ Für Besucher und Presse befinden sich jeweils auf drei Seiten des Plenarsaals Tribünen, deren Konstruktion eine Ebene über den Sitzen der Parlamentarier in den Plenarsaal hineinragt (Abb. 187).¹⁵⁰⁸ Die Tribünen verfügen über Glasbrüstungen mit einem Handlauf aus Holz. Die grauen Sitzbezüge weisen verschiedene Farbabstufungen auf.

Der Plenarsaal hat eine kreisförmige Sitzordnung, wobei die Sitzreihen nach oben hin ansteigen, in Analogie zu einem Amphitheater (Abb. 188). Die ersten sechs Sitzreihen sind zusätzlich mit Tischen ausgestattet. Der Größe der Fraktion entsprechend, konnten die Sitzreihen in Segmente unterteilt werden.¹⁵⁰⁹ Behnisch erläuterte dazu:

„Die Anordnung der Sitze sollte das Diskutieren im Plenarsaal evozieren und das Vortragen nicht ohne weiteres nahelegen. Kürzere Beiträge sollten vom Platz der Abgeordneten aus möglich sein. Für die große Rede ist dann das Rednerpult vor dem Platz des Präsidiums.“¹⁵¹⁰

Entgegen der vormaligen Anordnung wurde, mit Ausnahme des exponierten Platzes des Präsidenten bzw. der Präsidentin, keine Differenzierung vorgenommen.¹⁵¹¹ Behnisch verwies darauf, dass gemäß dem Grundgesetz die Wahl des Bundeskanzlers nun dem Parlament obliege, sodass folglich eine Sitzordnung gefunden werden musste, die der Verfassung entspreche.¹⁵¹² Ebenso wie im Besucher- und Pressebereich wurden auch bei den Stuhlbezügen für die Angeordneten verschiedene Farbabstufungen vorgenommen, in diesem Fall in Blautönen. Lediglich die inneren sechs Reihen sind mit einem Tisch ausgestattet. Dieser Umstand resultierte aus dem gestiegenen Platzbedarf infolge der Wiedervereinigung. Anstatt ursprünglich 519 waren nun 662 Sitze für die Abgeordneten erforderlich.¹⁵¹³

Die Begrenzung des Plenarsaals zu den anderen Bereichen erfolgt mittels einer Glasfassade, die die Kreisform der Sitzordnung aufnimmt. Gleichzeitig werden mit der Glasfassade Einblicke in den Plenarsaal und das dortige Geschehen ermöglicht. Lediglich die Zugangstüren aus Holz treten optisch hervor. An der Stirnwand wurde der Bundesadler angebracht. Dieser beruht auf dem Vorbild des von Ludwig Gies entworfenen Adlers aus dem alten Plenarsaal, der jedoch aufgrund seines Gewichtes nicht verwendet werden konnte.¹⁵¹⁴

Die Decke des Saales ermöglicht es, den Saal überwiegend durch Tageslicht zu beleuchten. Zugleich wird dadurch der Wechsel der Tageszeiten sowie der Jahreszeiten

¹⁵⁰⁷ Vgl. Spieker 2006, S. 304.

¹⁵⁰⁸ Vgl. ebd., S. 308.

¹⁵⁰⁹ Vgl. Körner 2003, S. 73 f.

¹⁵¹⁰ Behnisch 1993, S. 15.

¹⁵¹¹ Vgl. ebd.

¹⁵¹² Vgl. ebd.

¹⁵¹³ Vgl. Spieker 2006, S. 307.

¹⁵¹⁴ Vgl. Spieker 2006, S. 306.

erlebbar. Für den Fall, dass das Tageslicht nicht ausreicht, gibt es zusätzlich die Möglichkeit einer indirekten Beleuchtung, die über auf dem Dach installierte Indirektscheinwerfer erfolgen kann. Ergänzend wurde an der Decke eine Punktbeleuchtung in Form von Pendelleuchten angebracht.¹⁵¹⁵ Man hätte den Saal auch durch eine Kuppel von oben belichten können – diese Lösung wurde jedoch aufgrund der damit verbundenen Symbolik nicht in Betracht gezogen.¹⁵¹⁶

Hinter dem Plenarsaal schließt sich der Präsidialbereich an, der erst im Laufe der Planungen integriert werden musste. Darin befinden sich die Räumlichkeiten für den Präsidenten oder die Präsidentin sowie die Mitarbeiter. Der Präsidialbereich ist nicht als eigenständiger Baukörper ausgebildet, doch durch die Konstruktion unterscheidet er sich von der des Plenarbereichs: Zwei Treppen dienen der Erschließung. Eine davon tritt in ihrer Gestaltung besonders hervor, die *Vogelnebstreppe* (Abb. 189). Diese ist bereits vom Plenarsaal aus ersichtlich und kann zudem als Metapher gedeutet werden. Laut Spieker würde sie folglich als Sinnbild „[...] für das Geäst der außenstehenden Bäume der Konzeption als gebäudeloser Versammlungsort“¹⁵¹⁷ dienen.

Vom Präsidialbereich erreicht man über einen verglasten Steg den Präsidialanbau. Den Mittelpunkt des Präsidialanbaus bildet eine Halle, um die herum die Büros angeordnet sind. Von den Büros aus ist der Blick auf den Fluss und die umgebende Landschaft möglich. Um bei Bedarf die nötige Intimität zu gewähren, gibt es vor den Fensterscheiben Schiebelelemente aus Holz, die durch Raffrollos und Vorhänge als Sichtschutz ergänzt werden können.¹⁵¹⁸

Ferner wurde das alte Restaurant durch einen Neubau ersetzt und fungierte damit weiterhin als Verbindung zwischen dem Bundesrats- und dem Plenarbereich. Mit der Gestaltung des Restaurantbereichs wurde der italienische Künstler Nicola de Maria beauftragt (Abb. 190). Ein Problem stellten die Proportionsverhältnisse des Saals dar, denn die Deckenhöhe erwies sich im Vergleich zur Länge des Saals als zu niedrig. Mithilfe der Deckenbemalung durch Nicola de Maria sollte dieser Umstand optisch ausgeglichen werden.¹⁵¹⁹ Neben Nicola de Maria finden sich Werke weiterer Künstler, darunter Sam Francis, Mark di Suvero und Joseph Beuys.¹⁵²⁰

¹⁵¹⁵ Vgl. Körner 2003, S. 74.

¹⁵¹⁶ Vgl. Spieker 2006, S. 308.

¹⁵¹⁷ Spieker 2006, S. 305.

¹⁵¹⁸ Vgl. Gauzin-Müller 1997, S. 214.

¹⁵¹⁹ Vgl. Spieker 2006, S. 310 f.

¹⁵²⁰ Vgl. Steckeweh 1993, S. 21.

5.5.6 Der Plenarbereich als Exempel für das Bauen in der Demokratie

1984 wurde der von Martin Warnke herausgegebene Band „Politische Architektur in Europa vom Mittelalter bis heute – Repräsentation und Gemeinschaft“¹⁵²¹ veröffentlicht. Die darin enthaltenen Beiträge beschäftigen sich wesentlich mit der Frage des politischen Bedeutungsgehaltes von Architektur. Warnke thematisiert in seiner Einleitung zunächst die kunstwissenschaftliche Forschung, die bis zum Ende der 1940er Jahre die Objekte vorwiegend formalästhetisch bewertete, nicht aber architekturikonographisch:

„Eine Architektur, die Botschaften verkündet, schien lange einem überwundenen Stadium alteuropäischer Kunstgeschichte anzugehören. Wenn selbst schon das Ornament ein Verbrechen war, dann umso mehr eine Architektur, die über ihren Zweck hinaus erzieherische Parolen auszugeben hatte.“¹⁵²²

Diese Betrachtungsweise bedingte, dass man sich in der kunstwissenschaftlichen Forschung vor allem der ästhetischen Erscheinung von Architektur zuwandte. Als Vertreter dieser Methodik benennt Warnke Heinrich Wölfflin.¹⁵²³ So betont er: „Seither war es möglich und üblich, Kirchen, Paläste, Schlösser und Burgen ohne Rücksicht auf ihre historische Bedingtheit und inhaltliche Aussage als reine Formergebnisse zu sehen.“¹⁵²⁴ Einen Wendepunkt in der kunstwissenschaftlichen Analyse von Architektur generierten zunächst Forschungsarbeiten, die sich mit der mittelalterlichen Architektur beschäftigten. Dazu gehörte Richard Krautheimers Aufsatz aus dem Jahr 1942, der sich mit der Bedeutungsübertragung mittelalterlicher Architekturkopien beschäftigt. Wesentlich für die Forschung sollte sich in der Folge allerdings die Arbeit Günter Bandmanns unter dem Titel „Mittelalterliche Architektur als Bedeutungsträger“ aus dem Jahr 1951 erweisen, die sich der politischen Symbolsprache mittelalterlicher Bauten widmete.¹⁵²⁵

Warnke fragt davon ausgehend nach dem politischen Bedeutungsgehalt von Architektur. Dafür benennt er Kriterien, die eine Deutung von Architektur als politischer Faktor belegen würden. Als ersten Punkt verweist der Kunsthistoriker dafür auf den Faktor Wirtschaft:¹⁵²⁶

„Die Fürstenstaaten haben ihr Interesse am Bauwesen in großen allzuständigen Hofbauämtern institutionalisiert, und der bürgerliche Staat hat diese Zuständigkei-

¹⁵²¹ Warnke, Martin (Hg.): Politische Architektur in Europa vom Mittelalter bis heute. Repräsentation und Gemeinschaft (DuMont-Taschenbücher). Köln 1984.

¹⁵²² Ebd., S. 7.

¹⁵²³ Vgl. ebd., S. 9.

¹⁵²⁴ Ebd.

¹⁵²⁵ Vgl. ebd., S. 10.

¹⁵²⁶ Vgl. ebd., S. 12.

ten in entsprechenden Bauministerien und -behörden ebenfalls wahrgenommen.“¹⁵²⁷

Als weiteren Beleg für die politische Dimension benennt er die Aufgabe der Architektur, Sicherheit zu gewähren.¹⁵²⁸

„Sobald die Architektur nicht mehr nur gegen die Unbilden der Natur schützen, sondern Personen oder Institutionen nach innen oder nach außen sichern soll, ist sie von politischer Relevanz.“

Ferner diene Architektur der politischen Machtdemonstration. Um dieser Ausdruck zu verleihen, habe man sich vor allem großmaßstäblicher Bauten bedient.¹⁵²⁹ Auch Winfried Nerdinger betont:

„Der simple Vergleich zwischen monumentaler, architektonischer Größe und politischer Macht erscheint dagegen allgemein einsichtig und durchzieht als scheinbar proportionaler Zusammenhang die Architekturgeschichte.“¹⁵³⁰

Exemplarisch benennt der Kunsthistoriker die zahlreichen Kapitole in den USA, die jedoch der Größe des Kapitols in Washington untergeordnet seien, um damit die föderative Struktur zu versinnbildlichen. Auch Albert Speers geplanter Kuppeldom würde „nicht nur Macht demonstrieren, sondern als buchstäblich politische Architektur als ‚gebauter‘ Nationalsozialismus direkt Macht ausüben.“¹⁵³¹

Nach Warnke könne Architektur zudem Bedeutungen transportieren, indem die Bauten an bezeichnete Vorbilder erinnern.¹⁵³² Auch diesen Aspekt greift Nerdinger auf. So kann anhand von Parlamentsgebäuden dargelegt werden, wie man sich historischer Stile bedient, um damit eine Verknüpfung zu einem politischen System herzustellen. Als Beispiel hierfür können die Houses of Parliament oder das ungarische Parlament herangezogen werden.¹⁵³³ Die genannten Beispiele scheinen deutlich das Verhältnis von Architektur und Politik zu belegen. Während Burgen, Schlösser oder die Planungen der Nationalsozialisten als Machtausdruck interpretiert werden können, stellt sich nun Frage, wie sich demokratische Architektur räumlich umsetzen lässt.

Vittorio Magnago Lampugnani äußerte sich im Hinblick auf die Planungen des Bonner Parlaments- und Regierungsviertels kritisch gegenüber der Frage nach einer demokratischen Architektur:

¹⁵²⁷ Ebd., S. 13.

¹⁵²⁸ Vgl. ebd.

¹⁵²⁹ Ebd., S. 14.

¹⁵³⁰ Nerdinger 1992, S. 14.

¹⁵³¹ Ebd.

¹⁵³² Vgl. Warnke 1984, S. 14.

¹⁵³³ Vgl. Nerdinger 1992, S. 22.

„Denn der Begriff der demokratischen Architektur ist grundsätzlich genauso gegenstandslos wie jener einer demokratischen Speise.“¹⁵³⁴ Stattdessen sprach er von einer Autonomie der Form, die er durch die Unterschiedlichkeit von Parlamentsbauten gleicher Regierungssysteme weltweit belegt. Ebenso argumentiert er damit, dass man ferner Gebäude von anderen Regierungssystemen übernommen habe.¹⁵³⁵

„Denn Architektur ist nicht etwas, was sich semantisch aus Politischem und Gesellschaftlichen ableiten läßt. Die Baugeschichte zeigt es: Formen und Typen besitzen eine Autonomie, die sich jenseits sozialer Verhältnisse, technischer Entwicklungen und paralleler künstlerischer Strömungen, ja selbst abseits der Nutzungen, als Konglomerat architekturimmanenter Gesetze behauptet.“¹⁵³⁶

Auch der Begriff der Demokratie impliziere, so Lampugnani, verschiedene Definitionen, sodass seine Bestimmung am ehesten durch den Gegensatz zu einem totalitären Staat zu erklären sei. In Bezug auf die Architektur erschließe sich jedoch auch daraus nicht, wie man Bauen in der Demokratie charakterisieren könne.¹⁵³⁷

„Was ist demokratisch: Rundes oder Eckiges? Hohes oder Niedriges? Großes oder Kleines? Solche Diskussionen geraten rasch in die Nähe jener über das Geschlecht der Engel: Der Mangel an konkreter Argumentationsgrundlage läßt die Debatte ins Grenzenlose (und Gegenstandslose) ausarten.“¹⁵³⁸

Der Architekturkritiker bemängelt in diesem Kontext die Gleichsetzung von baulicher und politischer Transparenz. Auch der Forderung nach Offenheit und Zugänglichkeit von Regierungshäusern steht der Architekturkritiker skeptisch gegenüber, da diese in Bezug auf Sicherheitsbestimmungen eine unrealistische Vorstellung vermitteln würden.¹⁵³⁹ Im Hinblick auf das Verhältnis von Architektur und Demokratie räumt er jedoch ein: „[...] Architektur kann eine Demokratie würdig repräsentieren, und dafür braucht es architektonische Qualität. [...] Dabei ist es eine Binsenweisheit, daß eine bestimmte Architektur nicht jedem gefallen kann: die Summe von Einzelvorstellungen ergibt nie eine kollektive Übereinstimmung.“¹⁵⁴⁰ Wie der Beitrag von Lampugnani verdeutlicht, ist das Verhältnis von Architektur und Demokratie komplex und daher schwer theoretisch zu definieren.

Guido Brendgens hat sich mit der Frage nach der Kanonisierung eines Leitmotivs für den Parlamentsbau in der Bundesrepublik Deutschland beschäftigt.¹⁵⁴¹ Als wesentlich für die Leitbildentwicklung benennt er die Planungen des Plenarbereichs in Bonn.

¹⁵³⁴ Lampugnani, Vittorio Magnago: Die Diskussion um die Chimäre. Fragmente zur Architektur der Demokratie. In: Der Architekt (1980) 2, S. 80-82, S. 80.

¹⁵³⁵ Vgl. ebd.

¹⁵³⁶ Ebd.

¹⁵³⁷ Vgl. ebd., S. 81.

¹⁵³⁸ Ebd., S. 82.

¹⁵³⁹ Vgl. ebd.

¹⁵⁴⁰ Ebd.

¹⁵⁴¹ Brendgens bezieht in seine Betrachtung auch die nach 1945 erbauten Landtagsgebäude ein.

Der Zeitraum zwischen den frühen 1970er Jahren¹⁵⁴² bis zur Eröffnung des Plenarbereichs nach mehr als zwanzig Jahren sei durch die Suche nach einem architektonischen Leitbild für die Darstellung von Demokratie geprägt.¹⁵⁴³

Behnisch widmete sich in eben dieser Zeit in seinen Essays und Vorträgen immer wieder der Frage, wie sich Demokratie räumlich darstellen lässt. Brendgens bemerkt dazu, dass er jedoch wenig konkret wurde, seine Aufsätze vielmehr den Charakter einer „Werkstatt“ aufweisen würden und damit als weitere Arbeitsgrundlage für den Architekten fungierten.¹⁵⁴⁴

„Je länger man sich damit beschäftigt – und unser Büro ist seit langem damit befaßt, denn wir versuchen seit nunmehr 17 Jahren für den Deutschen Bundestag ein Gebäude zu planen – um so vielfältiger und weitverzweigter erscheint dieses Thema. [...] Und gestatten Sie den Hinweis, daß dasjenige, was schon mittels differenzierter entwickelten Materials Wort und seines Gefüges schwierig ist, nämlich: sich klar auszudrücken, ungemein schwieriger wird und spröder beim Bauen [...].“¹⁵⁴⁵

Einen wesentlichen Beitrag für die kanonisierende Interpretation hatten neben Günter Behnisch vor allem Peter Conradi sowie Rita Süssmuth. Conradi, selbst Architekt, war seinerzeit als Abgeordneter im Bundestag tätig. Ferner übte er die Leitung des Ältestenrates der Baukommission aus. Er bezog sich in seinen Beiträgen auf Schwippert, der das Bundeshaus als Haus der Offenheit interpretierte.¹⁵⁴⁶ Auch Conradi beschäftigte sich mit der Frage, ob es eine demokratische Architektur gäbe. Er kam dabei zu dem Schluss, dass sich in öffentlichen Bauten vor allem die Haltung und Werte einer Gesellschaft ausdrücken.¹⁵⁴⁷ So betont er: „[...] ob demokratische und architektonische Gestalt einander bedingen, zeigt sich nicht in bestimmbar, ablesbaren Formelementen eines ‚demokratischen Stils, sondern drückt sich im Entwurfsansatz, in der Art des Planes, im Umgang mit der Form aus.“¹⁵⁴⁸ Er spricht daher in seinen Beiträgen von einer ethischen Angemessenheit der Architektur. Auch Conradi lehnt eine Gleichsetzung von Glas und politischer Transparenz ab. Diesem Anspruch nach Angemessenheit entspricht nach seiner Auffassung der Bau von Behnisch & Partner. Als Beleg dafür bezieht er sich auf den Plenarsaal, der keine einschüchternde Wirkung auf den Menschen habe, sondern vielmehr Neugierde erwecke.¹⁵⁴⁹

Auch in den Texten Rita Süssmuths finden sich keine konkreten Hinweise, wie eine demokratische Architektur charakterisiert werden kann. Vielmehr führt sie Beispiele

¹⁵⁴² In den 1970er Jahren wurde Bonn von einer provisorischen zu einer dauerhaften Hauptstadt.

¹⁵⁴³ Vgl. Brendgens 2008, S. 200.

¹⁵⁴⁴ Vgl. ebd., S. 208.

¹⁵⁴⁵ Behnisch, Günter: Der Architekt und Bauen in der Demokratie. In: Der Architekt (1989) 10, S. 497-501, S. 497.

¹⁵⁴⁶ Vgl. Brendgens 2008, S. 215.

¹⁵⁴⁷ Vgl. ebd., S. 217-219.

¹⁵⁴⁸ Conradi, Peter: Bauherr Bundestag. In: Der Architekt (1980) 2, S. 87-91, S. 88.

¹⁵⁴⁹ Vgl. Brendgens 2008, S. 217-219.

an, die als Ausdruck demokratischer Werte interpretiert werden können. Zu diesen gehörten der Pavillon anlässlich der Weltausstellung in Brüssel, aber auch die Bauten und Anlagen anlässlich der Olympischen Spiele 1972 in München.¹⁵⁵⁰ Süssmuth betont: „Ein Rezeptbuch für ‚Demokratisches Bauen‘ gibt es nicht.“¹⁵⁵¹ Als demokratische Werte, die in den benannten Bauten zum Ausdruck kommen, gehören für die Politikerin Freiheit, Offenheit, Zugänglichkeit, Begegnung und Toleranz. Ebenso wichtig sei der Planungsvorgang an sich, sodass der Bürger die Entscheidungsfindung nachvollziehen kann.¹⁵⁵²

„Durch ihren privilegierten Zugang zum Interpretationsgeschäft werden die am Projekt beteiligten Akteure – die Architekten des Projektes, der Bauherr bzw. die gewählten, zu Wortführern ernannten Nutzer in Person der Bundestagspräsidentin und der Mitglieder der Baukommission – zu Interpretationseliten im Diskurs um demokratisches Bauen.“¹⁵⁵³

Für die Kanonisierung des demokratischen Bauens ist insbesondere auf die vom Deutschen Bundestag herausgebende Schrift „Architektur und Demokratie“ anlässlich der Eröffnung des Plenarbereichs im Bonner Bundeshaus hinzuweisen. Das Vorwort wurde von Rita Süssmuth verfasst, die auf die symbolische Bedeutung der Architektur hinweist.¹⁵⁵⁴

„[...] Die Grundkonzeption des neuen Gebäudes und das architektonische Detail haben hohen Symbolwert. Transparenz und Zugänglichkeit des Plenarsaals verdeutlichen demokratische Grundwerte der Freiheit, Offenheit, Vielfalt und Toleranz.“¹⁵⁵⁵

Dabei bezieht sich Süssmuth auch auf den Plenarsaal Schwipperts, der bereits die demokratischen Werte der Offenheit veranschaulicht und die Begegnung sowie das Gespräch erlaube.¹⁵⁵⁶

„Das neue Parlamentsgebäude ist nicht allein die bauliche Umsetzung von Funktionen und Programmen, sondern vor allem Ausdruck einer geistigen Idee, wie es der Architekt Hugo Häring ausgedrückt hat: ‚Ein Haus legt auch ein politisches Bekenntnis ab, es ist nicht nur Gebrauchsgegenstand‘.“¹⁵⁵⁷

Süssmuths Ansatz folgen auch die beiden Herausgeber Ingeborg Flagge und Wolfgang Jean Stock, die den Plenarbereich von Behnisch & Partner als Exempel für das Bauen in

¹⁵⁵⁰ Vgl. ebd., S. 220-221.

¹⁵⁵¹ Süssmuth, Rita: Demokratie als Bauherr. In: Der Architekt (1989) 10, S. 481-485, S. 494 f.

¹⁵⁵² Vgl. ebd., S. 485.

¹⁵⁵³ Brendgens 2008, S. 222.

¹⁵⁵⁴ Vgl. ebd., S. 223 f.

¹⁵⁵⁵ Süssmuth, Rita: Vorwort. In: Flagge, Ingeborg/Stock, Wolfgang Jean (Hg.): Architektur und Demokratie. Bauen für die Politik von der amerikanischen Revolution bis zur Gegenwart. Stuttgart 1992, S. 6-7, S. 7.

¹⁵⁵⁶ Vgl. Süssmuth 1992, S. 7.

¹⁵⁵⁷ Ebd.

der Demokratie interpretieren. Dabei beziehen sie sich auch auf jene Architekturstile, die dafür nicht in Frage kommen.¹⁵⁵⁸

„Im Kontrast zum postmodernistischen Zeitgeist verzichtet dieses Haus auf Gesten der Überwältigung, auf strenge Ordnung, ‚harte‘ Farben und dominante Materialien. Es nimmt die Landschaft herein, es steht im Dialog mit der Qualität des Altbaus, es ordnet sich in die Umgebung ein, doch nicht unter.“¹⁵⁵⁹

Ebenso findet sich in der Publikation die Rede des Politikers Adolf Arndt, die in diesen neuen Kontext eingebracht wird.¹⁵⁶⁰ Ebenso werden in der Publikation Bezüge zu Schwippert nahegelegt:

„Die zum Interpretationsgeschehen zugelassenen bzw. privilegierten Akteure, der Bauherr (vertreten durch Rita Süssmuth), Architekten und Architekturkritiker (wie Behnisch, Flagge und Conrads) verbündeten sich – auch unter Berufung auf Schwippert und Arndt – zu einer Interpretationseinheit, in der die gewählten Begriffe einheitlich und verbindlich auslegt werden und das demokratische Bauen zu einem Kanon zusammenfasst wird.“¹⁵⁶¹

Die *postmoderne* Architektur, die seinerzeit das Baugeschehen in der Bundesrepublik beeinflusste, fand keinen Eingang in den Diskurs über den Parlamentsbau.

„Erklären könnte man diesen Sachverhalt mit der frühen Festlegung Anfang der 70er Jahre auf die zwei Architektenteams Behnisch und von Wolff, die dann bis Anfang der 90er Jahre den alleinigen Zugang zu dem wichtigsten Projekt des Parlamentsbaus in Deutschland besaßen.“¹⁵⁶²

Wesentlich dazu beigetragen hat, dass die Interpretationen der drei Akteure in der Architekturkritik aufgegriffen wurden und damit eine große Verbreitung fanden.¹⁵⁶³

Wie bereits dargestellt, hat Winfried Nerdinger auf die historische Argumentation verwiesen, der man sich immer wieder in der Architekturgeschichte bediente, etwa durch die Übernahme historischer Stile. Auch in Bezug auf den Plenarbereich in Bonn bediente man sich dem Verweis auf Kontinuitäten: Dazu gehörte der Bezug zum deutschen Pavillon auf der Weltausstellung in Brüssel von Sep Ruf und Egon Eiermann 1958 oder die Bauten und Anlagen für die Olympischen Spiele 1972, die die Selbstdarstellung der Bundesrepublik im In- und Ausland wesentlich prägten. Ebenso bezog man sich, wie bereits dargelegt, auf Hans Schwippert. Behnisch wurde in den Medien als ein

¹⁵⁵⁸ Vgl. Brendgens 2008, S. 224 f.

¹⁵⁵⁹ Flagge, Ingeborg/Stock, Wolfgang Jean: Vorwort der Herausgeber. In: Flagge, Ingeborg/Stock, Wolfgang Jean (Hg.): *Architektur und Demokratie. Bauen für die Politik von der amerikanischen Revolution bis zur Gegenwart*. Stuttgart 1992, S. 8-9, S. 8.

¹⁵⁶⁰ Unter dem Titel „Demokratie als Bauherr“ hielt der Jurist und Bundestagsabgeordnete Adolf Arndt 1960 eine Rede im Rahmen einer Bautagung der Akademie der Künste in Berlin. In der Folge bezogen sich zahlreiche Politiker immer wieder auf Arndt. Körner begründet diesen Umstand durch die Anerkennung des Politikers. Zitate aus seiner Rede wurden daher nicht infrage gestellt. Vgl. Körner 2003, S. 41.

¹⁵⁶¹ Ebd., S. 227.

¹⁵⁶² Ebd., S. 232.

¹⁵⁶³ Vgl. ebd., S. 236.

„Verwandter im Geiste Schwipperts“¹⁵⁶⁴ interpretiert. Der bisherigen Darstellung folgend, veränderte sich die Wertschätzung des Architekten des ersten Umbaus der Pädagogischen Akademie zum Bundeshaus erst seit den 1970er Jahren – jenen Jahren der Leitbildsuche.

Ein Verweis auf die DDR zeigt, dass dort der Parlamentsbau eine untergeordnete Bedeutung hatte. Man widmete sich vielmehr dem Bau von Kulturhäusern. Als bedeutendstes Bauprojekt im Parlamentsbau der DDR kann auf den *Palast der Republik* in Berlin verwiesen werden, der durch eine Mehrfachnutzung gekennzeichnet war. Die Architektur zeigte Bezüge zur internationalen Moderne (Abb. 191). In der Forschungsliteratur wird vor allem auf die Betonung der öffentlichen Verkehrsflächen und das gläserne Foyer hingewiesen.¹⁵⁶⁵ Daraus folgert Brendgens:

„Damit näherte sich die Staatsarchitektur der DDR mit dem Projekt *Palast der Republik* – in der freilich auf Staatsführung und Planungsgruppen begrenzten Suche nach dem baulichen Ausdruck des politischen Zentrums – dem bundesdeutschen architektonischen Leitbild zum Parlamentsbau an.“¹⁵⁶⁶

Ebenso prägten Begriffe wie Offenheit und Transparenz den Diskurs in der DDR.¹⁵⁶⁷

„Vergleichbar mit der Suche nach dem *demokratischen Bauen* in der Bundesrepublik verlief unter anderen Vorzeichen in der DDR die Suche nach einer eigenständigen *sozialistischen Architektur*. Für die neuen sozialistischen Ziele seien noch zu wenig adäquate Formen gesucht und gefunden worden. Es ergab sich bei der Suche dasselbe Problem wie in der Bundesrepublik, dass es nämlich keine spezifischen ‚sozialistischen‘ oder ‚demokratischen‘ Formen geben kann, sondern nur Formen, die ein bestimmtes Empfinden hervorrufen oder einen Zustand ausdrücken können, den man für angemessen hält.“¹⁵⁶⁸

Noch bevor der Plenarbereich in Bonn fertiggestellt wurde, hatte man den Umzug nach Berlin beschlossen.¹⁵⁶⁹ Wie Sabine Körner darlegt, zielte der Deutsche Bundestag als Bauherr wesentlich auf die Fortführung einer bereits vorhandenen Ideologie. Diese konzentriert sich ausschließlich auf den Transparenzbegriff, als dessen bauliche Manifestation die gläserne Kuppel nach dem Entwurf von Norman Foster interpretiert wird.¹⁵⁷⁰ Diese Deutung wurde in der Folge von den Medien aufgegriffen und verbreitet.¹⁵⁷¹ Oliver G. Hamm bemerkte nicht ohne Zynismus:

Daß sein [gemeint ist Günter Behnisch; Anmerk. d. Verf.] über zwanzigjähriges Engagement für eine unpathetische, allen repräsentativen Formen entkleidete Volks-

¹⁵⁶⁴ Ebd., S. 231.

¹⁵⁶⁵ Vgl. Brendgens 2008, S. 256-258.

¹⁵⁶⁶ Ebd., S. 258.

¹⁵⁶⁷ Vgl. ebd., S. 259.

¹⁵⁶⁸ Ebd., S. 260.

¹⁵⁶⁹ Vgl. Körner 2003, S. 97.

¹⁵⁷⁰ Vgl. ebd., S. 135.

¹⁵⁷¹ Vgl. ebd., S. 150.

vertretung bei den Angeordneten wenig bewirkt hat, wird spätestens durch die Entscheidung des Bundestages klar, in den monumentalen Reichstag von Paul Wallot einzuziehen. Dennoch sei an dieser Stelle zur Diskussion gestellt, ob die Parlamentarier genauso entschieden hätten, wenn darüber im neuen Plenarsaal abgestimmt worden wäre.“¹⁵⁷²

Der Umzug nach Berlin verdeutlicht zweierlei: einerseits die Beibehaltung eines etablierten Leitmotivs, andererseits ein neues Verhältnis zu der Repräsentation des Staates. Denn für die Planungen der Bauten des Bundes in Berlin wandte man sich von der Bescheidenheit und Zurückhaltung der *Bonner Republik* ab.¹⁵⁷³

¹⁵⁷²Hamm, Oliver G.: Am Ende eines langen, steinigen Weges. Neuer Plenarbereich des deutschen Bundestages in Bonn. In: *Bauwelt* 83 (1992) 41, S. 2340-2354, S. 2350.

¹⁵⁷³ Vgl. Pehnt 2005, S. 452.

6 Gestalt suchen

„Architektur wird diejenigen Kräfte widerspiegeln, die bei ihrem Entstehen wirksam waren. Wenn Architektur vielfältig und differenziert betrachtet wird, so wird Architektur das widerspiegeln.“¹⁵⁷⁴

Inbesondere jene Bauten und Anlagen, die Behnisch infolge des Olympiaparks 1972 in München entwarf, verdeutlichen diese Haltung: kein Bau gleicht dem anderem – für jede Aufgabe wurde eine spezifische Lösung entwickelt. Dies erforderte damit jeweils die erneute Eruierung und Abwägung von Einflüssen, die in den Entwurfsprozess integriert wurden. Behnisch und seine Mitarbeiter strebten demgemäß nie die Autonomie des architektonischen Werkes an. Ebenso emanzipierten sich die Architekten seit den späten 1960er Jahren von den formalen Einschränkungen, die die Verwendung vorgefertigter Bauelemente bis dahin mit sich gebracht hatten. Bei den vorgestellten Bauten des Stuttgarter Architekturbüros kann folglich der bewusste Verzicht auf die Festlegung eines bestimmten Formenkanons festgestellt werden. Kennzeichnend für die Bauten von Behnisch & Partner sind sowohl die Einbeziehung menschlicher und gesellschaftlicher Anforderungen, als auch ökonomischer und technischer Überlegungen in den Entwurf.

6.1 Mensch und Technik – Lehrer und Vorbilder

Wie die Untersuchung der Studienjahre Behnischs verdeutlicht hat, sind bereits zu dieser Zeit richtungsweisende Einflüsse auf die spätere Haltung des Architekten festzustellen. Als Persönlichkeiten, die durch ihre Lehre und ihr Schaffen Behnischs weiteren Werdegang besonders prägten, sind vor allem Rolf Gutbrod und Günter Wilhelm zu nennen.

Rolf Gutbrod lehrte Behnisch die Loslösung von formalen Zwangsvorstellungen und den Mut zum Andersdenken. Im Fokus von Gutbrods Denken standen vor allem menschliche und soziale Anforderungen an den Architekten. So verdeutlichte er den Studenten, dass es darum gehe, Räume für die Menschen und ihre Bedürfnisse zu schaffen. Als Aufgabe des Architekten resultierte für ihn daraus die architektonische Interpretation der jeweiligen Erfordernisse der Nutzer. Über Gutbrod wurde Behnisch ebenso mit dem Gedankengut von Hugo Häring vertraut. Und auch die eigenen Bauten des Stuttgarter Hochschullehrers, etwa die Liederhalle in Stuttgart, wurden als Beispiel der organischen Architektur interpretiert. Maßgeblich dafür war, dass die Ableitung der Form der Konzertsäle aus den jeweiligen Nutzungsanforderungen resultierte. In

¹⁵⁷⁴ <http://www.behnisch-partner.de/lectures-and-essays/gespraech-demokratie-und-architektur> [20.11.2016].

dieser Hinsicht sind Bezüge zu Behnischs späteren Schulbauten festzustellen. Darüber hinaus bestehen Analogien zwischen den Hallen der Schulbauten „Auf dem Schäfersfeld“ und dem Foyer der Liederhalle, jedoch nicht nur in formaler Hinsicht: Im Fokus des Foyers der Liederhalle und den zentralen Hallen der Schulen steht das Miteinander, die Kommunikation und die Begegnung zwischen den Menschen.

Günter Wilhelm prägte hingegen das technische Verständnis Behnischs und vermittelte ihm darüber hinaus die zeitgemäßen Anforderungen an den Schulbau im Sinne der 1950er Jahre. Wilhelm vereinte in seinen Bauprojekten zum einen den Einfluss der Lehre der Stuttgarter Schule der 1930er Jahre, zum anderen den des Neuen Bauens. Mit seinen Bauten, allen voran Schulen, zielte er auf die Einheit von Konstruktion und Gestaltung ab. Vor allem Behnischs erste Schulbauten zeigen Parallelen zu den Schulen Wilhelms und sind auf Behnischs Mitwirkung an dessen Bauprojekten vor seiner eigenen Bürogründung zurückzuführen. Ebenso lehrreich war für Behnisch Wilhelms Arbeit im Bereich der Typenplanung und Vorfertigung. Während Wilhelm die ersten Schaffensjahre Behnischs prägte, setzte sich der Einfluss Gutbrods erst in den späten 1960er Jahren gänzlich durch.

6.2 Vier Schulen – vier Momente

Ein Großteil der realisierten Projekte im Œuvre Behnischs stellen Schulbauten dar. Im Rahmen der Untersuchung wurden deshalb vier Schulbauten analysiert, die jeweils verschiedene Momente in der Entwicklung des architektonischen Werkes des Architekten dokumentieren. Ein zusammenfassender Überblick über diese gibt zum einen Auskunft über die werkimmanente Entwicklung des Architekten, zum anderen über den Einfluss der Architektur- und Schulbauentwicklung der Zeit auf den jeweiligen Entwurf.

Eine der signifikantesten Schulanlagen, die aus den ersten Schaffensjahren und damit der Zusammenarbeit von Günter Behnisch und Bruno Lambart hervorging, war die Vogelsangschule in Stuttgart. In Bezug auf diese konnte festgestellt werden, dass der architektonische und städtebauliche Kontext, in dem Behnisch in dieser Zeit wirkte, mit dem Begriff der Ersten Nachkriegsmoderne umschrieben wird. Im Städtebau war die Zeit gekennzeichnet durch das Leitbild der gegliederten und aufgelockerten Stadt. Mit diesem wurden Intentionen aufgegriffen, die die Vorstellung der Planer bereits seit der Jahrhundertwende über den Nationalsozialismus hinweg prägten: die Gesundung der Beziehung von Stadt und Land. Auch die Funktionstrennung, die auf Le Corbusier zurückgeht, wurde erneut diskutiert. In der Architektur schloss man an die Weiterentwicklung des Neuen Bauens an, die vorwiegend im Ausland erfolgt war. Orientierung boten daher vor allem die skandinavischen Länder und die Schweiz – so auch im Schul-

bau. Den Einfluss des städtebaulichen Leitbildes auf die Schulbauplanung und die wegweisenden internationalen Beispiele im Schulbau konnte sich Behnisch durch das Studium bei Günter Wilhelm und die Mitarbeit in dessen Büro aneignen. In diesem Rahmen war Behnisch an der Planung der Schulanlage am Gänsberg beteiligt und lernte dabei die Umsetzung eines Schweizer Siedlungsmodells kennen, bei dem die Schulanlage in den trennenden Grünzügen verortet wurde. Diesbezüglich konnte dargelegt werden, dass sich Behnisch und Lambart auch bei der Vogelsangschule, trotz der Lage in einem Wohngebiet aus der Gründerzeit, dem Ideal einer Schule im Grünen näherten. Dafür sprechen die aufgelockerte Bauweise und der großflächig angelegte Pausenhof. Beide Schulen sind als Gegenmodell zum traditionellen Schulbau zu verstehen, bei dem die Lage an öffentlichen Plätzen dem Repräsentationsbedürfnis entsprach.

Zugleich konnten Einflüsse aus dem Ausland erkannt werden. Inhaltliche Bezüge zu den Schulbauten der Schweiz bestanden in der Intention, den Übergang zwischen dem Zuhause und der Schule zu erleichtern, indem zwischen der Unterbringung der jüngeren Schüler in Klassenhäuschen und der älteren im Hauptbau differenziert wurde. Weitere Parallelen zu den Schweizer Schulbauten konnten in der Verwendung natürlicher und regionaler Materialien festgestellt werden. Dieser Aspekt konnte ebenso als Bezug zur Stuttgarter Architekturlehre interpretiert werden, der durch die Berücksichtigung der lokaltypischen Bedingungen des Ortes in den Entwurf bekräftigt wurde. Dies belegen die Terrassierung des Pausenhofes sowie die kleinteilige Struktur, die Bezüge zur für Stuttgart typischen Bebauung aufweist.

Die Anforderungen an den Schulbau wurden seit den späten 1940er Jahren im Rahmen von Schulbautagungen diskutiert. Die aufgelockerte Bauweise, der Schulhof als Erholungs- und Spielfläche sowie der quadratische Grundriss der Klassenräume, um verschiedene Unterrichtssituationen zu ermöglichen, entsprachen diesen Anforderungen. Eine Erweiterung der Stuttgarter Schulbautypologie erfolgte in Form des Hallenbaus am höchsten Punkt des Grundstückes. Vorläufer dafür waren aus Schweden bekannt und wurden in Form von Schulbaubüchern publiziert.

Aufgrund der Differenzierung zwischen der Unterbringung der jüngeren Schüler in den Klassenhäuschen und der älteren im Hauptbau konnten Bezüge zu Scharouns Entwurf für eine Volksschule aus dem Jahr 1951 hergestellt werden. Das Besondere daran war der Versuch, ein pädagogisches Konzept in eine architektonische Form zu übersetzen. Dazu beschäftigte sich Scharoun eingehend mit den verschiedenen Entwicklungsstufen der Kinder und konzipierte daraus spezifische Räume. Entgegen dem Entwurf Scharouns, konnte Behnisch zu diesem Zeitpunkt eine solche Differenzierung bei der Vogelsangschule nicht erreichen. Scharoun war Behnisch demzufolge damals auf der Ebene der architektonischen Reflexion deutlich voraus.

Eine Besonderheit des sonst wenig auffälligen Baus ist die Stütze, die die große Glasfassade des Hauptbaus durchdringt und als Motiv an späteren Schulbauten wiederkehrt. Auch die versetzte Anordnung der Gebäudeflügel zueinander war aus funktionaler Hinsicht nicht erforderlich und verdeutlicht den gestalterischen Anspruch. Noch bei den ersten Schulen, die Behnisch und Lambart realisierten, etwa in Schwäbisch Gmünd, wurde auf individuelle Lösungen wie diese verzichtet. Die Vogelsangschule zeigt folglich bereits eine erste Weiterentwicklung der architektonischen Praxis von Behnisch und Lambart. In der Folgezeit wurden Schulen wie diese dennoch nicht mehr gebaut, da sie zu teuer und die Bauzeiten zu lang waren.

In Architektur und Städtebau lässt sich mit den beginnenden 1960er Jahren ein Wandel feststellen. Innerhalb dieser veränderten Rahmenbedingungen, die durch die Hinwendung zu industriellen Produktionsweisen in der Architektur gekennzeichnet sind, veränderte sich der Arbeitsansatz Behnischs. Die 1960er und 1970er Jahre waren geprägt durch das Wirtschaftswachstum, den Glauben an die Möglichkeiten der Technik und die steigenden Bevölkerungsprognosen. Im Städtebau lassen sich diese Jahre durch eine Abwendung vom Leitbild der gegliederten und aufgelockerten Stadt hin zur Forderung Urbanität durch Dichte charakterisieren.

In diesem Kontext entwarf Behnisch zahlreiche Schulbauten, denn der Schul- und Hochschulbau gehörte zu den wichtigsten Bauaufgaben dieser Zeit. Doch einhergehend mit der großen Nachfrage nach Neubauten war man mit der Notwendigkeit der Optimierung von Planungs- und Bauprozessen sowie dem Einsatz industriell vorgefertigter Bauteile konfrontiert. Der Kontext, in dem Behnisch in dieser Zeit wirkte, wurde zudem geprägt durch die Weiterentwicklung im Bereich der Bautechnik infolge einer positiven wirtschaftlichen Lage. Es vollzog sich also ein Wandel, der sich nicht nur auf den Schulbau auswirkte, sondern auf das Bauen im Allgemeinen.

Diese Herausforderung erkannte Behnisch und entwickelte sich zum Pionier im Bereich der Vorfertigung. Er folgte damit seinem Lehrer Günter Wilhelm im Hinblick auf die Beschäftigung mit Vorfertigung und Typenplanung, ging aber die nächsten Schritte in dieser Entwicklung. Mit der Ingenieurschule in Ulm wurde kurz nach der Vogelsangschule ein Gebäude realisiert, das völlig anders war und neue Aspekte in der Arbeitsweise des Architekten dokumentiert. Es handelt sich um das seinerzeit erste öffentliche Gebäude, das fast gänzlich aus vorgefertigten Bauteilen errichtet wurde. Der Bau unterliegt demzufolge einem orthogonalen Raster. Die Betonierung der Fundamente wurde vor Ort durchgeführt. Für alles Weitere setzte man die vorgefertigten Stahlbetonelemente ein, deren Herstellung in einem Betonwerk erfolgte.

Im Hinblick auf die Schulbauentwicklung der 1960er Jahre musste Behnisch seinerzeit keine neuen inhaltlichen und konzeptionellen Forderungen an den Schulbau berücksichtigen. Sie spielten, im Gegensatz zum Entwurf der Vogelsangschule, folglich keine übergeordnete Rolle mehr.

Auch das landschaftsgebundene Bauen und die Verwendung natürlicher Materialien waren nun keine den Entwurf bestimmende Themen mehr. Die Berücksichtigung der Topographie war nur hinsichtlich der Differenzierung der Geschosshöhen relevant. Nichtsdestotrotz gelang es Behnisch, mit diesem vornehmlich zweckmäßigen Bau und innerhalb des geschlossenen Systems, das aus der Verwendung vorgefertigter Bauteile resultierte, räumliche Qualitäten zu schaffen.

Aufgrund seiner Pionierleistung in Ulm wurde Behnisch 1967 als Nachfolger von Ernst Neufert an die Technische Hochschule in Darmstadt berufen. Behnisch hatte nach der Ingenieurschule in Ulm zahlreiche Bauten nach diesem Vorbild errichtet sowie Typenschulen entwickelt. Doch aus den Erfahrungen der systembedingten Einschränkungen resultierte in den späten 1960er Jahren ein Wandel in der Haltung des Architekten: Behnisch wollte Gebäude entwerfen, die nicht mehr allein der Logik der Industrie folgen, sondern im Sinne seines Lehrers Gutbrod Räume für die Menschen sein sollten.

Etwa zeitgleich zu den Planungen in München, arbeiteten Behnisch und sein Team an einem Entwurf für ein Progymnasium im baden-württembergischen Lorch. Die neuen Entwicklungen im Schulbau eignete sich Behnisch in dieser Zeit durch die rege Teilnahme an Schulbaukongressen und Arbeitskreisen an. Dort diskutierte man die Konsequenzen der bildungspolitischen Debatte, ausgelöst durch die Publikation des Pädagogen Georg Picht. Ausgehend davon wurden ab Mitte der 1960er Jahre neue konzeptionelle Forderungen an den Schulbau laut. Zentrales Ziel war die Chancengleichheit aller Kinder. Daraus resultierte die Forderung, das Stammklassensystem abzuschaffen und eine größere Flexibilität der Unterrichtsmethoden zu erreichen. Dazu musste man neue räumliche Voraussetzungen schaffen.

Beim Progymnasium entsprach der Forderung nach Flexibilität und Variabilität die Möglichkeit, die Klassenzimmer, die um eine zentrale Halle angeordnet sind, durch flexible Trennwände zu verbinden oder zur Halle zu öffnen. In den weiteren Punkten stellte sich das Progymnasium hingegen als Gegenmodell zu den Schulbauten der Zeit dar, denn durch die Einführung der Gesamtschulen waren die Schulgebäude, die in dieser Zeit geplant wurden, deutlich größer als bis dahin. Behnisch war ein Gegner solcher Großschulen, die der Überschaubarkeit des Ganzen, dem Miteinander zwischen Lehrern und Schülern und der Individualität des Einzelnen entgegenstanden. Insofern

nahm in der Folgezeit die Halle in Behnischs Schulbauten eine wichtige Funktion für das soziale Miteinander ein.

In der ersten Hälfte der 1970er Jahre wurde schließlich erste Kritik an der Entwicklung im Schulbau laut. Man bemängelte die Größe, die künstliche Belichtung und den fehlenden Bezug zum Außenraum, den die Großschulen mit sich gebracht hatten. Demgegenüber gingen Behnisch und sein Team bereits mit dem Bau des Progymnasiums in Lorch einen alternativen Weg, indem der Bezug zur Umgebung durch die großen Glasflächen der Klassenräume ermöglicht wurde. Durch das Oberlicht der Pausenhalle wurden darüber hinaus die verschiedenen Tages- und Nachtzeiten und der Wechsel der Jahreszeiten erlebbar gemacht. Die Schule war damit das Äquivalent zum Bautyp der Industriehalle, der sich seit den späten 1960er Jahren vermehrt im Schulbau durchgesetzt hatte, um der Forderung nach Allgemeingültigkeit und Flexibilität gerecht zu werden. Behnisch & Partner leiteten beim Progymnasium in Lorch indessen die Form der Seitenflügel aus der Funktion ab. Sie sind damit unabhängig von der regelmäßigen polygonalen Grundform des zentralen Bereichs mit den Klassenräumen. Dies bekräftigt auch die Intention Behnischs, sich von den Einschränkungen, die Technik und Konstruktion noch in den 1960er Jahren mit sich gebracht hatten, loszulösen. Die Abwendung von gewohnten Form- und Vorstellungsschemata, die Gutbrod Behnisch näher gebracht hatte, kam nun zur Entfaltung. Die bewusste Störung der Geometrie, die auch in den folgenden Bauprojekten das Schaffen des Architekten bestimmen sollte, kann zugleich als Metapher für die gesellschaftliche Entwicklung der Zeit interpretiert werden. Auch die Einbeziehung der Landschaft und die Integration der Bauten in diese, gewannen für Behnisch erneut an Bedeutung – in einer Zeit, in der das Ideal einer Schule im Grünen nicht mehr zeitgemäß war. Auch der Einsatz von Farbe nahm einen größeren Stellenwert ein und zeigt den Einfluss der Münchner Olympiaplanungen.

Trotz der Kritik an der Schulbauentwicklung der 1970er Jahre, entstanden in der Folgezeit keine Alternativen hierzu. Die Schülerzahlen waren gesunken und damit einhergehend der Bedarf an Schulneubauten. Eine der wenigen Schulen, die in dieser Zeit gebaut und international in Fachzeitschriften vorgestellt wurden, war die Hauptschule „Auf dem Schäfersfeld“ in Lorch. Die zentrale Halle ist eine Gemeinsamkeit zum benachbarten Progymnasium. Die Klassenräume zeigen jedoch eine stärkere Weiterentwicklung des architektonischen Konzepts in Bezug auf die Eigenständigkeiten innerhalb des Gebäudes – kein Raum gleicht dem anderen und entsteht jeweils aus der spezifischen Situation. Gleiches gilt für die Nord-Fassade, wo sich auch der Eingang zur Schule befindet. Im Vordergrund stand die Verbindung der einzelnen Elemente unter

Wahrung ihrer Autonomie. So wurde eine Lösung gefunden, bei der der Stahlträger die Glasfassade durchstoßen kann, um bis zur Stütze fortgeführt zu werden. Das Motiv erinnert dabei an die Glasfassade des Hallenbaus der Stuttgarter Vogelsangschule.

Die Hauptschule kann als Metapher für die Individualität der Schüler gelesen werden und stellt damit einen Bezug zu den Gedanken Scharouns her. Gemeinsam ist den Bauten von Behnisch und Scharoun die starke Gliederung, mit dem Ziel, dadurch einzelnen Elementen eine größere Individualität zu gewähren sowie eine komplexe Geometrie zu ermöglichen. Eine Verbindung stellt auch die Auffassung dar, Architektur als Metapher für die Freiheit des Individuums zu betrachten. Einen wesentlichen Unterschied zu den Bauten Scharouns liegt im Material, das dort eine untergeordnete Rolle spielt. Hinter Behnisch und seinem Team lag jedoch die Phase der Systembauten, sodass die konstruktive Logik auch in den späteren Bauten eine wichtige Bedeutung hatte. Sie dominierte jedoch niemals die Bauten, sondern ist ebenso als Sinnbild für die Individualität des Einzelnen zu interpretieren.

Stand Behnisch beim Bau der Vogelsangschule noch weit hinter den Ideen Scharouns zurück, dokumentiert der Entwurf der Hauptschule nun eine neue, weiterentwickelte Ebene seiner architektonischen Reflexion.

Der Kontext, in dem der Architekt in diesem Zusammenhang wirkte, war geprägt durch den Architekturdiskurs, in den die Begriffe Postmoderne und Dekonstruktivismus eingebracht und zur Beschreibung der zeitgenössischen Architekturtendenzen der 1980er Jahre gebraucht wurden. Bezüge zwischen dem Entwurf der Hauptschule und der Arbeitsweise jener Architekten, die unter dem Begriff Dekonstruktivismus zusammengefasst werden, lassen sich in dem Bestreben nach neuen komplexen und widerspruchreichen Entwurfslösungen, die im Architekturdiskurs der Zeit thematisiert wurden, erkennen.

Wie im Rahmen der Untersuchung aufgezeigt werden konnte, distanzierte sich Behnisch seit den späten 1960er Jahren immer weiter von der allgemeinen Schulbauentwicklung. Stattdessen beschäftigte sich der Architekt intensiv mit den verschiedenen Anforderungen an den Schulbau. Dazu wurden in den Entwurfsprozess eine Vielzahl von Parametern integriert: die Topographie, gesellschaftliche, soziale sowie technische und konstruktive Anforderungen an das Gebäude. Die prozesshafte Entwicklung des Entwurfs aus dem Kontext und den Bedürfnissen der zukünftigen Nutzer, den Schülern und Lehrern, stand folglich im Fokus seines architektonischen Schaffens der späteren Jahre.

6.3 Situationsarchitektur

Wie dargelegt werden konnte, war die Arbeitsweise von Behnisch & Partner durch die Suche nach den spezifischen Bedingungen, die in den Entwurfsprozess einbezogen wurden, gekennzeichnet. Ebenso wirkte sich bei jedem Entwurf auch der Einfluss der Mitarbeiter aus, die mit dem Projekt betraut wurden. Durch die demokratische Entwurfs- und Planungskultur bei Behnisch & Partner wurde eine große Freiheit für die teils noch jungen Architekten ermöglicht. Voraussetzung dafür war jedoch eine Übereinstimmung in den wichtigsten Grundpositionen:

„Wir gehen davon aus, daß diejenigen Architekten, die mit uns arbeiten wollen, den hier skizzierten Ansatz akzeptieren und praktizieren wollen. Innerhalb dieser Vorgaben ist ein weites Feld für Deutungen und für individuelles Können. Sicher spielen diejenigen Personen, die planen, eine bedeutende Rolle. Und sicher sieht man das, wenn man Planungen unseres Büros betrachtet mit dem Willen, diese Unterschiede zu erkennen.“¹⁵⁷⁵

Für das zweite Untersuchungsobjekt der 1980er Jahre, das Hysolar-Forschungs- und Institutsgebäude in Stuttgart-Vaihingen konnten daher formale Analogien zu Coop Himmelblau hergestellt werden, die auf die Mitwirkung Frank Steppers zurückzuführen sind. Die jeweiligen Projektbearbeiter genossen folglich eine große Freiheit in ihrer Arbeit und konnten ihre eigenen Ideen einbringen.

Behnisch sah im Hysolar-Forschungs- und Institutsgebäude ein formales Experiment. Dies war vor allem deshalb möglich, weil die Bauaufgabe selbst und das Grundstück keine wesentlichen Einschränkungen mit sich brachten. Das vergleichsweise kleine Bauprojekt wurde seinerzeit als Antwort auf die postmoderne Architektur interpretiert, die das Baugeschehen dominierte. Nachdem Behnisch mit einer schwierigen Auftragslage konfrontiert war, brachte ihm das Hysolar-Forschungs- und Institutsgebäude mediale Aufmerksamkeit. Die Fachwelt sah in diesem Bau den Beleg für die Zuordnung der Arbeit des Architekturbüros zu den Dekonstruktivisten. Diesbezüglich konnte zum einen auf die Schwierigkeit des Begriffs selbst hingewiesen werden, der den unterschiedlichen architektonischen Ansätzen der damit bezeichneten Architekten nicht gerecht wird, zum anderen, dass Behnisch und sein Team in Stuttgart-Vaihingen keine neue architektonische Tendenz aufgegriffen haben. Diese Entwicklungslinie ist im Werk von Behnisch & Partner selbst nachzuweisen. Das Hysolar-Forschungs- und Institutsgebäude ist damit ebenso wie die betrachteten Schulbauten ein Ergebnis verschiedener Einflussgrößen auf den Entwurfsprozess. Gesellschaftliche und soziale Faktoren spielten, im Vergleich zu den betrachteten Schulbauten, keine

¹⁵⁷⁵ Behnisch 1987, S. 38.

übergeordnete Rolle, sodass sich andere Entwurfsparameter stärker ausprägen konnten.

Inwiefern sich die spezifischen Bedingungen auf die Programmfindung und die Entwurfskonzeption ausgewirkt haben, konnte ebenso anhand des Postmuseums in Frankfurt am Main veranschaulicht werden. Hierbei stand zum einen nur ein relativ kleines Grundstück zur Verfügung, auf dem sich bereits eine Villa befand, zum anderen erfolgte der Bau des Postmuseums im Kontext der Planungen des Frankfurter Museumsufers.

Im Wettbewerb wurde der Erhalt oder der Abriss des bestehenden Gebäudes den Architekten freigestellt. Vorgeschrieben war jedoch die Erhaltung der Baumbestände auf dem Grundstück. Um ausreichend Ausstellungsfläche bereitstellen zu können, schlugen Behnisch & Partner neben einem dreigeschossigen Neubau zusätzlich die Verlegung eines Teils der Ausstellung ins Untergeschoss vor. Die Villa blieb erhalten, jedoch ohne den ursprünglichen Zustand vor der Kriegszerstörung wiederherzustellen. Stattdessen nutzte man farbliche Akzentuierungen, um auf die Geschichte des Gebäudes hinzuweisen. Im Vergleich zu den Schulgebäuden „Auf dem Schäfersfeld“ oder dem Hysolar-Forschungs- und Institutsgebäude, die durch ihre Lage keine besondere Berücksichtigung des städtischen Kontextes erforderten, wirkten sich beim Postmuseum die verschiedenen Einschränkungen, die mit dem Grundstück, dessen Bebauung und Lage verbunden waren, auf den Entwurf aus. Darüber hinaus finden sich Hinweise auf die Geschichte der Institution und die Bauaufgabe selbst. Ebenso erfüllt das Museumsgebäude die Anforderung, alle Bevölkerungsschichten zu erreichen, indem die Treppenanlage vor dem Museum so konzipiert wurde, dass Schwellenängste abgebaut werden können. Damit werden nur einige der Überlegungen genannt, die die am Bau Beteiligten in die Konzeption einbezogen haben.

Die Haltung Behnischs, die die Projekte von Behnisch & Partner maßgeblich prägte, konnte insbesondere im Vergleich mit dessen Antipoden Oswald Mathias Ungers expliziert werden, der nur wenige Meter vom Postmuseum entfernt mit dem Entwurf des Deutschen Architekturmuseums betraut wurde. Während Behnisch für das *Gestalt-Finden* in der Nachfolge Härings und Scharouns stand, ging es bei Ungers um das *Gestalt-Setzen*.

Auch die historischen Tendenzen der 1980er Jahre hat Behnisch nie aufgegriffen. Wie dargelegt werden konnte, hatte der Architekt bereits Ende der 1960er Jahre einen alternativen architektonischen Ansatz entwickelt und reagierte damit schon zu dieser Zeit auf den Bauwirtschaftsfunktionalismus.

6.4 Architektonische Interpretation nationaler Selbstdarstellung

Eine besondere Stellung im Werk des Architekten nehmen die Bauten und Anlagen anlässlich der XX. Olympiade 1972 in München aufgrund ihrer besonderen Relevanz für die internationale Selbstdarstellung der Bundesrepublik ein.

Der Kontext, in dem Behnisch in dieser Zeit wirkte, sind die späten 1960er Jahre, die Jahre der Studentenproteste und der Kritik an den erstarrten Strukturen und der Nichtaufarbeitung des Nationalsozialismus. Die Zeit, in der Willy Brandt dafür plädierte, mehr Demokratie zu wagen. Dieses Umdenken infolge des gesellschaftlichen Wandels fand folglich auch Ausdruck in den Bauten und Anlagen, die anlässlich der Olympischen Spiele 1972 in München realisiert wurden.

Mit den Bauten und Anlagen in München entstand etwas, das es in dieser Form zuvor noch nicht gegeben hatte. Die Grenzen zwischen Architektur und Landschaft sind fließend. Die im Wettbewerb vorgeschlagene Dachkonstruktion war nicht von Beginn an Teil der Überlegungen. Das Team um Günter Behnisch hatte vielmehr die Vorstellung von Sport in der Landschaft. Als Vorbild für die Dachkonstruktion diente der deutsche Pavillon anlässlich der Weltausstellung 1967 in Montreal von Rolf Gutbrod und Frei Otto. Letzt genannter leistete einen wesentlichen Beitrag zur technischen Realisierung des Münchner Olympiadaches, das immer wieder in Frage gestellt wurde. Ohne das Fachwissen zahlreicher Beteiligter, darunter beispielsweise Jörg Schlaich, wäre die Umsetzung in dieser Form nicht realisierbar gewesen. Zu den Experten, die an diesem Projekt mitwirkten, gehörten auch Günther Grzimek, der mit der Gestaltung der Landschaft betraut wurde, sowie Otl Aicher, der das visuelle Erscheinungsbild übernahm. Diese Namen zeigen, dass damit die Experten in Bezug auf Technik und Wissen an den Planungen beteiligt waren. Behnischs Leistung bei diesem Projekt bestand vor allem darin, dieses Gemeinschaftswerk zustande zu bringen und die unterschiedlichen Kompetenzen im Sinne des Gesamtwerkes zu vereinen.

Für die entstandene Gesamtform gebrauchten die Architekten den Begriff *Architekturlandschaft*. Sie unterschieden zwischen der Strukturform mit den Sportstätten und der Gestaltform, dem übergreifenden Dach. Aus der Überlagerung beider Systeme resultierte die Gesamtform. Das Zentrum der Anlage ist ein Freiraum zwischen den Kampfstätten und dem See, der der Zusammenkunft von Münchnern und Gästen aus aller Welt dienen sollte.

Hinsichtlich des Anordnungsprinzips konnten die Architekten bei der Bearbeitung Bezüge zur Anlage im antiken Olympia herstellen. So spielten auch dort der zentrale Bereich und die umgebende Hügellandschaft eine wesentliche Rolle. Beides Mal

wurden die Bauten in die Landschaft integriert. Sie dominieren diese nicht, wobei es sich in München um eine artifizielle Landschaft handelt.

Während die Analogien zum antiken Olympia eher zufällig deutlich wurden, war die Auseinandersetzung mit den Olympischen Spielen 1936, die unter den Nationalsozialisten stattgefunden hatten, für die Planer und Gestalter unerlässlich. Otl Aicher hatte sich etwa explizit mit der Vergangenheit der Olympischen Spiele beschäftigt.

Um ihrem Anspruch an Macht Ausdruck zu verleihen, setzten die Nationalsozialisten bewusst den Architekturstil, die Dimension der Bauten oder die Farbsymbolik ein. Daraus folgte Aicher, dass es nicht ausreichen würde, verbal zu betonen, dass sich Deutschland seit den Berliner Spielen 1936 gewandelt habe, sondern, dass es darum ginge, dies zu zeigen. Insofern nahm die Gestaltung der Anlagen und Bauten sowie das visuelle Erscheinungsbild der Olympischen Spiele 1972 eine zentrale Bedeutung ein.

Die Bauten in Berlin fungierten während des Wettbewerbs als Gegenbild für den Entwurf. Vordergründiges Ziel der Olympischen Spiele 1936 waren Propagandazwecke und die Machtdemonstration der Nationalsozialisten gewesen. In Berlin hatte man dazu ein System mit zwei Achsen eingesetzt, in das ein Aufmarschplatz integriert wurde. Den Abschluss bildete die Führertribüne mit dem Glockenturm. Die Ausrichtung nach Symmetrien und die Anlage großmaßstäblicher Bauten lehnte Behnisch hingegen im Hinblick auf die Erfahrungen der Vergangenheit gänzlich ab.

Die Lage der Hauptsportstätten in München richtete sich vielmehr nach der Beziehung zum Schuttberg und dem bestehenden Fernsehturm. Die Wettkampfstätten wurden als Teile der Landschaft betrachtet. Zur Orientierung legte Grzimek ein System aus Leitbäumen an. Dennoch waren die Wege der Besucher nicht vorbestimmt, sondern erlaubten die Wahl zwischen breiten Wegen oder Trampelpfaden. Auch Rückzugsmöglichkeiten wurden auf dem Gelände geschaffen. In München wurde folglich eine freie Entfaltung des Einzelnen angestrebt – der Individualität wurde mit der Gestaltung Ausdruck verliehen.

Die von Aicher gewählte Farbskala stellte einen Gegensatz zu den Farben dar, die noch 1936 zur Anwendung kamen. Seine Farbauswahl orientierte sich am Motto der „heiteren Spiele“ und den für die Münchner Umgebung charakteristischen Farben. In konzeptioneller Hinsicht kamen Impulse von Jürgen Joedicke, der sich im Rahmen seiner Redakteurstätigkeit mit den utopischen Visionen der Zeit sowie denen der 1920er Jahre beschäftigt hatte.

Entgegen den städtebaulichen Vorstellungen der 1960er Jahre knüpfte der Bereich der zentralen Sportstätten nicht an die neue Forderung Urbanität durch Dichte an, sondern stand in der Tradition der gegliederten und aufgelockerten Stadt. Wie Grzimek

betonte, wurde aber ein neues Verständnis von Stadtlandschaft vorausgesetzt, bei der der städtische Erholungsraum eine Symbiose aus Entspannung und Freizeitaktivitäten ermöglichen sollte.

Unter Behnischs Federführung gelang es, in München mit den Bauten und Anlagen eine Interpretation bundesrepublikanischer Selbstdarstellung zu entwickeln, die die Beziehung von Stadt, Architektur, Landschaft sowie Gesellschaft und Technik thematisierte. Das Erkennen und die Reflexion über die Ideale der Bundesrepublik sowie deren Präsentation im internationalen Kontext durch die Bauten und Anlagen veränderten Behnischs Sichtweise nachhaltig.

Seit den Olympischen Spielen beschäftigte sich der Architekt mit der Frage, wie man die Bundesrepublik in ihren Idealen erkennen und mittels der Architektur präsentieren könne. Er plädierte daher für eine Architektur, die vielfältig und differenziert sein sollte, um dies auszustrahlen. Diese Vorstellung Behnischs fand ihre Übertragung bei der Realisierung der zentralen Bauten des Bundes in Bonn.

Dazu gehörte die Einbettung der Bauten in die Rheinlandschaft. Zugleich orientierte man sich in Bezug auf die Dimension der Bauten am Maßstab der Umgebung – der Eindruck von Monumentalität sollte vermieden werden. Der Zugang zum Eingangsbauwerk, das zum Plenarsaal führt, ist ebenerdig. Auch hier zielte man auf die Vermeidung eines monumentalen Eindrucks ab. Die wellenförmige Struktur des Bodens auf dem Vorplatz stellt einen Bezug zur Rheinlandschaft und dem Flussufer her.

Das schwarze vorkragende Dach erinnert an Mies van der Rohes Nationalgalerie in Berlin, doch zugleich stellen die zahlreichen Details hierzu einen wesentlichen Unterschied dar. Dazu gehört unter anderem die Konstruktion aus Glaslamellen über den Türen. Die Unterschiede werden im Inneren des Eingangsbauwerkes noch deutlicher: Zu den vielfältigen Details gehören die Leuchtstoffröhren, die vom Außen- in den Innenraum fortgeführt werden sowie das Mikado-Geländer, dessen Stäbe nach dem Zufallsprinzip angeordnet sind. Die zahlreichen Elemente sind zugleich als Metapher für die Gesellschaft zu verstehen. In der Architektur des Gebäudes sollen alle Gesellschaftsgruppen Ausdruck finden. Aufgabe des Architekten ist es, die vielfältigen Elemente zusammenzubringen.

Die Gestaltung des Plenarsaals ist demgegenüber eher zurückhaltend und entspricht der Ernsthaftigkeit der dort getroffenen Entscheidungen. Im Gegensatz zum alten Plenarsaal wurde, mit Ausnahme des Platzes des Präsidenten bzw. der Präsidentin, keine Differenzierung vorgenommen. Die Sitzordnung sollte der Verfassung entsprechen. Die Decke des Saales ermöglicht es, ihn überwiegend durch Tageslicht zu beleuchten. Zugleich wird dadurch der Wechsel der Tages- sowie Jahreszeiten

erlebar. Mit Ausnahme der Adlerwand ermöglichen zudem alle Fassadenschichten Blickbeziehungen in die Rheinaue. Dies entspricht auch der Interpretation Hans Schwipperts, der den ersten Plenarsaal an dieser Stelle konzipiert hatte. Er wollte seinerzeit erreichen, dass das Volk der parlamentarischen Arbeit zuschauen kann.

Der Plenarsaal in Bonn kann folglich als Behnischs Interpretation von Bauen in der Demokratie verstanden werden. Diese Deutung wurde in zahlreichen Zeitschriftenbeiträgen und Publikationen aufgegriffen.

Eine wesentliche Frage der Untersuchung war, wann sich ein kanonisches Leitmotiv für das Bauen in der Demokratie herausbildet hatte. Dazu konnte festgestellt werden, dass hinsichtlich der kanonisierenden Interpretationen neben Günter Behnisch auch Peter Conradi und Rita Süßmuth als Akteure wirkten und ihre Vorstellungen in Form von Zeitschriftenaufsätzen und Publikationen verbreiteten. Conradi kam zu dem Schluss, dass sich in öffentlichen Bauten vor allem die Haltung und Werte einer Gesellschaft ausdrücken sollten. Ob sich demokratische und architektonische Gestalt gegenseitig bedingen, lässt sich nicht in einem bestimmten Stil oder bestimmten Formelementen ausdrücken, sondern im Entwurfsansatz und der Art des Planes. Er sprach daher in seinen Beiträgen von einer ethischen Angemessenheit der Architektur, die er in dem Behnisch-Bau realisiert sah. Eine Gleichsetzung von Glas und politischer Transparenz lehnte er hingegen ab. Rita Süßmuth prägte hingegen Begriffe wie Freiheit und Offenheit. Die Begriffe der drei Akteure wurden durch die Medien aufgegriffen und für den Bau nachfolgender Parlamentsgebäude, etwa den Sächsischen Landtag von Kulka, adaptiert.

Die hohe symbolische Bedeutung, für die der Bonner Plenarsaal noch heute steht, wurde erst im April 2016 deutlich, als der frühere Außenminister Hans-Dietrich Genscher im ehemaligen Plenarsaal aufgebahrt wurde. Denn trotz der kurzen Nutzung infolge der Wiedervereinigung und dem Umzug nach Berlin, verwirklichte Behnisch mit dem zentralen Bereich der Bauten des Bundestages seine Interpretation vom Bauen in der Demokratie und zugleich eine von Vielen akzeptierte architektonische Interpretation nationaler Selbstdarstellung – so wie bereits 1972 in München.

7 Abkürzungsverzeichnis

Abb.:	Abbildung
Anmerk. d. Verf.:	Anmerkung der Verfasserin
Archiv MK:	Archiv Museum für Kommunikation, Frankfurt am Main
BMW:	Bayerische Motorenwerke
BRD:	Bundesrepublik Deutschland
CDU:	Christlich Demokratische Union Deutschlands
CIAM:	Congrès Internationaux d'Architecture Moderne
DDR:	Deutsche Demokratische Republik
DFVLR:	Forschungs- und Versuchsanstalt für Luft und Raumfahrt
DRAFOS:	Deutscher Reichausschusses für Olympische Spiele
Ebd.:	ebenda
et. al. :	und andere Autoren
Frankfurt a. M.:	Frankfurt am Main
GmbH:	Gesellschaft mit beschränkter Haftung
Hg.:	Herausgeber
IOC:	Internationales Olympisches Komitee
IPE:	Institut für Physikalische Elektrotechnik
o. A.:	ohne Autorenangabe
o.J.:	ohne Angabe des Erscheinungsjahres
o.T.:	ohne Titelangabe
SAAI:	Südwestdeutsches Archiv für Architektur und Ingenieurbau, Karlsruhe
SPD:	Sozialdemokratische Partei Deutschlands
StaHH:	Staatsarchiv Hamburg
u.a.:	unter anderem
Vgl.:	vergleiche
Zugl. Diss:	zugleich Dissertation

8 Literaturverzeichnis

Abreß, Hubert: Terminplan bis 1972. In: Landeshauptstadt München (Hg.): Münchner Leben. 1972 Olympiastadt München (Offizielles Sonderheft der Landeshauptstadt München, Bd. 11). München 1966, S. 32-36.

Aicher, Otl: Visuelles Erscheinungsbild. In: Behnisch & Partner (Hg.): Über das Farbliche. Stuttgart 1993, S. 60-71.

architektur-galerie am weißenhof (Hg): Günter Behnisch. Bauten in Stuttgart. Baunach 2003 (Ausst.-Kat. Günter Behnisch. Bauten in Stuttgart, architektur-galerie am weißenhof, Stuttgart 2003).

Arneth, Gerhard/Köhler, Christoph/Scholz, Manfred: Die unendliche Geschichte des Schulbaus. In: Bauwelt (1984) 7, S. 236-237.

Bächer, Max: Primus inter pares – Rolf Gutbier. In: Becker, Norbert/Quarthal, Franz (Hg.): Die Universität Stuttgart nach 1945. Geschichte – Entwicklungen – Persönlichkeiten. Ostfildern 2004, S. 129-133.

Bachmann, Wolfgang: Hysolar Forschungs- und Institutsgebäude der Universität Stuttgart. In: Bauwelt 79 (1988) 1/2, S. 47-52.

Bakema, Jacob/Behnisch, Günter/Cube, Felix von et. al.: Baut Schulen! Schulbau als Pädagogische Aufgabe. Forumgespräch. In: Schulbauinstitut der Länder in Berlin (Hg.): Baut Schulen! Schulbau als pädagogische Aufgabe. Bericht über den Tag des Schulbaus anlässlich der 2. Internationalen Schulausstellung in Dortmund am 8. Juni 1967, veranstaltet vom Schulbauinstitut und der Stadt Dortmund (Schriften des Schulbauinstituts, Bd. 12). Berlin 1968, S. 15-38.

Banham, Reyner: Brutalismus in der Architektur. Ethik oder Ästhetik? (Dokumente der modernen Architektur, Bd. 5). Stuttgart 1966.

Barnstone, Deborah Ascher: The transparent state architecture and politics in postwar Germany. London/New York 2005.

Bartetzko, Dieter: „Wie reisefertig“. Anmerkungen zur architektonischen Gestalt der Bauten Günter Behnischs. In: Schmidt, Johann-Karl/Zeller, Ursula (Hg.): Behnisch & Partner. Bauten 1952-1992. Stuttgart 1992 (Ausst.-Kat. Behnisch & Partner. Bauten 1952-1992, Galerie der Stadt Stuttgart, Stuttgart 1992), S. 11-13.

Bartetzko, Dieter: Der Baumeister der deutschen Demokratie. Zum Tod von Günter Behnisch. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung (13.07.2010).

<http://www.faz.net/aktuell/feuilleton/kunst/zum-tod-von-guenter-behnisch-der-baumeister-der-deutschen-demokratie-11009024.html> [Stand: 27.02.2016].

Bartetzko, Dieter: Ein Symbol der Republik. Geschichte und Gestalt der Frankfurter Paulskirche. In: Flagge, Ingeborg/Stock, Wolfgang Jean (Hg.). Architektur und Demokratie. Bauen für die Politik von der amerikanischen Revolution bis zur Gegenwart. Stuttgart, 1992, S. 108-125.

Barth, Karl-Heinz: o. T. In: Städtische Kunstsammlungen Chemnitz (Hg.): Günter Behnisch zum 75. Geburtstag. Eine Festschrift. Chemnitz 1997, S. 8-9.

Barthelmeß, Stephan: Das postmoderne Museum als Erscheinungsform von Architektur. Die Bauaufgabe des Museums im Spannungsfeld von Moderne und Postmoderne (Schriften aus dem Institut für Kunstgeschichte der Universität München). München 1988. Zugl. Magisterarbeit, Universität München, Institut für Kunstgeschichte.

Bäuerle, Theodor: Vorwort. Schulbau heute. Vorträge und Entschließungen bei der Schulbautagung in Stuttgart vom 7. bis 9. März 1950. Stuttgart 1950, S. 3.

- Becker, Norbert/Quarthal, Franz (Hg.): Die Universität Stuttgart nach 1945. Geschichte – Entwicklungen – Persönlichkeiten. Ostfildern 2004.
- Beckers, Rolf: Der Architekt Paul Schneider-Esleben. Weimar 1995. Zugl. Diss. Universität Bonn, Kunsthistorisches Institut.
- Beckmann, Karen: Urbanität durch Dichte? Geschichte und Gegenwart der Großwohnkomplexe der 1970er Jahre (Architekturen, Bd. 29). Bielefeld 2015. Zugl. Diss. Leibniz Universität Hannover, Institut für Geschichte und Theorie der Architektur.
- Behnisch, Günter: Baubeschreibung. In: Staatliche Ingenieurschule Ulm (Hg.): Staatliche Ingenieurschule Ulm. Anlässlich der Einweihung am 18. Mai 1963. Ulm 1963, S. 7-21.
- Behnisch, Günter: Erfahrungen beim Bauen mit Stahlbetonfertigteilen im Schulbau. In: Studiengemeinschaft für Fertigtbau e.V. (Hg.): Schulbau durch Vorfertigung (Spezialheft Querschnitt-Schriftenreihe der Rationalisierungs-Gemeinschaft Bauwesen im RKW, Bd. 13). Frankfurt am Main 1966, S. 25-28.
- Behnisch, Günter: Offenheit und Vielfalt. In: db Deutsche Bauzeitung 116 (1982) 3, S. 12-34.
- Behnisch, Günter: Schule. Hauptschule auf dem Schäfersfeld in Lorch. In: db Deutsche Bauzeitung (1983) 8, S. 12-16.
- Behnisch, Günter: Das Neue ist nicht das Alte. Oder: Schräg ist die Tendenz. In: db Deutsche Bauzeitung 121 (1987) 9, S. 32-39.
- Behnisch, Günter: o. T. In: Werner, Thomas (Hg.): Das Deutsche Postmuseum. Heidelberg 1990, S. 22-25.
- Behnisch, Günter/Weiss, Klaus-Dieter: Verwerfungen des Alltags. Günter Behnisch im Gespräch mit Klaus-Dieter Weiß, neuere Bauten von Behnisch und Partner. In: Werk, Bauen und Wohnen 77 (1990) 9, S. 2-11.
- Behnisch, Günter: Dekonstruktivismus? In: Kähler, Gert (Hg.): Dekonstruktion? Dekonstruktivismus? Aufbruch ins Chaos oder neues Bild der Welt? (Bauwelt-Fundamente). Braunschweig/Wiesbaden 1991, S. 93-104.
- Behnisch, Günter: Fachhochschule Ulm. In: Schmidt, Johann-Karl/Zeller, Ursula (Hg.): Behnisch & Partner. Bauten 1952-1992. Stuttgart 1992 (Ausst.-Kat. Behnisch & Partner. Bauten 1952-1992, Galerie der Stadt Stuttgart, Stuttgart 1992), S. 61-69.
- Behnisch, Günter: Schul- und Sportbauten auf dem Schäfersfeld in Lorch: Schmidt, Johann-Karl/Zeller, Ursula (Hg.): Behnisch & Partner. Bauten 1952-1992. Stuttgart 1992 (Ausst.-Kat. Behnisch & Partner. Bauten 1952-1992, Galerie der Stadt Stuttgart, Stuttgart 1992), S. 83-93.
- Behnisch, Günter: Hysolar-Institutsgebäude Stuttgart. In: Schmidt, Johann-Karl/Zeller, Ursula (Hg.): Behnisch & Partner. Bauten 1952-1992. Stuttgart 1992 (Ausst.-Kat. Behnisch & Partner. Bauten 1952-1992, Galerie der Stadt Stuttgart, Stuttgart 1992), S. 95-103.
- Behnisch, Günter: Plenarbereich des Deutschen Bundestages in Bonn. In: Schmidt, Johann-Karl/Zeller, Ursula (Hg.): Behnisch & Partner. Bauten 1952-1992. Stuttgart 1992 (Ausst.-Kat. Behnisch & Partner. Bauten 1952-1992, Galerie der Stadt Stuttgart, Stuttgart 1992), S. 104-113.
- Behnisch, Günter: Premiere. Staatliche Fachhochschule für Technik Ulm. In: db Deutsche Bauzeitung 126 (1992) 2, S. 103-110.
- Behnisch, Günter: Über die Architektur. In: Deutscher Bundestag mit dem Bundesministerium für Raumordnung, Bauwesen und Städtebau (Hg.)/Steckeweh, Carl: Deutscher Bundestag Bonn. Neubau des Plenar- und Präsidialbereiches. Bonn 1993, S. 9-20.

- Behnisch, Günter: Über unser Büro (1994).
www.behnisch-partner.de/lectures-and-essays/ueber-unser-buero
 [Stand: 14.02.2016].
- Behnisch, Günter: Die Zeit vor dem Olympiapark in München, Stuttgart 1993. In: Gauzin-Müller, Dominique: Behnisch & Partner. 50 Jahre Architektur. Berlin 1997. Berlin 1997.
- Behnisch, Günter: Der zweite Aufbruch in die Moderne. Vortrag von Günter Behnisch im Rahmen des Internationalen Architektur-Forums zum 75. Jahrestag der Weißenhofsiedlung, Stuttgart 19.-21. Juli 2002. weissenhof2002.de/pdf/Vortrag-Behnisch.pdf [Stand: 05.11.2013], S. 2-7.
- Behnisch, Günter: Vogelsangschule. In: architektur-galerie am weißenhof (Hg): Günter Behnisch. Bauten in Stuttgart. Baunach 2003 (Ausst.-Kat. Günter Behnisch. Bauten in Stuttgart, architektur-galerie am weißenhof, Stuttgart 2003), S. 20-23.
- Behnisch, Günter: Hysolar-Forschungs- und Institutsgebäude der Universität Stuttgart. In: architektur-galerie am weißenhof (Hg): Günter Behnisch. Bauten in Stuttgart. Baunach 2003 (Ausst.-Kat. Günter Behnisch. Bauten in Stuttgart, architektur-galerie am weißenhof, Stuttgart 2003), S. 50-63.
- Behnisch & Partner: Erläuterungsbericht Wettbewerb zu den Olympiaanlagen, SAAI Karlsruhe.
- Behnisch & Partner: Projekterläuterung Hysolar in Stuttgart-Vaihingen, SAAI Karlsruhe.
- Behnisch & Partner/Joedicke, Jürgen: Architekturtheoretische Anmerkungen zum Entwurf. In: Krämer, Karl (Hg.): Bauten der Olympischen Spiele 1972 München (architekturwettbewerbe, Sonderheft). Stuttgart/Bern 1969, S. IV/14-IV/15, S. IV/15.
- Behnisch & Partner: Erläuterung des Entwurfs. In: Krämer, Karl (Hg.): Bauten der Olympischen Spiele 1972 München (architekturwettbewerbe, Sonderheft). Stuttgart/Bern 1969. S. IV-IV/31.
- Behnisch & Partner: Eine Schule ist keine Fabrik. In: db Deutsche Bauzeitung (1974) 3, S. 232-237.
- Behnisch & Partner (Hg.): Bauten und Entwürfe 1952-1974. Stuttgart 1975.
- Behnisch & Partner: Zaubern mit Stahl. Hy – Hysolar-Institut an der Technischen Universität Stuttgart. In: db Deutsche Bauzeitung 122 (1986) 12, S. 28-31.
- Behnisch & Partner: Architekten Behnisch & Partner. Arbeiten aus den Jahren 1952-1987. Stuttgart 1987.
- Behnisch & Partner: Deutsches Postmuseum in Frankfurt/Main. In: Baumeister 87 (1990) 9, S. 14-23.
- Behnisch & Partner (Hg.): Über das Farbliche. Stuttgart 1993.
- Behnisch & Partner: Behnisch & Partner. Bauten und Projekte 1987-1997. Stuttgart 1996.
- Behnisch & Partner, Plenarbereich des Deutschen Bundestages, Bonn.
www.behnisch-partner.de/projects/civic-buildings/plenary-complex-of-the-german-bundestag [Stand: 15.02.2016].
- Berger, Wilhelm: Schulbau von heute für morgen. Göttingen/Berlin/Frankfurt 1960.

Beyme, Klaus von: Demokratie, Parlament und Öffentlichkeit. Die Visualisierung demokratischer Grundprinzipien im Parlamentsbaus. In: Flagge, Ingeborg/Stock, Wolfgang Jean (Hg.): Architektur und Demokratie. Bauen für die Politik von der amerikanischen Revolution bis zur Gegenwart. Stuttgart 1992 (Herausgegeben für den Deutschen Bundestag), S. 32-45.

Blaser, Werner (Hg.)/Meier, Richard: Bauen für die Kunst. Basel/Boston/Berlin 1990 (Aus dem Englischen übersetzt von Timothy Nissen).

Blundell Jones, Peter: Modern schools of thought. In: Architects' Journal (1986), S. 60-74.

Blundell Jones, Peter: Behnisch und die Architektur des Abenteurers: Eine Betrachtung von jenseits des Kanals. In: Schmidt, Johann-Karl/Zeller, Ursula (Hg.): Behnisch & Partner. Bauten 1952-1992. Stuttgart 1992 (Ausst.-Kat. Behnisch & Partner. Bauten 1952-1992, Galerie der Stadt Stuttgart, Stuttgart 1992), S. 21-25.

Blundell Jones, Peter: Günter Behnisch. Basel 2000.

Böhme, Jeanette (Hg.): Schularchitektur im interdisziplinären Diskurs. Territorialisierungskrise und Gestaltungsperspektiven des schulischen Bildungsraums. Wiesbaden 2009.

Brändle, Kurt: Schulbauprogramm und Vorfertigungssystem. In: Studiengemeinschaft für Fertigungsbau e.V. (Hg.): Schulbau durch Vorfertigung (Spezialheft Querschnitt-Schriftenreihe der Rationalisierungs-Gemeinschaft Bauwesen im RKW, Bd. 13). Frankfurt am Main 1966, S. 11-16.

Branscome, Eva/Szacka, Léa-Catherine: Die postmoderne Architektur und ihre Geburtshelfer. Im Gespräch mit Charles Jencks und Paolo Portoghesi. In: ARCH+ 47 (2014) 18-27.

Brendgens, Guido: Demokratisches Bauen. Eine architekturtheoretische Diskursanalyse zu Parlamentsbauten in der Bundesrepublik Deutschland (Schriftenreihe Architekturtheorie und empirische Wohnforschung, Bd. 3). Aachen 2008. Zugl. Diss. Technische Universität Dresden, Institut für Baugeschichte, Architekturtheorie und Denkmalpflege.

Brödner, Erika/Kroeker, Immanuel (Hg.): Moderne Schulen. München 1951.

Brödner, Erika: Neuzeitlicher Schulbau. In: Brödner, Erika/Kroeker, Immanuel (Hg.): Moderne Schulen. München 1951, S. 37-40.

Budde, Ferdinand/Theil, Hans Wolfram (Hg.): Schulen. Handbuch für die Planung und Durchführung von Schulbauten (Handbücher zur Bau- und Raumgestaltung). München 1969.

Buslei-Wuppermann, Agatha/Zeising, Andreas: Das Bundeshaus von Hans Schwippert in Bonn. Architektonische Moderne und demokratischer Geist. Düsseldorf 2009.

Buttlar, Adrian von/Heuter, Christoph (Hg.): denkmal!moderne. Architektur der 60er Jahre: Wiederentdeckung einer Epoche (Jovis Diskurs). Berlin 2007.

Buttlar, Adrian von: Gefährdete Nachkriegsmoderne – Eine Forschungs- und Vermittlungsaufgabe. In: Buttlar, Adrian von/Heuter, Christoph (Hg.): denkmal!moderne. Architektur der 60er Jahre: Wiederentdeckung einer Epoche (Jovis Diskurs). Berlin 2007, S. 14-27.

Carter, Brian: A Trio of Airy Behnisch Buildings. In: Architecture (1989), S. 72-75.

Cohen, Jean-Louis: Traditionalisten und Modernisten in den 50er Jahren. Eine europäische Kontroverse. In: Durth, Werner/Gutschow, Niels (Hg.): Architektur und Städtebau der fünfziger Jahre. Ergebnisse der Fachtagung in Hannover 1990 (Schriftenreihe des Deutschen Nationalkomitees für Denkmalschutz, Bd. 41). Bonn 1990, S. 50-61.

- Conradi, Peter: Bauherr Bundestag. In: Der Architekt (1980) 2, S. 87-91.
- Conrads, Ulrich (Hg.): Programme und Manifeste zur Architektur des 20. Jahrhunderts (Bauwelt-Fundamente). 2. Aufl. Gütersloh 1964.
- Conrads, Ulrich/Neitzke, Peter (Hg.): Mensch und Raum. Das Darmstädter Gespräch 1951 (Bauwelt-Fundamente, Bd. 94). Basel/Braunschweig 1991.
- Coop Himmelblau: Architektur ist jetzt. Projekte, (Un)bauten, Aktionen, Statements, Zeichnungen, Texte, 1968-1983. Stuttgart 1983.
- Cuadra, Manuel: Schüler? Lehrer? Behnisch und die „Darmstädter“. In: db Deutsche Bauzeitung 126 (1992) 2, S. 14-16.
- Cuadra, Manuel: Planen und Bauen: Meine Schule. Ein Werkstattbuch mit Anregungen und Anleitungen für baulustige. Stuttgart/Düsseldorf/Leipzig 1998.
- Cullen, Michael S.: Dem Deutschen Volke. Das Reichstagsgebäude in Berlin. In: Flagge, Ingeborg/Stock, Wolfgang Jean (Hg.): Architektur und Demokratie. Bauen für die Politik von der amerikanischen Revolution bis zur Gegenwart. Stuttgart 1992, S. 126-167.
- Damus, Martin: Architekturform und Gesellschaftsform. Architektur und Städtebau unter dem Einfluss von Industrialisierung, Großvergesellschaftung und Globalisierung (Bd. 1: 1890-1945). Berlin 2010.
- Der Bundesminister für Raumordnung, Bauwesen und Städtebau(Hg.)/Leuschner, Wolfgang: Bauten des Bundes 1965-1980, Karlsruhe 1980.
- Der Magistrat der Stadt Frankfurt am Main (Hg.): Hans Hollein. Museum für Moderne Kunst Frankfurt am Main (Schriftenreihe des Hochbauamtes zu Bauaufgaben der Stadt Frankfurt am Main, Bd. 22). Berlin 1991.
- Deutscher Bundestag mit dem Bundesministerium für Raumordnung, Bauwesen und Städtebau (Hg.)/Steckeweh, Carl: Deutscher Bundestag Bonn. Neubau des Plenar- und Präsidialbereiches. Bonn 1993.
- Dongus, Margot: Rolf Gutbrod (Wasmuth-Hochschulschriften, Bd. 1). Tübingen und Berlin 2002. Zugl. Diss. Universität Stuttgart 2000.
- Dressel, Wilhelm: Pädagogische Anforderungen an den Bau von Berufs- und Fachschulen. In: Otto, Karl (Hg.): Schulbau. Berufsschulen, Fachschulen, Höhere Fachschulen (Bd. 2). Stuttgart 1965, S. 25-28.
- Dreyer, Claus: Das Konkrete und die Architektur. 2009.
www.cloud-cuckoo.net/journal1996-2013/inhalt/de/heft/ausgaben/109/Dreyer/dreyer.php. [Stand: 07.12.2015].
- Düesberg, Christoph: Megastrukturen. Architekturutopien zwischen 1955 und 1975. Berlin 2013.
- Durth, Werner: Deutsche Architekten. Biographische Verflechtungen 1900-1970. München 1992.
- Durth, Werner: Die Stadtlandschaft. Zum Leitbild der gegliederten und aufgelockerten Stadt. In: Durth, Werner/Gutschow, Niels (Hg.): Architektur und Städtebau der fünfziger Jahre. Ergebnisse der Fachtagung in Hannover 1990 (Schriftenreihe des Deutschen Nationalkomitees für Denkmalschutz, Bd. 41). Bonn 1990,24-37.
- Durth, Werner: Dem Bau ein Lebewesen. Rolf Gutbrod zum 100. Geburtstag. In: Philipp, Klaus Jan (Hg.): Rolf Gutbrod. Bauen in den Boomjahren der 1960er (Schriften des Südwestdeutschen Archivs für Architektur und Ingenieurbau (SAAI) am Karlsruher Institut für Technologie (KIT)). Salzburg und Wien 2011, S. 10-31.
- Durth, Werner/Behnisch, Günter: Berlin – Pariser Platz. Neubau der Akademie der Künste. Berlin 2005.

Durth, Werner/Gutschow, Niels: Träume in Trümmern. Planungen zum Wiederaufbau zerstörter Städte im Westen Deutschlands 1940-1950 (Schriften des Deutschen Architekturmuseums zur Architekturgeschichte und Architekturtheorie, 1: Konzepte). Braunschweig 1988.

Durth, Werner/Gutschow, Niels: Appell. In: Durth, Werner/Gutschow, Niels (Hg.): Architektur und Städtebau der fünfziger Jahre. Ergebnisse der Fachtagung in Hannover 1990 (Schriftenreihe des Deutschen Nationalkomitees für Denkmalschutz, Bd. 41). Bonn 1990, S. 7.

Durth, Werner/Gutschow, Niels (Hg.): Architektur und Städtebau der fünfziger Jahre. Ergebnisse der Fachtagung in Hannover 1990 (Schriftenreihe des Deutschen Nationalkomitees für Denkmalschutz, Bd. 41). Bonn 1990.

Durth, Werner/Sigel, Paul (Hg.): Baukultur. Spiegel gesellschaftlichen Wandels. Berlin 2009.

Düwel, Jörn/Gutschow, Niels: Städtebau in Deutschland im 20. Jahrhundert. Ideen – Projekte – Akteure (Studienbücher der Geographie). 2. Aufl. Berlin/Stuttgart 2005.

Egger, Simone: München wird moderner. Stadt und Atmosphäre in den langen 1960er Jahren. Bielefeld 2013. Zugl. Diss. Ludwig-Maximilians-Universität München, Institut für Volkskunde/ Europäische Ethnologie.

Ehrlich, Christof: Architektur als symbolische Form. Die postmoderne Architektur Robert Venturis und Charles Moores als Erkenntnisgegenstand (Ex architectura, Bd. 15). Hamburg 2015. Zugl. Diss. Brandenburgische Technische Universität Cottbus.

Eisele, Johann: Leergut. Neubau des Deutschen Postmuseums in Frankfurt. In: db Deutsche Bauzeitung (1990) 1, S. 18-22.

Elsässer, Martin: Das Schulhaus gestern und heute. In: Jaspert, Reinhard (Hg.): Handbuch moderner Architektur. Eine Kunstgeschichte der Architektur unserer Zeit vom Einfamilienhaus bis zum Städtebau (Reihe der Handbücher). Berlin 1957, S. 613-672.

Erben, Dietrich: Mediale Inszenierungen der Olympischen Sommerspiele in München 1972. In: Hennecke, Stefanie/Keller, Regine/Schneegans, Juliane (Hg.): Demokratisches Grün. Olympiapark München. Berlin 2013, S. 16-34.

Favole, Paolo: Geschichte der Architektur. 20.|21. Jahrhundert. München/London/New York 2011.

Feick, Gustav: Begrüßungsansprachen. Stadtkämmerer Dr. Gustav Feick. In: Conrads, Ulrich/Neitzke, Peter (Hg.): Mensch und Raum. Das Darmstädter Gespräch 1951 (Bauwelt-Fundamente, Bd. 94). Basel/Braunschweig 1991, S. 13-18.

Fischer, Thomas: Vogelsangschule. Bauanalyse. Zugl. unveröffentlichte Abschlussarbeit, Universität Stuttgart 1988 (SAAI Karlsruhe).

Flagge, Ingeborg: Architektenportrait Günter Wilhelm. In: Der Architekt (1986) 9, S. 393-398.

Flagge, Ingeborg/Schneider, Romana (Hg.): Die Revision der Postmoderne. Postmodernism revisited. Berlin 2004 (Ausst.-Kat. Die Revision der Postmoderne. In memoriam Heinrich Klotz, Deutsches Architekturmuseum, Frankfurt am Main 2004).

Flagge, Ingeborg/Stock, Wolfgang Jean: Vorwort der Herausgeber. In: Flagge, Ingeborg/Stock, Wolfgang Jean (Hg.): Architektur und Demokratie. Bauen für die Politik von der amerikanischen Revolution bis zur Gegenwart. Stuttgart 1992 (Herausgegeben für den Deutschen Bundestag), S. 8-9.

Flagge, Ingeborg: Provisorium als Schicksal. Warum mit der Bonner Staatsarchitektur kein Staat zu machen ist. In: Flagge, Ingeborg/Stock, Wolfgang Jean (Hg.): Architektur

- und Demokratie. Bauen für die Politik von der amerikanischen Revolution bis zur Gegenwart. Stuttgart 1992 (Herausgegeben für den Deutschen Bundestag), S. 224-245.
- Flagge, Ingeborg/Stock, Wolfgang Jean (Hg.): Architektur und Demokratie. Bauen für die Politik von der amerikanischen Revolution bis zur Gegenwart. Stuttgart 1992 (Herausgegeben für den Deutschen Bundestag).
- Frampton, Kenneth: Das großartige Chaos. In: Lampugnani, Vittorio Magnago (Hg.): Museumsarchitektur in Frankfurt. 1980-1990. München 1990 (Ausst.-Kat. Museumsarchitektur in Frankfurt 1980-1990, Deutsches Architekturmuseum, Frankfurt am Main 1990), S. 113-116.
- Frankenberg, Pablo von: Die Internationalisierung der Museumsarchitektur. Voraussetzungen, Strukturen, Tendenzen (Berliner Schriftenreihe zur Museumsforschung, Bd. 31). Berlin 2013. Zugl. Diss. Universität Tübingen, Institut für Empirische Kulturwissenschaft.
- Gauzin-Müller, Dominique: Behnisch & Partner. 50 Jahre Architektur. Berlin 1997.
- Gleiniger, Andrea/Vrachliotis (Hg.): Komplexität. Entwurfsstrategie und Weltbild (Kontext Architektur). Basel/Boston/Berlin 2008.
- Gleiniger, Andrea: „Das schwierige Ganze“ oder die (Wieder-)Entdeckung der Komplexität in der Architektur. In: Gleiniger, Andrea/Vrachliotis (Hg.): Komplexität. Entwurfsstrategie und Weltbild (Kontext Architektur). Basel/Boston/Berlin 2008, S. 37-57.
- Gnegel, Frank (Hg.): Museum für Kommunikation Frankfurt. Geschichte, Sammlungen, Architektur. Frankfurt am Main 2008.
- Golling, Marcus: Spiele unter dem Regenbogen. 2012.
www.augsburger-allgemeine.de/neu-ulm/Spiele-unter-dem-Regenbogen-id20083111.html?bild=1&article=20083111 [Stand: 15.02.2016].
- Gollwitzer, Gerda (Hg.): Spiel und Sport in der Stadtlandschaft. Erfahrungen und Beispiele für morgen (Schriftenreihe der Deutschen Gesellschaft für Gartenkunst und Landschaftspflege, Bd. 9). München 1972.
- Gössel, Peter/Leuthäuser, Gabriele: Architektur des 20. Jahrhunderts. Köln 1990.
- Gössel, Peter/Leuthäuser, Gabriele: Architektur des 20. Jahrhunderts. Köln 1994.
- Gössel, Peter/Leuthäuser, Gabriele: Architektur des 20. Jahrhunderts. Köln 2001.
- Gössel, Peter/Leuthäuser, Gabriele: Architektur des 20. Jahrhunderts. Köln 2005.
- Gruhn-Zimmermann, Antonia: Schulbaureform der Weimarer Republik in Berlin. München 1993. Zugl. Diss. Technische Universität München, Fakultät für Architektur.
- Grzimek, Günther: Spiel und Sport im Olympiapark München. In: Gollwitzer, Gerda (Hg.): Spiel und Sport in der Stadtlandschaft. Erfahrungen und Beispiele für morgen (Schriftenreihe der Deutschen Gesellschaft für Gartenkunst und Landschaftspflege, Bd. 9). München 1972, S. 10-33.
- Grzimek, Günther: Gedanken zur Gestaltung der Olympialandschaft. In: Schmidt, Johann-Karl/Zeller, Ursula (Hg.): Behnisch & Partner. Bauten 1952-1992. Stuttgart 1992 (Ausst.-Kat. Behnisch & Partner. Bauten 1952-1992, Galerie der Stadt Stuttgart, Stuttgart 1992), S. 33-37.
- Grzimek, Günther: Gedanken zur Stadt- und Landschaftsarchitektur seit Friedrich Ludwig von Sckell. In: Hennecke, Stefanie/Keller, Regine/Schneegans, Juliane (Hg.): Demokratisches Grün. Olympiapark München. Berlin 2013, S. 114-127.

Gutschow, Niels: Podiumsdiskussion. Wodurch bilden die 50er Jahre eine Epoche? In: Durth, Werner/Gutschow, Niels (Hg.): Architektur und Städtebau der fünfziger Jahre. Ergebnisse der Fachtagung in Hannover 1990 (Schriftenreihe des Deutschen Nationalkomitees für Denkmalschutz, Bd. 41). Bonn 1990, S. 81-108.

Hackelsberger, Christoph: Die aufgeschobene Moderne. Ein Versuch zur Einordnung der Architektur der Fünfziger Jahre. München/Berlin 1985.

Hahn, Wilhelm: Schulbau heute für morgen. In: Kultusministerium Baden-Württemberg (Hg.): Bildung in neuer Sicht. Rationalisierung im Schulbau: Raumprogramme, Planungshinweise, Kostenrichtwerte (Schriftenreihe des Kultusministeriums Baden-Württemberg zur Bildungsforschung, Bildungsplanung, Bildungspolitik). Villingen 1968 (Empfehlungen des Arbeitskreises Schulhaus- und Sportstättenbau des Kultusministeriums Baden-Württemberg), S. IX-XV.

Hamm, Oliver G./Eisele, Johann: Am Lehrstuhl. Nach Behnisch. Oliver G. Hamm im Gespräch mit Johann Eisele. In: db Deutsche Bauzeitung 126 (1992) 2, S. 54-55.

Hamm, Oliver G.: Am Ende eines langen, steinigen Weges. Neuer Plenarbereich des deutschen Bundestages in Bonn. In: Bauwelt 83 (1992) 41, S. 2340-2354.

Hassler, Uta: Offene Fragen. In: Hassler, Uta/Dumont d'Ayot, Catherine (Hg.): Bauten der Boomjahre, Paradoxien der Erhaltung. Tagungsband des Instituts für Denkmalpflege und Bauforschung der ETH Zürich. Gollion 2009, S. 8-17.

Hassler, Uta/Dumont d'Ayot, Catherine (Hg.): Bauten der Boomjahre, Paradoxien der Erhaltung. Tagungsband des Instituts für Denkmalpflege und Bauforschung der ETH Zürich. Gollion 2009.

Haus der Bayerischen Geschichte (Hg.): München `72. Bobingen 2010.

Hecker, Michael: Structurel - structural. Einfluss „strukturalistischer“ Theorien auf die Entwicklung architektonischer und städtebaulicher Ordnungs- und Gestaltungsprinzipien in West-Deutschland im Zeitraum von 1959-1975. Unter besonderer Berücksichtigung städtebaulicher und gebäudekundlicher Aspekte. Stuttgart 2007. Zugl. Diss. Universität Stuttgart, Fakultät für Architektur und Stadtplanung.

<http://elib.uni-stuttgart.de/opus/volltexte/2007/2982/> [Stand 15.02.2016].

Heger, Natalie: Das Olympische Dorf München. Planungsexperiment und Musterstadt der Moderne. Berlin 2014. Zugl. Diss. Universität Kassel, Fachbereich Architektur, Stadtplanung, Landschaftsplanung.

Hennecke, Stefanie/Keller, Regine/Schneegans, Juliane (Hg.): Demokratisches Grün. Olympiapark München. Berlin 2013.

Herbig, Bärbel: Die Darmstädter Meisterbauten. Ein Beitrag zur Architektur der 50er Jahre. Darmstadt 2000. Zugl. Diss. Philipps-Universität Marburg, Institut für Kunstgeschichte.

Hille, R. Thomas: Modern Schools. A Century of Design for Education. Hoboken 2011.

Hillmann, Roman: Fertigteilästhetik. Die Entstehung eines eigenen Ausdrucks bei Bauten aus vorgefertigten Stahlbetonteilen. In: Buttler, Adrian von/Heuter, Christoph (Hg.): denkmal!moderne. Architektur der 60er Jahre: Wiederentdeckung einer Epoche (Jovis Diskurs). Berlin 2007, S. 80-87.

Hillmann, Roman: Ordnung und Vielfalt. Zur Architektur der 1960er Jahre. In: Philipp, Klaus Jan (Hg.): Rolf Gutbrod. Bauen in den Boomjahren der 1960er (Schriften des Südwestdeutschen Archivs für Architektur und Ingenieurbau (SAAI) am Karlsruher Institut für Technologie (KIT)). Salzburg/Wien 2011, S. 50-67.

Hillmann, Roman: Die erste Nachkriegsmoderne: Ästhetik und Wahrnehmung der westdeutschen Architektur 1945-63 (Forschungen zur Nachkriegsmoderne). Petersberg 2011. Zugl. Diss. Technische Universität Berlin, Institut für Kunstwissenschaft und Historische Urbanistik.

Hochschule Ulm: Von der SISU zur Hochschule Ulm.
<https://www.hs-ulm.de/wir/geschichte/> [Stand: 06.07.2015].

Hoffmann, Hilmar: Das Frankfurter Museumsufer. Geschichte, Entwicklung und Perspektiven einer kulturpolitischen Initiative. In: Lampugnani, Vittorio Magnago (Hg.): Museumsarchitektur in Frankfurt. 1980-1990. München 1990 (Ausst.-Kat. Museumsarchitektur in Frankfurt 1980-1990, Deutsches Architekturmuseum, Frankfurt am Main 1990), S. 13-20.

Hoffmann-Axthelm, Dieter: Die Suche nach dem Bauherrn. Zur Verfahrensgeschichte des Akademie-Neubaus. In: Bauwelt (2005) 13, S. 20-29.

Hollein, Hans: Ausstellen, Aufstellen, Abstellen. Überlegungen zur Aufgabe des Museums für Moderne Kunst. In: Der Magistrat der Stadt Frankfurt am Main (Hg.): Hans Hollein. Museum für Moderne Kunst Frankfurt am Main (Schriftenreihe des Hochbauamtes zu Bauaufgaben der Stadt Frankfurt am Main, Bd. 22). Berlin 1991, S. 16-27.

Hopfner, Karin/Simon-Philipp, Christina: Größer, höher, dichter. Wohnungs- und Städtebau der 1960er und 1970er Jahre. In: Hopfner, Karin/Christina/Wolf, Claus (Hg.): Größer, höher, dichter. Wohnen in Siedlungen der 1960er und 1970er Jahre in der Region Stuttgart, Stuttgart/Zürich 2012, S. 14-17.

Hopfner, Karin/ Simon-Philipp, Christina/Wolf, Claus (Hg.): Größer, höher, dichter. Wohnen in Siedlungen der 1960er und 1970er Jahre in der Region Stuttgart, Stuttgart/Zürich 2012.

Hubeli, Ernst: Die Umkehrung der modernen Metapher. Hysolar Forschungs- und Institutsgebäude der Universität Stuttgart, 1987. In: Werk, Bauen und Wohnen 75 (1988), S. 38-43.

Hübsch, Reinhard: Er schuf das offene Gesicht der Bonner Republik. Günter Behnisch, der bedeutendste deutsche Architekt der letzten Jahrzehnte, ist gestorben. In: Tages-Anzeiger (14.07.2010).
<http://www.tagesanzeiger.ch/kultur/architektur/Er-schuf-das-offene-Gesicht-der-Bonner-Republik-/story/19795569> [Stand: 27.02.2016].

Hunter, Sam: Museum of Modern Art. New York 1984.

Iden, Peter: Seine Haltung. Günter Behnisch zum Gruß. In: Städtische Kunstsammlungen Chemnitz (Hg.): Günter Behnisch zum 75. Geburtstag. Eine Festschrift. Chemnitz 1997, S. 18-19.

Janofske, Eckehard: Architektur-Räume. Idee und Gestalt bei Hans Scharoun. Braunschweig/Wiesbaden 1984.

Jaspert, Reinhard (Hg.): Handbuch moderner Architektur. Eine Kunstgeschichte der Architektur unserer Zeit vom Einfamilienhaus bis zum Städtebau (Reihe der Handbücher). Berlin 1957.

Jencks, Charles: Die Sprache der postmodernen Architektur. Die Entstehung einer alternativen Tradition. 2. Aufl. Stuttgart 1978.

Jencks, Charles: Die Meta-Erzählung der Postmoderne. In: Flagge, Ingeborg/Schneider, Romana (Hg.): Die Revision der Postmoderne. Post-modernism revisited. Berlin 2004 (Ausst.-Kat. Die Revision der Postmoderne. In memoriam Heinrich Klotz, Deutsches Architekturmuseum, Frankfurt am Main 2004), S. 12-31.

- Joachimides, Alexis: Museums-geschichte in Kassel. 2013.
www.museumsgeschichte.uni-kassel.de [Stand: 15.02.2016].
- Joedicke, Jürgen: Die Stuttgarter Schule. Die Entwicklung der Architekturabteilung zwischen 1918 und 1945. In: Voigt, Johannes H. (Hg.): Festschrift zum 150jährigen Bestehen der Universität Stuttgart (Beiträge zur Geschichte der Universität, Bd. 2). Stuttgart 1979, S. 438-450.
- Joedicke, Jürgen: Architekturgeschichte des 20. Jahrhunderts. Von 1950 bis zur Gegenwart. Stuttgart/Zürich 1998.
- Johnson, Philip: Vorwort. In: Johnson, Philip/Wigley, Mark (Hg.): Dekonstruktivistische Architektur. Stuttgart 1988, S. 7-9.
- Johnson, Philip/Wigley, Mark (Hg.): Dekonstruktivistische Architektur. Stuttgart 1988.
- Juckel, Lothar: Plädoyer für einen neuen Schulbau. In: Schulbauinstitut der Länder in Berlin (Hg.): Schulbauinstitut der Länder in Berlin (Hg.): Baut Schulen! Schulbau als pädagogische Aufgabe. Bericht über den Tag des Schulbaus anlässlich der 2. Internationalen Schulausstellung in Dortmund am 8. Juni 1967, veranstaltet vom Schulbauinstitut und der Stadt Dortmund (Schriften des Schulbauinstituts, Bd. 12). Berlin 1968, S. 4-14.
- Junghanns, Kurt: Bruno Taut. 1880 - 1938 (Schriften des Instituts für Städtebau und Architektur). 2., überarb. und erw. Aufl. Berlin 1983.
- Kähler, Gert: Schön schief. In: architektur & wohnen (1989) 5, S. 125-129.
- Kähler, Gert: Schokolade ja, aber Edelbitter. Dekonstruktivismus, Maschine und Utopie. In: Kähler, Gert (Hg.): Dekonstruktion? Dekonstruktivismus? Aufbruch ins Chaos oder neues Bild der Welt? (Bauwelt-Fundamente). Braunschweig/Wiesbaden 1991, S. 13-37.
- Kähler, Gert (Hg.): Dekonstruktion? Dekonstruktivismus? Aufbruch ins Chaos oder neues Bild der Welt? (Bauwelt-Fundamente). Braunschweig/Wiesbaden 1991.
- Kähler, Gert: Der Sinn der Leichtigkeit. Das Architekturbüro Behnisch und Partner demonstriert im schwäbischen Lorch, wie human Schularchitektur im Idealfall sein kann. In: Süddeutsche Zeitung (14./15. August 2004).
- Kammerer, Hans: Einige Anmerkungen zu Günter Behnisch. In: Städtische Kunstsammlungen Chemnitz (Hg.): Günter Behnisch zum 75. Geburtstag. Eine Festschrift. Chemnitz 1997, S. 24-27.
- Karg, Detlef (Hg.): Bildung und Denkmalpflege. 78. Tag für Denkmalpflege; Jahrestagung der Vereinigung der Landesdenkmalpfleger in der Bundesrepublik Deutschland; Brandenburg an der Havel, 16.-19. Mai 2010 (Forschungen und Beiträge zur Denkmalpflege im Land Brandenburg, Bd. 12). Worms 2010.
- Key, Ellen/ Herrmann, Ulrich (Hg.): Das Jahrhundert des Kindes. Weinheim/Basel 1992.
- Kiem, Karl: Die Freie Universität Berlin (1967-1973). Hochschulbau, Team-X-Ideale und tektonische Phantasie. Weimar 2008.
- Kirsch, Karin: Die Weißenhofsiedlung. Werkbund-Ausstellung „Die Wohnung“, Stuttgart 1927. Stuttgart 1987.
- Kleinmanns, Joachim (Hg.): Fritz Leonhardt 1909-1999. Die Kunst des Konstruierens. Stuttgart 2009.
- Klett, Arnulf: Geleitwort. In: Budde, Ferdinand/Theil, Hans Wolfram (Hg.): Schulen. Handbuch für die Planung und Durchführung von Schulbauten (Handbücher zur Bau- und Raumgestaltung). München 1969, S. 5-6.

- Klotz, Heinrich (Hg.): Revision der Moderne. Postmoderne Architektur 1960-1980. München 1984 (Ausst.-Kat. Die Revision der Moderne: Postmoderne Architektur 1960-1980, Deutsches Architekturmuseum, Frankfurt am Main 1984).
- Klotz, Heinrich: Stadtmauer und Urhütte. In: Lampugnani, Vittorio Magnago (Hg.): Museumsarchitektur in Frankfurt. 1980-1990. München 1990 (Ausst.-Kat. Museumsarchitektur in Frankfurt 1980-1990, Deutsches Architekturmuseum, Frankfurt am Main 1990), S. 150-151.
- Klotz, Heinrich: Dualität. In: Der Magistrat der Stadt Frankfurt am Main (Hg.): Hans Hollein. Museum für Moderne Kunst Frankfurt am Main (Schriftenreihe des Hochbauamtes zu Bauaufgaben der Stadt Frankfurt am Main, Bd. 22). Berlin 1991, S. 69-73.
- Kluge, Volker; Zimmermann, Harf: Olympiastadion Berlin. Steine beginnen zu reden. Berlin 1999.
- Knödler, Thomas: Sanierung eines Meilensteins der Nachkriegsmoderne als planerische Herausforderung. In: Ministerium für Finanzen Baden-Württemberg (Hg.): Hochschule Ulm. Sanierung Campus Prittwitzstraße 1999-2012. Stuttgart 2012, S. 14-21.
- Koller, Christian (Hg.): Sport als städtisches Ereignis (Stadt in der Geschichte, 33). Ostfildern 2008.
- Körner, Sabine: Transparenz in Architektur und Demokratie. Dortmund 2003. Zugl. Diss. Universität Dortmund, Fakultät für Bauwesen 2001.
- Kraft, Simone: Dekonstruktivismus in der Architektur? Eine Analyse der Ausstellung „Deconstructivist Architecture“ im New Yorker Museum of Modern Art 1988 (Architekturen, Bd. 27). Bielefeld 2015. Zugl. Diss. Eberhard Karls Universität Tübingen, Kunsthistorisches Institut.
- Krajewski, Hans/Wilhelm, Günter: Schulbau in Skandinavien ein Reisebericht. Bremen/Stuttgart 1951.
- Kramer, Ferdinand: München und die Olympischen Spiele 1972. In: Koller, Christian (Hg.): Sport als städtisches Ereignis (Stadt in der Geschichte, 33). Ostfildern 2008, S. 239-252.
- Krämer, Karl (Hg.): Bauten der Olympischen Spiele 1972 München (architekturwettbewerbe, Sonderheft). Stuttgart/Bern 1969.
- Krämer, Stefan: Neues Wohnen in neuen Städten? In: Hopfner, Karin/ Simon-Philipp, Christina/Wolf, Claus (Hg.): Größer, höher, dichter. Wohnen in Siedlungen der 1960er und 1970er Jahre in der Region Stuttgart, Stuttgart/Zürich 2012, S. 28-33.
- Krämer, Steffen: „Urbanität durch Dichte“- Die neue Maxime im deutschen Städte- und Siedlungsbau der 1960er Jahre. In: Buttlar, Adrian von/Heuter, Christoph (Hg.): denkmal!moderne. Architektur der 60er Jahre: Wiederentdeckung einer Epoche (Jovis Diskurs). Berlin 2007, S. 106-115.
- Krämer, Steffen: Charles Jencks und das Prinzip der Doppel-, Mehr- und Überkodierung (2009). www.kunstgeschichte-ejournal.net/79/1/Kr%C3%A4mer_Charles_Jencks.pdf. [Stand: 14.03.2016].
- Krauskopf, Kai/ Lippert, Hans-Georg/Zaschke, Kerstin (Hg.): Neue Tradition. Konzepte einer antimodernen Moderne in Deutschland von 1920 bis 1960. Dresden 2009.
- Kreidt, Hermann/ Pohl, Wolfgang/ Hegger, Manfred: Schule als Bestandteil der städtischen Umgebung - eine Kritik der Groß-Schule. In: Kreidt, Hermann/ Pohl, Wolfgang/ Hegger, Manfred (Hg.): Schulbau (Entwurf und Planung, Bd. 1 Sekundarstufe I und II). München 1974, S. 181-189.

- Kreidt, Hermann/ Pohl, Wolfgang/ Hegger, Manfred (Hg.): Schulbau (Entwurf und Planung, Bd. 1 Sekundarstufe I und II). München 1974.
- Kroner, Walter: Schule im Wandel - Wandel im Schulbau. Stuttgart 1975.
- Kühn, Christian: Rationalisierung und Flexibilität: Schulbaudiskurse der 1960er und 70er Jahre. In: Böhme, Jeanette (Hg.): Schularchitektur im interdisziplinären Diskurs. Territorialisierungskrise und Gestaltungsperspektiven des schulischen Bildungsraums. Wiesbaden 2009, S. 283-298.
- Kuhnert, Nikolaus/Ngo, Anh-Linh: Die Klotz-Tapes. Das Making-of der Postmoderne. In: ARCH+ 47 (2014), S. 4-7.
- Kultusministerium Baden-Württemberg (Hg.): Bildung in neuer Sicht. Rationalisierung im Schulbau: Raumprogramme, Planungshinweise, Kostenrichtwerte (Schriftenreihe des Kultusministeriums Baden-Württemberg zur Bildungsforschung, Bildungsplanung, Bildungspolitik). Villingen 1968 (Empfehlungen des Arbeitskreises Schulhaus- und Sportstättenbau des Kultusministeriums Baden-Württemberg).
- Kurzhaus, Anna: Eine Stadt verändert sich. In: Haus der Bayerischen Geschichte (Hg.): München '72. Bobingen 2010, S. 8-11.
- Küster, Jürgen: Ein Postmuseum für die Stadt der Post. Das Bundespostmuseum 1958-1985. In: Gnegel, Frank (Hg.): Museum für Kommunikation Frankfurt. Geschichte, Sammlungen, Architektur. Frankfurt am Main 2008, S. 34-55.
- Lampugnani, Vittorio Magnago: Die Diskussion um die Chimäre. Fragmente zur Architektur der Demokratie. In: Der Architekt (1980) 2, S. 80-82.
- Lampugnani, Vittorio Magnago: Die historische Stadt ergänzen, umdeuten, warten. In: Lampugnani, Vittorio Magnago (Hg.): Museumsarchitektur in Frankfurt. 1980-1990. München 1990 (Ausst.-Kat. Museumsarchitektur in Frankfurt 1980-1990, Deutsches Architekturmuseum, Frankfurt am Main 1990), S. 9-12.
- Lampugnani, Vittorio Magnago (Hg.): Museumsarchitektur in Frankfurt. 1980-1990. München 1990 (Ausst.-Kat. Museumsarchitektur in Frankfurt 1980-1990, Deutsches Architekturmuseum, Frankfurt am Main 1990).
- Lampugnani, Vittorio Magnago: Die Stadt im 20. Jahrhundert Visionen, Entwürfe, Gebautes. Bd. 1. Berlin 2010.
- Landeshauptstadt München (Hg.): Münchner Leben. 1972 Olympiastadt München (Offizielles Sonderheft der Landeshauptstadt München, Bd. 11). München 1966.
- Landeshauptstadt Stuttgart: Stuttgarter Stäffele.
<http://www.stuttgart.de/item/show/14954> [Stand: 01.12.2014].
- Lange, Ralf: Architektur und Städtebau der sechziger Jahre. Planen und Bauen in der Bundesrepublik Deutschland und der DDR von 1960 bis 1975 (Schriftenreihe des Deutschen Nationalkomitees für Denkmalschutz, Bd. 65). Bonn 2003.
- Langenberg, Silke: Bauten der Boomjahre. Architektonische Konzepte und Planungstheorien der 60er und 70er Jahre. Dortmund 2006. Zugl. Diss. Universität Dortmund, Fakultät Bauwesen.
- Langenberg, Silke: Suche nach Systemen. Hochschulbau in der Bundesrepublik (1960-1980). In: Hassler, Uta/Dumont d'Ayot, Catherine (Hg.): Bauten der Boomjahre, Paradoxien der Erhaltung. Tagungsband des Instituts für Denkmalpflege und Bau-forschung der ETH Zürich. Gollion 2009, S. 164-181.
- Lilienthal, Eberhard: Die Bedeutung der Vorfertigung im Schulbau. In: Studiengemeinschaft für Fertigtbau e.V. (Hg.): Schulbau durch Vorfertigung (Spezialheft Querschnitt-Schriftenreihe der Rationalisierungs-Gemeinschaft Bauwesen im RKW, Bd. 13). Frankfurt am Main 1966, S. 9-10.

- Lindenthal, Wilmuth/Hofmann, Joachim: Dreizehn Jahre Sanierung der Hochschule Ulm. Konzepte und Erfahrungen. In: Ministerium für Finanzen Baden-Württemberg (Hg.): Hochschule Ulm. Sanierung Campus Prittwitzstraße 1999-2012. Stuttgart 2012, S. 26-35.
- Listl, Mathias: Gegenentwürfe zur Moderne. Paradigmenwechsel in Architektur und Design 1945-1975 (Studien zur Kunst, Bd. 31). Köln 2014. Zugl. Diss. Universität Regensburg, Fakultät für Philosophie-, Geschichts- und Gesellschaftswissenschaften.
- Löwenhauser, Paul: Vom Wettbewerb zur Bauplanung. In: Krämer, Karl (Hg.): Bauten der Olympischen Spiele 1972 München (architekturwettbewerbe, Sonderheft). Stuttgart/Bern 1969, S. III/1-III/8.
- Lüchinger, Arnulf: Strukturalismus in Architektur und Städtebau (Dokumente der modernen Architektur, Bd. 14). Stuttgart 1981.
- Ludovico, Fabian: Karl Otto – Architekt und Lehrer. Ein biographischer Beitrag zur deutschen Nachkriegsmoderne. Marburg 2010. Zugl. Diss. Heidelberg, Institut für Europäische Kunstgeschichte.
- Luley, Michael: Eine kleine Geschichte des deutschen Schulbaus. Vom späten 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart (Erziehungskonzeptionen und Praxis, Bd. 47). Frankfurt am Main 2000.
- Lupfer, Gilbert: Architektur der fünfziger Jahre in Stuttgart (Stuttgarter Studien, Bd. 10). Tübingen und Stuttgart 1997. Zugl. Dissertation Universität Tübingen.
- Mack, Berthold: Die Fassadenkonstruktion. In: Deutscher Bundestag mit dem Bundesministerium für Raumordnung, Bauwesen und Städtebau (Hg.)/Steckeweh, Carl: Deutscher Bundestag Bonn. Neubau des Plenar- und Präsidialbereiches. Bonn 1993, S. 26-29.
- Meissner, Irene/Möller, Eberhard: Werkverzeichnis. Überdachung der Hauptsportstätten im Olympiapark München. In: Nerdinger, Winfried (Hg.): Frei Otto - das Gesamtwerk. Leicht bauen, natürlich gestalten. Basel/ Boston/Berlin 2005 (Ausst.-Kat. Frei Otto - Leicht Bauen, natürlich gestalten, Architekturmuseum der TU München in der Pinakothek der Moderne, München 2005), S. 260-269.
- Meyer-Künzel, Monika: Städtebau der Weltausstellungen und Olympischen Spiele. Stadtentwicklung der Veranstaltungsorte. Hamburg u.a. 1999. Zugl. Diss. Technischen Universität Carolo-Wilhelmina zu Braunschweig, Fachbereich Architektur. <http://www.digibib.tu-bs.de/?docid=00001074> [Stand: 32.02.2016].
- Meyn, Boris: Die Entwicklungsgeschichte des Hamburger Schulbaus (Schriften zur Kulturwissenschaft, Bd. 18). Hamburg 1998. Zugl. Diss. Universität Hamburg.
- Ministerium für Finanzen Baden-Württemberg (Hg.): Hochschule Ulm. Sanierung Campus Prittwitzstraße 1999-2012. Stuttgart 2012. https://mfw.baden-wuerttemberg.de/fileadmin/redaktion/m-mfw/intern/Dateien/Publikationen/Bau_und_Immobilien/Hochschule_Ulm_2012.pdf [Stand: 20.02.2016].
- Mitscherlich, Alexander: Die Unwirtlichkeit unserer Städte (Edition Suhrkamp, Bd. 123). Frankfurt am Main 1965.
- Mönninger, Michael: Die Quadratur des Dreiecks. In: Lampugnani, Vittorio Magnago (Hg.): Museumsarchitektur in Frankfurt. 1980-1990. München 1990 (Ausst.-Kat. Museumsarchitektur in Frankfurt 1980-1990, Deutsches Architekturmuseum, Frankfurt am Main 1990), S. 85-87.

- muenchenarchitektur: Olympiapark München.
<http://www.muenchenarchitektur.com/architekturhighlights/18-sonderbauten/20803-olympiapark> [Stand: 15.02.2016].
- Müller, Hermann: o. T. In: Staatliche Ingenieurschule Ulm (Hg.): Staatliche Ingenieurschule Ulm. Zur Einweihung am 18. Mai 1963. Ulm 1963, S. 2.
- Müller-Raemisch, Hans-Reiner: Urbanität durch Dichte. In: Müller-Raemisch, Hans-Reiner (Hg.): Leitbilder und Mythen in der Stadtplanung. 1945-1985. Frankfurt am Main 1990, S. 59-89.
- Müller-Raemisch, Hans-Reiner: Die Postmoderne (Die 80er Jahre). In: Müller-Raemisch, Hans-Reiner (Hg.): Leitbilder und Mythen in der Stadtplanung. 1945-1985. Frankfurt am Main 1990, S. 139-169.
- Müller-Raemisch, Hans-Reiner (Hg.): Leitbilder und Mythen in der Stadtplanung. 1945-1985. Frankfurt am Main 1990.
- Naredi-Rainer, Paul von: Entwurfsatlas Museumsbau. Basel 2004.
- Necker, Sylvia: Konstanty Gutschow (1902-1978). Modernes Denken und volksgemeinschaftliche Utopie eines Architekten (Forum Zeitgeschichte, Sonderband). München 2012.
- Nerdinger, Winfried: Materialästhetik und Rasterbauweise. Zum Charakter der Architektur der 50er Jahre. In: Durth, Werner/Gutschow, Niels (Hg.): Architektur und Städtebau der fünfziger Jahre. Ergebnisse der Fachtagung in Hannover 1990 (Schriftenreihe des Deutschen Nationalkomitees für Denkmalschutz, Bd. 41). Bonn 1990, S. 38-49.
- Nerdinger, Winfried: Politische Architektur. Betrachtungen zu einem problematischen Begriff. In: Flagge, Ingeborg/Stock, Wolfgang Jean (Hg.): Architektur und Demokratie. Bauen für die Politik von der amerikanischen Revolution bis zur Gegenwart. Stuttgart 1992 (Herausgegeben für den Deutschen Bundestag), S. 10-31.
- Nerdinger, Winfried: Aufbrüche und Kontinuitäten. In: Nerdinger, Winfried (Hg.): Architektur der Wunderkinder. Aufbruch und Verdrängung in Bayern 1945-1960. Salzburg/München 2005 (Ausst.-Kat. Architektur der Wunderkinder. Aufbruch und Verdrängung in Bayern 1945-1960, Architekturmuseum der TU München in der Pinakothek der Moderne, München 2005), S. 9-23.
- Nerdinger, Winfried (Hg.): Architektur der Wunderkinder. Aufbruch und Verdrängung in Bayern 1945 - 1960. Salzburg/München 2005 (Ausst.-Kat. Architektur der Wunderkinder. Aufbruch und Verdrängung in Bayern 1945-1960, Architekturmuseum der TU München in der Pinakothek der Moderne, München 2005).
- Nerdinger, Winfried (Hg.): Frei Otto – das Gesamtwerk. Leicht bauen, natürlich gestalten. Basel/ Boston/Berlin 2005 (Ausst.-Kat. Frei Otto – Leicht Bauen, natürlich gestalten, Architekturmuseum der TU München in der Pinakothek der Moderne, München 2005).
- Nerdinger, Winfried (Hg.): Architektur+Sport. Vom antiken Stadion zur modernen Arena. Wolfratshausen 2006 (Ausst.-Kat. Architektur+Sport. Vom antiken Stadion zu modernen Arena, Architekturmuseum der TU München in der Pinakothek der Moderne, München 2006).
- O. A.: Einweihung der Vogelsangschule. In: Amtsblatt der Stadt Stuttgart (9. Februar 1961), S. 6.

- o. A.: Günter Behnisch tot. Architekt des gläsernen Deutschlands. In: Spiegel Online (12.07.2010).
<http://www.spiegel.de/kultur/gesellschaft/guenter-behnisch-tot-architekt-des-glaesernen-deutschlands-a-706132.html> [Stand: 27.02.2016].
- o. A.: Paul Bonatz Preis 1963. In: Deutsche Bauzeitung (1963) 12, S. 995-997.
- o. A.: Vogelsangschule. In: Baumeister 61 (1964) 3, S. 229-234.
- o. A.: Wettbewerb. In: Krämer, Karl (Hg.): Bauten der Olympischen Spiele 1972 München (architekturwettbewerbe, Sonderheft). Stuttgart/Bern 1969, S. II/1-II/24.
- Oberhänsli, This: Vom „Eselstall“ zum Pavillonschulhaus. Volksschulhausbauten anhand ausgewählter Luzerner Beispiele zwischen 1850 und 1950. Luzern 1996.
- Olympia-Baugesellschaft: Aufgabe, Programm des Wettbewerbs. In: Bauten der Olympischen Spiele 1972 München (architekturwettbewerbe, Sonderheft). Stuttgart/Bern 1969, S. I/4-12, S. I/4.
- Otto, Karl: Berufsschulen, Fachschulen, Höhere Fachschulen. In: Otto, Karl (Hg.): Schulbau. Berufsschulen, Fachschulen, Höhere Fachschulen (Bd. 2). Stuttgart 1965, S. 12-19.
- Otto, Karl (Hg.): Schulbau. Berufsschulen, Fachschulen, Höhere Fachschulen (Bd. 2). Stuttgart 1965.
- Pahl, Jürgen: Architekturtheorie des 20. Jahrhunderts. Zeit-Räume. München 1999.
- Pehnt, Wolfgang: Den Ort suchen, den Ort setzten. Günter Behnisch und Oswald Mathias Ungers im Gespräch. In: Pehnt, Wolfgang (Hg.): Die Erfindung der Geschichte. Aufsätze und Gespräche zur Architektur unseres Jahrhunderts. München 1989, S. 171-187.
- Pehnt, Wolfgang: Das Museum als Ausstellungsgegenstand. In: Pehnt, Wolfgang (Hg.): Die Erfindung der Geschichte. Aufsätze und Gespräche zur Architektur unseres Jahrhunderts. München 1989, S. 228-233.
- Pehnt, Wolfgang: Uferpromenaden – Kunstpfade – Gratwanderungen. In: Lampugnani, Vittorio Magnago (Hg.): Museumsarchitektur in Frankfurt. 1980-1990. München 1990 (Ausst.-Kat. Museumsarchitektur in Frankfurt 1980-1990, Deutsches Architekturmuseum, Frankfurt am Main 1990), S. 21-28.
- Pehnt, Wolfgang (Hg.): Die Erfindung der Geschichte. Aufsätze und Gespräche zur Architektur unseres Jahrhunderts. München 1989.
- Pehnt, Wolfgang: Deutsche Architektur seit 1900. München 2005.
- Pehnt, Wolfgang: Wege ins Offene – Um Verständnis für die 60er Jahre bittend. In: Buttlar, Adrian von/Heuter, Christoph (Hg.): denkmal!moderne. Architektur der 60er Jahre: Wiederentdeckung einer Epoche (Jovis Diskurs). Berlin 2007, S. 6-13.
- Peters, Paulhans/Günther, Susanne/Schwarze, Dieter von: Vorwort. In: Peters, Paulhans (Hg.): Die neuen Schulen. Gesamtschulen, Schulzentren, Fachklassenprinzip, Flexibilität (e+p Entwurf und Planung, Bd. 3). München 1969, S. 7.
- Peters, Paulhans (Hg.): Die neuen Schulen. Gesamtschulen, Schulzentren, Fachklassenprinzip, Flexibilität (e+p Entwurf und Planung, Bd. 3). München 1969.
- Pfankuch, Peter (Hg.): Hans Scharoun. Bauten, Entwürfe, Texte (Schriftenreihe der Akademie der Künste, Bd. 10). Erstaussgabe 1974. Berlin 1993.

- Philipp, Klaus Jan: Die große Euphorie. Machbarkeitswahn und Freiheitsversprechen im Städtebau der 60er und 70er Jahre. In: Hassler, Uta/Dumont d'Ayot, Catherine (Hg.): Bauten der Boomjahre, Paradoxien der Erhaltung. Tagungsband des Instituts für Denkmalpflege und Bauforschung der ETH Zürich. Gollion 2009, S. 56-71.
- Philipp, Klaus Jan (Hg.): Rolf Gutbrod. Bauen in den Boomjahren der 1960er (Schriften des Südwestdeutschen Archivs für Architektur und Ingenieurbau (SAAI) am Karlsruher Institut für Technologie (KIT)). Salzburg/Wien 2011.
- Philipp, Klaus Jan: Die Stuttgarter Schule. Eine Rezeptionsgeschichte. In: Philipp, Klaus Jan/Renz, Kerstin (Hg.): Architekturschulen. Programm – Pragmatik – Propaganda. Tübingen und Berlin 2012, S. 39-51.
- Philipp, Klaus Jan/Renz, Kerstin (Hg.): Architekturschulen. Programm – Pragmatik – Propaganda. Tübingen und Berlin 2012.
- Picht, Georg: Die deutsche Bildungskatastrophe. Analyse und Dokumentation (Walter-Paperbacks. Die Diskussion). Freiburg im Breisgau 1964.
- Posener, Julius: Bewegung und Raum: Das Frankfurter Postmuseum. In: Schmidt, Johann-Karl/Zeller, Ursula (Hg.): Behnisch & Partner. Bauten 1952-1992. Stuttgart 1992 (Ausst.-Kat. Behnisch & Partner. Bauten 1952-1992, Galerie der Stadt Stuttgart, Stuttgart 1992). Stuttgart 1992, S. 43-45.
- Prochiner, Frank: Wendepunkte im Bauen. In: Hopfner, Karin/Christina/Wolf, Claus (Hg.): Größer, höher, dichter. Wohnen in Siedlungen der 1960er und 1970er Jahre in der Region Stuttgart, Stuttgart/Zürich 2012, S. 42-45.
- Protzmann, Hanskarl: o. T. In: Der Magistrat der Stadt Frankfurt am Main (Hg.): Hans Hollein. Museum für Moderne Kunst Frankfurt am Main (Schriftenreihe des Hochbauamtes zu Bauaufgaben der Stadt Frankfurt am Main, Bd. 22). Berlin 1991.
- Puhan-Schulz, Franziska: Museen und Stadtimagebildung. Amsterdam-Frankfurt/Main-Prag : ein Vergleich (Schriften zum Kultur- und Museumsmanagement). Bielefeld 2005. Zugl. Diss. Goethe-Universität Frankfurt am Main, Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie.
- Renz, Kerstin: Durchlüftet und modernisiert? Westdeutscher Schulbau der Ära Adenauer. In: Karg, Detlef (Hg.): Bildung und Denkmalpflege. 78. Tag für Denkmalpflege; Jahrestagung der Vereinigung der Landesdenkmalpfleger in der Bundesrepublik Deutschland ; Brandenburg an der Havel, 16.-19. Mai 2010 (Forschungen und Beiträge zur Denkmalpflege im Land Brandenburg, Bd. 12). Worms 2010, S. 187-193.
- Renz, Kerstin: Nehmen Sie doch ein freches Grau! Günter Wilhelm und die „Stuttgarter Schule“ der Nachkriegszeit. In: Philipp, Klaus Jan/Renz, Kerstin (Hg.): Architekturschulen. Programm - Pragmatik - Propaganda. Tübingen und Berlin 2012, S. 53-65.
- Riewoldt, Otto/Behnisch, Günter: Günter Behnisch (Interview). In: Ambiente (1989) 3, S. 80-94.
- Rittenauer, Daniel: München 1965. „Deutschland heimliche Hauptstadt“. In: Haus der Bayerischen Geschichte (Hg.): München `72. Bobingen 2010, S. 4-7.
- Röglin, Hans-Christian: Leitstudie für das Ausstellungskonzept des neuen Bundespostmuseums in Frankfurt/Main. Gesamtkonzept. Düsseldorf 1985.
- Rohlmann, Jenny: Neue Schulbaukonzepte in Nordrhein-Westfalen nach dem Zweiten Weltkrieg. Dargestellt am Beispiel der Gymnasien im Regierungsbezirk Münster (Schriften zur Kunstgeschichte, Bd. 5). Hamburg 2004. Zugl. Diss. Universität Münster.
- Roth, Alfred: Das neue Schulhaus. Zürich 1950.

- Rumpf, Peter: Transparente Disziplin. In: Lampugnani, Vittorio Magnago (Hg.): Museumsarchitektur in Frankfurt. 1980-1990. München 1990 (Ausst.-Kat. Museumsarchitektur in Frankfurt 1980-1990, Deutsches Architekturmuseum, Frankfurt am Main 1990), S. 165-167.
- Sabatke, Manfred: Ingenieurschule Ulm. Ein Bau der frühen 1960er Jahre aus industriell gefertigten Elementen. In: Ministerium für Finanzen und Wirtschaft Baden-Württemberg (Hg.): Hochschule Ulm. Sanierung Campus Prittwitzstraße 1999-2012. Stuttgart 2012.
- Sayah, Amber: Der Universitätscampus Pfaffenwald in Stuttgart-Vaihingen. In: Becker, Norbert/Quarthal, Franz (Hg.): Die Universität Stuttgart nach 1945. Geschichte – Entwicklungen – Persönlichkeiten. Ostfildern 2004, S. 94-103.
- Scharoun, Hans: Raum und Milieu der Schule. In: Bauen und Wohnen 15 (1961) 8, S. 12-22.
- Scharoun, Hans: Erläuterungsbericht Volksschule Darmstadt, 1951. Veröffentlicht in: Pfankuch, Peter (Hg.): Hans Scharoun. Bauten, Entwürfe, Texte (Schriftenreihe der Akademie der Künste, Bd. 10). Erstausgabe 1974. Berlin 1993, S. 193-199.
- Scheer, Thorsten (Hg.): Stadt der Architektur – Architektur der Stadt, Berlin 1900-2000. Berlin 2000 (Ausst.-Kat. Stadt der Architektur – Architektur der Stadt. Berlin 1900 - 2000, Neues Museum, Berlin 2000).
- Schiller, Kay/Young, Christopher: München 1972. Olympische Spiele im Zeichen des modernen Deutschland. Göttingen 2012.
- Schindler, Peter (Hg.): Datenhandbuch zur Geschichte des Deutschen Bundestages. Baden-Baden 1999.
- Schindler, Peter: Parlamentsgebäude in Bonn und Berlin. In: Schindler, Peter (Hg.): Datenhandbuch zur Geschichte des Deutschen Bundestages. Baden-Baden 1999, S. 3270-3400.
- Schlaich, Jörg: Das Olympiadach in München. Wie war das damals? Was hat es gebracht? In: Schmidt, Johann-Karl/Zeller, Ursula (Hg.): Behnisch & Partner. Bauten 1952-1992. Stuttgart 1992 (Ausst.-Kat. Behnisch & Partner. Bauten 1952-1992, Galerie der Stadt Stuttgart, Stuttgart 1992), S. 47-53.
- Schmidt, Dietrich W.: Idealismus und Dogmatik einer neophilen Architekturwelt - Richard Döcker. In: Becker, Norbert/Quarthal, Franz (Hg.): Die Universität Stuttgart nach 1945. Geschichte – Entwicklungen – Persönlichkeiten. Ostfildern 2004, S. 112-123.
- Schmidt, Johann-Karl/Zeller, Ursula (Hg.): Behnisch & Partner. Bauten 1952-1992. Stuttgart 1992 (Ausst.-Kat. Behnisch & Partner. Bauten 1952-1992, Galerie der Stadt Stuttgart, Stuttgart 1992).
- Schmidt, Rudolph: Volksschule und Volksschulbau. Von den Anfängen des niederen Schulwesens bis in die Gegenwart (Probleme der Erziehung, 3 u. 4). Wiesbaden 1967.
- Schmidt, Thomas: Werner March. Architekt des Olympia-Stadions: 1894-1976, Basel/Berlin/Boston 1992.
- Schmidt, Thomas: Olympische Stadien von 1896 bis 1988 (Landschaftsentwicklung und Umweltforschung, Bd. 11). Berlin 1994.
- Schmidt, Walter: Der Architektenwettbewerb für die XX. Olympischen Spiele 1972 in München. In: Der Architekt und Bauingenieur (1967) 3, S. 1-8.
- Schmucker, Alfred Bruno: Schulbau in Bayern 1945-1975. Von der Zwergschule zum Schulzentrum, vom Pavillon zur Großstruktur. Frankfurt am Main 2012. Zugl. Diss. Technische Universität München.

Schmucker, Alfred Bruno: Schulbau in Bayern 1945-1975. Von der Zwergschule zum Schulzentrum, vom Pavillon zur Großstruktur. Frankfurt am Main 2012. Zugl. Diss. Technische Universität München.

Schneider, Romana: Menschen bilden. Menschenbildung, Schulbau und Gesellschaft. In: Schneider, Romana/Nerdinger, Winfried/Wang, Wilfried (Hg.): Architektur im 20. Jahrhundert. Deutschland (Architektur im 20. Jahrhundert, Bd. 8). München /London/New York 2000 (Ausst.-Kat. Architektur im 20. Jahrhundert. Deutschland, Deutsches Architektur-Museum, Frankfurt am Main 2000), S. 315-325.

Schneider, Romana/Nerdinger, Winfried/Wang, Wilfried (Hg.): Architektur im 20. Jahrhundert. Deutschland (Architektur im 20. Jahrhundert, Bd. 8). München/London/New York 2000 (Ausst.-Kat. Architektur im 20. Jahrhundert. Deutschland, Deutsches Architektur-Museum, Frankfurt am Main 2000).

Scholz, Carola: Eine Stadt wird verkauft. Stadtentwicklung und Stadtmarketing - zur Produktion des Standort-Images am Beispiel Frankfurt. Frankfurt am Main 1989. Zugl. Diplomarbeit, Goethe-Universität Frankfurt, Fachbereich Gesellschaftswissenschaften.

Schreiner, Nadine: Vom Erscheinungsbild zum „Corporate Design“. Beiträge zum Entwicklungsprozess von Otl Aicher. Wuppertal 2005. Zugl. Diss. Bergischen Universität Wuppertal, Fachbereich Architektur-Design-Kunst.

<http://elpub.bib.uni-wuppertal.de/servlets/DerivateServlet/Derivate-1120/df0501.pdf> [Stand: 23.02.2016].

Schulbau heute. Vorträge und Entschliefungen bei der Schulbautagung in Stuttgart vom 7. bis 9. März 1950. Stuttgart 1950.

Schulbauinstitut der Länder in Berlin (Hg.): Baut Schulen! Schulbau als pädagogische Aufgabe. Bericht über den Tag des Schulbaus anlässlich der 2. Internationalen Schulausstellung in Dortmund am 8. Juni 1967, veranstaltet vom Schulbauinstitut und der Stadt Dortmund (Schriften des Schulbauinstituts, Bd. 12). Berlin 1968.

Schüler, Ute: "Yesterday, all my trouble seemed so far away". In: Hopfner, Karin/Simon-Philipp, Christina/Wolf, Claus (Hg.): Größer, höher, dichter. Wohnen in Siedlungen der 1960er und 1970er Jahre in der Region Stuttgart, Stuttgart/Zürich 2012, S. 20-23.

Siedler, Wolf Jobst/Niggemeyer/Elisabeth/Angreß, Gina: Die gemordete Stadt. 2. Aufl. Berlin 1964.

Sigel, Paul: Exponiert. Deutsche Pavillons auf Weltausstellungen. Berlin 2000. Zugl. Diss. Universität Tübingen.

Spengelin, Friedrich: Zusammenfassendes Gutachten zur zweiten Weiterbearbeitung. In: Bauwelt (1975) 29/30, S. 823-847.

Spieker, Elisabeth: Günter Behnisch – Die Entwicklung des architektonischen Werkes. Gebäude, Gedanken und Interpretationen. 2006. Zugl. Diss. Universität Stuttgart, Fakultät für Architektur und Stadtplanung.

<http://elib.uni-stuttgart.de/opus/volltexte/2006/2485/> [Stand: 05.01.2016].

Spieker, Elisabeth: Die Planung des Olympiadachs in München. Fritz Leonhardts Mitwirkung und Impulse. In: Kleinmanns, Joachim (Hg.): Fritz Leonhardt 1909-1999. Die Kunst des Konstruierens. Stuttgart 2009, S. S.118-125.

Spieker, Elisabeth: „Es muss doch nicht unbedingt immer ein Haus werden!“. Rolf Gutbrods Spuren im Werk von Günter Behnisch. In: Philipp, Klaus Jan (Hg.): Rolf Gutbrod. Bauen in den Boomjahren der 1960er (Schriften des Südwestdeutschen Archivs für Architektur und Ingenieurbau (SAAI) am Karlsruher Institut für Technologie (KIT)). Salzburg und Wien 2011, S. 122-139.

Spieker, Elisabeth: Das Modell Deutschland 72 - Dach und Landschaft von Behnisch & Partner als gebaute Utopie. In: Hennecke, Stefanie/Keller, Regine/Schneegans, Juliane (Hg.): Demokratisches Grün. Olympiapark München. Berlin 2013, S. 38-51.

Staatliche Ingenieurschule Ulm (Hg.): Staatliche Ingenieurschule Ulm. Zur Einweihung am 18. Mai 1963. Ulm 1963.

Stadt Frankfurt: Museumsufer.

https://www.frankfurt.de/sixcms/detail.php?id=2720&ffmpar%5B_id_inhalt%5D=8828 [Stand: 12.10.2015].

Stadt Lorch (Hg.): Hauptschule auf dem Schäfersfeld in Lorch. Festschrift anlässlich der Einweihung am 17. Dezember 1982. Plüderhausen 1982.

Städtische Kunstsammlungen Chemnitz (Hg.): Günter Behnisch zum 75. Geburtstag. Eine Festschrift. Chemnitz 1997.

Staib, Gerald/Dörrhöfer, Andreas/Rosenthal, Markus: Elemente + Systeme. Modulares Bauen: Entwurf, Konstruktion, neue Technologien (Edition Detail). München 2008.

Stauss, Kilian/Grillmeier, Josef A.: Maßstab Design - Spiele München 72. In: Hennecke, Stefanie/Keller, Regine/Schneegans, Juliane (Hg.): Demokratisches Grün. Olympiapark München. Berlin 2013, S. 52-73.

Steiner, Heinrich Albert: Zürich plant und baut Schulen. In: Schulbau heute. Vorträge und Entschlüsse bei der Schulbautagung in Stuttgart vom 7. bis 9. März 1950. Stuttgart 1950, S. 20-24.

Storz, Gerhard: o. T. In: Staatliche Ingenieurschule Ulm (Hg.): Staatliche Ingenieurschule Ulm. Anlässlich der Einweihung am 18. Mai 1963. Ulm 1963, S. 3.

Studiengemeinschaft für Fertigtbau e.V. (Hg.): Schulbau durch Vorfertigung (Spezialheft Querschnitt-Schriftenreihe der Rationalisierungs-Gemeinschaft Bauwesen im RKW, Bd. 13). Frankfurt am Main 1966.

Süssmuth, Rita: Demokratie als Bauherr. In: Der Architekt (1989) 10, S. 481-485.

Süssmuth, Rita: Vorwort. In: Flaggge, Ingeborg/Stock, Wolfgang Jean (Hg.): Architektur und Demokratie. Bauen für die Politik von der amerikanischen Revolution bis zur Gegenwart. Stuttgart 1992, S. 6-7.

Tausch, Gunnar: Die Historie als transparente Schicht. Günter Behnisch am. Pariser Platz. In: Archplus (1994) 122, S. 16-17

Technische Universität Berlin, Architekturmuseum: George Gilbert Scott (1811-1878) Reichstag, Berlin. Erster Wettbewerb (1872).

architekturmuseum.ub.tu-berlin.de/index.php?set=1&p=79&Daten=97912 [Stand: 15.02.2016].

Toman, Rolf: Klassizismus und Romantik. Architektur, Skulptur, Malerei, Zeichnung. Köln 2000.

Tourismus+Congress GmbH Frankfurt am Main: Museumsuferfest.

www.museumsuferfest.de/2015/ [Stand: 12.10.2015].

Traub, Johannes: Behnisch in Berlin. In: Bauwelt 85 (1994) 5, S. 183.

TripAdvisor: Frankfurt am Main.

www.tripadvisor.de/Attractions-g187337-Activities-Frankfurt_Hesse.html [Stand: 12.10.2015].

Tutu, Virgil: Strutture di Architettura. In: l'Arca (1987), S. 12-21.

- Valentien: Christoph: Günther Grzimek als Landschaftsarchitekt und Hochschullehrer. In: Hennecke, Stefanie/Keller, Regine/Schneegans, Juliane (Hg.): Demokratisches Grün. Olympiapark München. Berlin 2013, S. 128-136.
- Venturi, Robert: Komplexität und Widerspruch in der Architektur (Bauwelt Fundamente, Bd. 50). Unveränderter Nachdruck, Deutsche Originalausgabe 1978. Gütersloh/Berlin/Basel 2000.
- Verspohl, Franz-Joachim: Stadionbauten von der Antike bis zur Gegenwart. Regie und Selbsterfahrung der Massen. Gießen 1976.
- Vogel, Hans-Jochen: Die Amtskette. Meine 12 Münchner Jahre. Ein Erlebnisbericht. München 1972.
- Vogel, Hans-Jochen: Rede vor dem IOC am 25. April 1966. In: Landeshauptstadt München (Hg.): Münchner Leben. 1972 Olympiastadt München (Offizielles Sonderheft der Landeshauptstadt München, Bd. 11). München 1966, S. 18-19.
- Voigt, Johannes H. (Hg.): Festschrift zum 150jährigen Bestehen der Universität Stuttgart (Beiträge zur Geschichte der Universität, Bd. 2). Stuttgart 1979.
- Voigt, Wolfgang: Im Kern modern? Eine Verteidigung Paul Schmitthenners. In: Krauskopf, Kai/ Lippert, Hans-Georg/Zaschke, Kerstin (Hg.): Neue Tradition. Konzepte einer antimodernen Moderne in Deutschland von 1920 bis 1960. Dresden 2009, S. 69-95.
- Warnke, Martin (Hg.): Politische Architektur in Europa vom Mittelalter bis heute. Repräsentation und Gemeinschaft (DuMont-Taschenbücher). Köln 1984.
- Weber, Christiane: Der Deutsche Pavillon auf der Weltausstellung 1967 in Montréal. In: Philipp, Klaus Jan (Hg.): Rolf Gutbrod. Bauen in den Boomjahren der 1960er (Schriften des Südwestdeutschen Archivs für Architektur und Ingenieurbau (SAAI) am Karlsruher Institut für Technologie (KIT)). Salzburg und Wien 2011, S. 68-83.
- Wefing, Heinrich: Parlamentsarchitektur. Zur Selbstdarstellung der Demokratie in ihren Bauwerken. Eine Untersuchung am Beispiel des Bonner Bundeshauses (Beiträge zum Parlamentsrecht, Bd. 31). Berlin 1995.
- Weiss, Klaus Dieter: Freiheit ästhetisieren. Das Büro Behnisch & Partner. In: DBZ Deutsche Bauzeitschrift 39 (1991) 1, S. 27-34.
- Welsch, Wolfgang: Was war die Postmoderne - und was könnte aus ihr werden? In: Flagge, Ingeborg/Schneider, Romana (Hg.): Die Revision der Postmoderne. Postmodernism revisited. Berlin 2004 (Ausst.-Kat. Die Revision der Postmoderne. In memoriam Heinrich Klotz, Deutsches Architekturmuseum, Frankfurt am Main 2004), S. 32-39.
- Welzbacher, Christian: Die Staatsarchitektur der Weimarer Republik. Berlin 2006. Zugl. Diss. Freie Universität Berlin, Kunsthistorisches Institut.
- Werner, Thomas: Hintergründe und Entstehung. In: Werner, Thomas (Hg.): Das Deutsche Postmuseum. Heidelberg 1990, S. 5-9.
- Werner, Thomas (Hg.): Das Deutsche Postmuseum. Heidelberg 1990.
- Wesp, Rosemarie: „Es ist alles so schön hell hier“. Der Neubau des Deutschen Postmuseums 1990. In: Gnegel, Frank (Hg.): Museum für Kommunikation Frankfurt. Geschichte, Sammlungen, Architektur. Frankfurt am Main 2008, S. 78-111.
- Wigley, Mark: Dekonstruktivistische Architektur. In: Johnson, Philip/Wigley, Mark (Hg.): Dekonstruktivistische Architektur. Stuttgart 1988, S. 10-20.

Wilhelm, Günter: Wie können wir uns die Erfahrungen des Auslandes im Schulhausbau zunutze machen? In: Schulbau heute. Vorträge und Entschließungen bei der Schulbautagung in Stuttgart vom 7. bis 9. März 1950. Stuttgart 1950, S. 14-20.

Wimmer, Martin: Bauten der Olympischen Spiele. Leipzig 1975.

Wimmer, Martin: Stadionbauten. Handbuch und Planungshilfe. Berlin 2014.

Wünsche, Raimund: Sport in der Antike. In: Nerdinger, Winfried (Hg.): Architektur+Sport. Vom antiken Stadion zur modernen Arena. Wolfratshausen 2006 (Ausst.-Kat. Architektur+Sport. Vom antiken Stadion zu modernen Arena, Architekturmuseum der TU München in der Pinakothek der Moderne, München 2006), S. 15-43.

9 Abbildungsverzeichnis

Vgl. Teil II / II: Abbildungen.

- Abb. 01) Elsässer, Martin: Das Schulhaus gestern und heute. In: Jaspert, Reinhard (Hg.): Handbuch moderner Architektur. Eine Kunstgeschichte der Architektur unserer Zeit vom Einfamilienhaus bis zum Städtebau (Reihe der Handbücher). Berlin 1957, S. 613-672, S. 629.
- Abb. 02) Foto: Carina Eckart, 2012.
- Abb. 03) Foto: Carina Eckart, 2012.
- Abb. 04) Lupfer, Gilbert: Architektur der fünfziger Jahre in Stuttgart (Stuttgarter Studien, Bd. 10). Tübingen und Stuttgart 1997. Zugl. Dissertation Universität Tübingen, S. 159.
- Abb. 05) Foto: Carina Eckart, 2012.
- Abb. 06) Pehnt, Wolfgang: Deutsche Architektur seit 1900. München 2005, S. 266.
- Abb. 07) Pehnt, Wolfgang: Deutsche Architektur seit 1900. München 2005, S. 48.
- Abb. 08) Damus, Martin: Architekturform und Gesellschaftsform. Architektur und Städtebau unter dem Einfluss von Industrialisierung, Großvergesellschaftung und Globalisierung (Bd. 1: 1890-1945). Berlin 2010, S. 47.
- Abb. 09) Pehnt, Wolfgang: Deutsche Architektur seit 1900. München 2005, S. 103.
- Abb. 10) Durth, Werner/Gutschow, Niels: Träume in Trümmern. Planungen zum Wiederaufbau zerstörter Städte im Westen Deutschlands 1940-1950 (Schriften des Deutschen Architekturmuseums zur Architekturgeschichte und Architekturtheorie, 1: Konzepte). Braunschweig 1988, S. XVII.
- Abb. 11) Durth, Werner/Gutschow, Niels: Träume in Trümmern. Planungen zum Wiederaufbau zerstörter Städte im Westen Deutschlands 1940-1950 (Schriften des Deutschen Architekturmuseums zur Architekturgeschichte und Architekturtheorie, 1: Konzepte). Braunschweig 1988, S. 203.
- Abb. 12) Durth, Werner/Gutschow, Niels: Träume in Trümmern. Planungen zum Wiederaufbau zerstörter Städte im Westen Deutschlands 1940-1950 (Schriften des Deutschen Architekturmuseums zur Architekturgeschichte und Architekturtheorie, 1: Konzepte). Braunschweig 1988, S. 180.
- Abb. 13) Durth, Werner/Gutschow, Niels: Träume in Trümmern. Planungen zum Wiederaufbau zerstörter Städte im Westen Deutschlands 1940-1950 (Schriften des Deutschen Architekturmuseums zur Architekturgeschichte und Architekturtheorie, 1: Konzepte). Braunschweig 1988, S. 191.
- Abb. 14) Durth, Werner/Gutschow, Niels: Träume in Trümmern. Planungen zum Wiederaufbau zerstörter Städte im Westen Deutschlands 1940-1950 (Schriften des Deutschen Architekturmuseums zur Architekturgeschichte und Architekturtheorie, 1: Konzepte). Braunschweig 1988, S. 304.
- Abb. 15) Scheer, Thorsten (Hg.): Stadt der Architektur – Architektur der Stadt, Berlin 1900-2000. Berlin 2000 (Ausst.-Kat. Stadt der Architektur – Architektur der Stadt. Berlin 1900-2000, Neues Museum, Berlin 2000), S. 214.

- Abb. 16) Durth, Werner/Gutschow, Niels: Träume in Trümmern. Planungen zum Wiederaufbau zerstörter Städte im Westen Deutschlands 1940-1950 (Schriften des Deutschen Architekturmuseums zur Architekturgeschichte und Architekturtheorie, 1: Konzepte). Braunschweig 1988, S. 217.
- Abb. 17) Durth, Werner/Gutschow, Niels: Träume in Trümmern. Planungen zum Wiederaufbau zerstörter Städte im Westen Deutschlands 1940-1950 (Schriften des Deutschen Architekturmuseums zur Architekturgeschichte und Architekturtheorie, 1: Konzepte). Braunschweig 1988, S. 215.
- Abb. 18) Sigel, Paul: Exponiert. Deutsche Pavillons auf Weltausstellungen. Berlin 2000. Zugl. Diss. Universität Tübingen, S. 190.
- Abb. 19) Pfankuch, Peter (Hg.): Hans Scharoun. Bauten, Entwürfe, Texte (Schriftenreihe der Akademie der Künste, Bd. 10). Erstausgabe 1974. Berlin 1993, S. 252.
- Abb. 20) Pfankuch, Peter (Hg.): Hans Scharoun. Bauten, Entwürfe, Texte (Schriftenreihe der Akademie der Künste, Bd. 10). Erstausgabe 1974. Berlin 1993, S. 285.
- Abb. 21) Berger, Wilhelm: Schulbau von heute für morgen. Göttingen/Berlin/Frankfurt 1960, S. 27.
- Abb. 22) Junghanns, Kurt: Bruno Taut. 1880 - 1938 (Schriften des Instituts für Städtebau und Architektur). 2., überarb. und erw. Aufl. Berlin 1983, Abb. 266.
- Abb. 23) © Denkmalschutzbehörde Darmstadt/Herbig, Bärbel: Die Darmstädter Meisterbauten. Ein Beitrag zur Architektur der 50er Jahre. Darmstadt 2000. Zugl. Diss. Philipps-Universität Marburg, Institut für Kunstgeschichte, Abb. 10.
- Abb. 24) Pfankuch, Peter (Hg.): Hans Scharoun. Bauten, Entwürfe, Texte (Schriftenreihe der Akademie der Künste, Bd. 10). Erstausgabe 1974. Berlin 1993, S. 193.
- Abb. 25) Pfankuch, Peter (Hg.): Hans Scharoun. Bauten, Entwürfe, Texte (Schriftenreihe der Akademie der Künste, Bd. 10). Erstausgabe 1974. Berlin 1993, S. 193.
- Abb. 26) Roth, Alfred: Das neue Schulhaus. Zürich 1950, S. 102.
- Abb. 27) © Otto Pfeiffer/Brödner, Erika/Kroeker, Immanuel (Hg.): Moderne Schulen. München 1951, S. 53.
- Abb. 28) © gta Archiv /ETH Zürich, Albert Heinrich Steiner /Steiner, Heinrich Albert: Zürich plant und baut Schulen. In: Schulbau heute. Vorträge und Entschließungen bei der Schulbautagung in Stuttgart vom 7. bis 9. März 1950. Stuttgart 1950, S. 20-24, S. 21.
- Abb. 29) Krajewski, Hans/Wilhelm, Günter: Schulbau in Skandinavien ein Reisebericht. Bremen/Stuttgart 1951, S. 107.
- Abb. 30) Brödner, Erika/Kroeker, Immanuel (Hg.): Moderne Schulen. München 1951, S. 77.
- Abb. 31) Elsässer, Martin: Das Schulhaus gestern und heute. In: Jaspert, Reinhard (Hg.): Handbuch moderner Architektur. Eine Kunstgeschichte der Architektur unserer Zeit vom Einfamilienhaus bis zum Städtebau (Reihe der Handbücher). Berlin 1957, S. 613-672, S. 631.
- Abb. 32) © Behnisch & Partner/o. A.: Vogelsangschule. In: Baumeister 61 (1964) 3, S. 229-234, S. 231.

- Abb. 33) © Gottfried Planck/Behnisch & Partner/architektur-galerie am weißenhof (Hg): Günter Behnisch. Bauten in Stuttgart. Baunach 2003 (Ausst.-Kat. Günter Behnisch. Bauten in Stuttgart, architektur-galerie am weißenhof, Stuttgart 2003), S. 21.
- Abb. 34) © Gottfried Planck/Behnisch & Partner/architektur-galerie am weißenhof (Hg): Günter Behnisch. Bauten in Stuttgart. Baunach 2003 (Ausst.-Kat. Günter Behnisch. Bauten in Stuttgart, architektur-galerie am weißenhof, Stuttgart 2003), S. 22.
- Abb. 35) Foto: Carina Eckart, 2012.
- Abb. 36) Foto: Carina Eckart, 2012.
- Abb. 37) Foto: Carina Eckart, 2012.
- Abb. 38) © Behnisch & Partner/architektur-galerie am weißenhof (Hg): Günter Behnisch. Bauten in Stuttgart. Baunach 2003 (Ausst.-Kat. Günter Behnisch. Bauten in Stuttgart, architektur-galerie am weißenhof, Stuttgart 2003), S. 233.
- Abb. 39) Foto: Carina Eckart, 2012.
- Abb. 40) Foto: Carina Eckart, 2012.
- Abb. 41) Foto: Carina Eckart, 2012.
- Abb. 42) Foto: Carina Eckart, 2012.
- Abb. 43) Foto: Carina Eckart, 2012.
- Abb. 44) Foto: Carina Eckart, 2012
- Abb. 45) Gössel, Peter/Leuthäuser, Gabriele: Architektur des 20. Jahrhunderts. Köln 1990, S. 296.
- Abb. 46) Foto: Carina Eckart, 2012.
- Abb. 47) Lüchinger, Arnulf: Strukturalismus in Architektur und Städtebau (Dokumente der modernen Architektur, Bd. 14). Stuttgart 1981, S. 17.
- Abb. 48) Kiem, Karl: Die Freie Universität Berlin (1967-1973). Hochschulbau, Team-X-Ideale und tektonische Phantasie. Weimar 2008, S. 187.
- Abb. 49) Joedicke, Jürgen: Architekturgeschichte des 20. Jahrhunderts. Von 1950 bis zur Gegenwart. Stuttgart/Zürich 1998, S. 114.
- Abb. 50) Gössel, Peter/Leuthäuser, Gabriele: Architektur des 20. Jahrhunderts. Köln 2005, S. 389.
- Abb. 51) Düesberg, Christoph: Megastrukturen. Architekturutopien zwischen 1955 und 1975. Berlin 2013, S. 104.
- Abb. 52) © Steffen Krämer/Krämer, Steffen: „Urbanität durch Dichte“- Die neue Maxime im deutschen Städte- und Siedlungsbau der 1960er Jahre. In: Buttler, Adrian von/Heuter, Christoph (Hg.): denkmal!moderne. Architektur der 60er Jahre: Wiederentdeckung einer Epoche (Jovis Diskurs). Berlin 2007, S. 106-115, S. 108.
- Abb. 53) Staib, Gerald/Dörrhöfer, Andreas/Rosenthal, Markus: Elemente + Systeme. Modulares Bauen: Entwurf, Konstruktion, neue Technologien (Edition Detail). München 2008, S. 23.

- Abb. 54) Bender, R.; Schäfers, F.: Die Stahlkonstruktion für die Institutsgebäude IA, IB und IC der Ruhruniversität Bochum. In: Der Stahlbau 2, 1966, S. 52–56. Hier nach: Langenberg, Silke: Bauten der Boomjahre. Architektonische Konzepte und Planungstheorien der 60er und 70er Jahre. Dortmund 2006, 2. Aufl. 2011, Abb. 97, S. 189.
- Abb. 55) © Roman Hillmann/Hillmann, Roman: Fertigteilästhetik. Die Entstehung eines eigenen Ausdrucks bei Bauten aus vorgefertigten Stahlbetonteilen. In: Buttlar, Adrian von/Heuter, Christoph (Hg.): denkmal!moderne. Architektur der 60er Jahre: Wiederentdeckung einer Epoche (Jovis Diskurs). Berlin 2007, S. 80-87, S. 83.
- Abb. 56) © Wolfgang Pehnt/Pehnt, Wolfgang: Deutsche Architektur seit 1900. München 2005, S. 357.
- Abb. 57) Gössel, Peter/Leuthäuser, Gabriele: Architektur des 20. Jahrhunderts. Köln 2001, S. 320.
- Abb. 58) Staatliche Ingenieurschule Ulm (Hg.): Staatliche Ingenieurschule Ulm. Zur Einweihung am 18. Mai 1963. Ulm 1963, S. 16.
- Abb. 59) © Carlo Weber/Behnisch & Partner/Staatliche Ingenieurschule Ulm (Hg.): Staatliche Ingenieurschule Ulm. Zur Einweihung am 18. Mai 1963. Ulm 1963, S. 6.
- Abb. 60) © Behnisch & Partner/Staatliche Ingenieurschule Ulm (Hg.): Staatliche Ingenieurschule Ulm. Zur Einweihung am 18. Mai 1963. Ulm 1963, S. 8.
- Abb. 61) © Behnisch & Partner/Staatliche Ingenieurschule Ulm (Hg.): Staatliche Ingenieurschule Ulm. Zur Einweihung am 18. Mai 1963. Ulm 1963, S. 17.
- Abb. 62) © Behnisch & Partner/Staatliche Ingenieurschule Ulm (Hg.): Staatliche Ingenieurschule Ulm. Zur Einweihung am 18. Mai 1963. Ulm 1963, S. 17.
- Abb. 63) © Behnisch & Partner/Staatliche Ingenieurschule Ulm (Hg.): Staatliche Ingenieurschule Ulm. Zur Einweihung am 18. Mai 1963. Ulm 1963, S. 10.
- Abb. 64) © Behnisch & Partner/Otto, Karl (Hg.): Schulbau. Berufsschulen, Fachschulen, Höhere Fachschulen (Bd. 2). Stuttgart 1965, S. 71.
- Abb. 65) © Behnisch & Partner/Staatliche Ingenieurschule Ulm (Hg.): Staatliche Ingenieurschule Ulm. Zur Einweihung am 18. Mai 1963. Ulm 1963, S. 15.
- Abb. 66) Dreyer, Claus: Das Konkrete und die Architektur. 2009.
www.cloud-cuckoo.net/journal1996-2013/inhalt/de/heft/ausgaben/109/Dreyer/dreyer.php
 [Stand: 07.12.2015].
- Abb. 67) Wimmer, Martin: Bauten der Olympischen Spiele. Leipzig 1975, S. 16.
- Abb. 68) © Hans R. Goette/Wimmer, Martin: Stadionbauten. Handbuch und Planungshilfe. Berlin 2014, S. 19.
- Abb. 69) © Sami Suni/Wimmer, Martin: Stadionbauten. Handbuch und Planungshilfe. Berlin 2014, S. 26.
- Abb. 70) © Robert Pittman/Wimmer, Martin: Stadionbauten. Handbuch und Planungshilfe. Berlin 2014, S. 51.
- Abb. 71) © British Broadcasting Corporation/Wimmer, Martin: Stadionbauten. Handbuch und Planungshilfe. Berlin 2014, S. 69.
- Abb. 72) © Jared Irons/Wimmer, Martin: Stadionbauten. Handbuch und Planungshilfe. Berlin 2014, S. 71.

- Abb. 73) Wimmer, Martin: Bauten der Olympischen Spiele. Leipzig 1975, S. 98.
- Abb. 74) Wimmer, Martin: Bauten der Olympischen Spiele. Leipzig 1975, S. 99.
- Abb. 75) Schmidt, Thomas: Werner March. Architekt des Olympia-Stadions: 1894-1976, Basel/Berlin/Boston 1992, S. 37.
- Abb. 76) © Harf Zimmermann/Kluge, Volker; Zimmermann, Harf: Olympia-stadion Berlin. Steine beginnen zu reden. Berlin 1999, S. 14.
- Abb. 77) Schmidt, Thomas: Werner March. Architekt des Olympia-Stadions: 1894-1976, Basel/Berlin/Boston 1992, S. 75.
- Abb. 78) © Harf Zimmermann/Kluge, Volker; Zimmermann, Harf: Olympia-stadion Berlin. Steine beginnen zu reden. Berlin 1999, S. 51.
- Abb. 79) © Helsinki Kompuki/Wimmer, Martin: Stadionbauten. Handbuch und Planungshilfe. Berlin 2014, S. 91.
- Abb. 80) Wimmer, Martin: Bauten der Olympischen Spiele. Leipzig 1975, S. 110.
- Abb. 81) Wimmer, Martin: Bauten der Olympischen Spiele. Leipzig 1975, S. 115.
- Abb. 82) © Edgar López/Wimmer, Martin: Stadionbauten. Handbuch und Planungshilfe. Berlin 2014, S. 95.
- Abb. 83) © Behnisch & Partner/o. A.: Wettbewerb. In: Krämer, Karl (Hg.): Bauten der Olympischen Spiele 1972 München (architekturwettbewerbe, Sonderheft). Stuttgart/Bern 1969, S. II/1-II/24, S. II/2.
- Abb. 84) © Ewald Glesmann/Behnisch & Partner/o. A.: Wettbewerb. In: Krämer, Karl (Hg.): Bauten der Olympischen Spiele 1972 München (architekturwettbewerbe, Sonderheft). Stuttgart/Bern 1969, S. II/1-II/24, S. II/3.
- Abb. 85) © Timm Ohrt/o. A.: Wettbewerb. In: Krämer, Karl (Hg.): Bauten der Olympischen Spiele 1972 München (architekturwettbewerbe, Sonderheft). Stuttgart/Bern 1969, S. II/1-II/24, S. II/5.
- Abb. 86) © Heinle, Wischer und Partner/o. A.: Wettbewerb. In: Krämer, Karl (Hg.): Bauten der Olympischen Spiele 1972 München (architekturwettbewerbe, Sonderheft). Stuttgart/Bern 1969, S. II/1-II/24, S. II/8.
- Abb. 87) Spieker, Elisabeth: Die Planung des Olympiadachs in München. Fritz Leonhardts Mitwirkung und Impulse. In: Kleinmanns, Joachim (Hg.): Fritz Leonhardt 1909-1999. Die Kunst des Konstruierens. Stuttgart 2009, S. S.118-125, S. 119.
- Abb. 88) Spieker, Elisabeth: Die Planung des Olympiadachs in München. Fritz Leonhardts Mitwirkung und Impulse. In: Kleinmanns, Joachim (Hg.): Fritz Leonhardt 1909-1999. Die Kunst des Konstruierens. Stuttgart 2009, S. S.118-125, S. 120.
- Abb. 89) © Christian Kandzia/Behnisch & Partner/Schmidt, Johann-Karl/Zeller, Ursula (Hg.): Behnisch & Partner. Bauten 1952-1992. Stuttgart 1992 (Ausst.-Kat. Behnisch & Partner. Bauten 1952-1992, Galerie der Stadt Stuttgart, Stuttgart 1992), S. 76.
- Abb. 90) © Carlo Weber/Behnisch & Partner/Behnisch & Partner: Architekten Behnisch & Partner. Arbeiten aus den Jahren 1952-1987. Stuttgart 1987, S. 29.
- Abb. 91) © Carlo Weber/Behnisch & Partner/Behnisch & Partner: Architekten Behnisch & Partner. Arbeiten aus den Jahren 1952-1987. Stuttgart 1987, S. 28.

- Abb. 92) © Carlo Weber/ Behnisch & Partner/Behnisch & Partner: Architekten Behnisch & Partner. Arbeiten aus den Jahren 1952-1987. Stuttgart 1987, S. 28.
- Abb. 93) © Carlo Weber/Behnisch & Partner/Behnisch & Partner: Architekten Behnisch & Partner. Arbeiten aus den Jahren 1952-1987. Stuttgart 1987, S. 28.
- Abb. 94) © Carlo Weber/Behnisch & Partner/Behnisch & Partner/Joedicke, Jürgen: Architekturtheoretische Anmerkungen zum Entwurf. In: Krämer, Karl (Hg.): Bauten der Olympischen Spiele 1972 München (architekturwettbewerbe, Sonderheft). Stuttgart/Bern 1969, S. IV/10.
- Abb. 95) © Diego Delso, Wikimedia Commons, License CC-BY-SA-3.0/muenchenarchitektur: Olympiapark München.
<http://www.muenchenarchitektur.com/architekturhighlights/18-sonderbauten/20803-olympiapark> [Stand: 15.02.2016].
- Abb. 96) © Wilfried Mählmann/Wimmer, Martin: Stadionbauten. Handbuch und Planungshilfe. Berlin 2014, S. 109.
- Abb. 97) © Florian Aicher / Golling, Marcus: Spiele unter dem Regenbogen. 2012. www.augsburger-allgemeine.de/neu-ulm/Spiele-unter-dem-Regenbogen-id20083111.html?bild=1&article=20083111 [Stand: 15.02.2016].
- Abb. 98) Verspohl, Franz-Joachim: Stadionbauten von der Antike bis zur Gegenwart. Regie und Selbsterfahrung der Massen. Gießen 1976, S. 54.
- Abb. 99) © Atelier Frei Otto + Partner/Spieker, Elisabeth: Das Modell Deutschland 72 - Dach und Landschaft von Behnisch & Partner als gebaute Utopie. In: Hennecke, Stefanie/Keller, Regine/Schneegans, Juliane (Hg.): Demokratisches Grün. Olympiapark München. Berlin 2013, S. 38-51, S. 46.
- Abb. 100) © Schwöbel + Partner/Budde, Ferdinand/Theil, Hans Wolfram (Hg.): Schulen. Handbuch für die Planung und Durchführung von Schulbauten (Handbücher zur Bau- und Raumgestaltung). München 1969, S. 164.
- Abb. 101) Kroner, Walter: Schule im Wandel - Wandel im Schulbau. Stuttgart 1975, S. 69.
- Abb. 102) Kroner, Walter: Schule im Wandel - Wandel im Schulbau. Stuttgart 1975, S. 66.
- Abb. 103) Kroner, Walter: Schule im Wandel - Wandel im Schulbau. Stuttgart 1975, S. 88.
- Abb. 104) Budde, Ferdinand/Theil, Hans Wolfram (Hg.): Schulen. Handbuch für die Planung und Durchführung von Schulbauten (Handbücher zur Bau- und Raumgestaltung). München 1969, S. 97.
- Abb. 105) Foto: Renaat Fink.
- Abb. 106) Behnisch & Partner (Hg.): Bauten und Entwürfe 1952-1974. Stuttgart 1975, S. 72.
- Abb. 107) Kreidt, Hermann/Pohl, Wolfgang/Hegger, Manfred (Hg.): Schulbau (Entwurf und Planung, Bd. 1 Sekundarstufe I und II). München 1974, S. 14.

- Abb. 108) © Christian Kandzia/Behnisch & Partner/Schmidt, Johann-Karl/Zeller, Ursula (Hg.): Behnisch & Partner. Bauten 1952-1992. Stuttgart 1992 (Ausst.-Kat. Behnisch & Partner. Bauten 1952-1992, Galerie der Stadt Stuttgart, Stuttgart 1992), S. 82.
- Abb. 109) Behnisch & Partner (Hg.): Bauten und Entwürfe 1952-1974. Stuttgart 1975, S. 160.
- Abb. 110) Foto: Carina Eckart, 2012.
- Abb. 111) Foto: Carina Eckart, 2012.
- Abb. 112) © Christian Kandzia/Behnisch & Partner/Schmidt, Johann-Karl/Zeller, Ursula (Hg.): Behnisch & Partner. Bauten 1952-1992. Stuttgart 1992 (Ausst.-Kat. Behnisch & Partner. Bauten 1952-1992, Galerie der Stadt Stuttgart, Stuttgart 1992), S. 85.
- Abb. 113) © Behnisch & Partner/Schmidt, Johann-Karl/Zeller, Ursula (Hg.): Behnisch & Partner. Bauten 1952-1992. Stuttgart 1992 (Ausst.-Kat. Behnisch & Partner. Bauten 1952-1992, Galerie der Stadt Stuttgart, Stuttgart 1992), S. 84.
- Abb. 114) © Christian Kandzia/Behnisch & Partner/Schmidt, Johann-Karl/Zeller, Ursula (Hg.): Behnisch & Partner. Bauten 1952-1992. Stuttgart 1992 (Ausst.-Kat. Behnisch & Partner. Bauten 1952-1992, Galerie der Stadt Stuttgart, Stuttgart 1992), S. 86.
- Abb. 115) Foto: Carina Eckart, 2012.
- Abb. 116) Gössel, Peter/Leuthäuser, Gabriele: Architektur des 20. Jahrhunderts. Köln 1994, S.270.
- Abb. 117) © Behnisch & Partner/Behnisch & Partner: Architekten Behnisch & Partner. Arbeiten aus den Jahren 1952-1987. Stuttgart 1987, S. 161.
- Abb. 118) Foto: Carina Eckart, 2012.
- Abb. 119) Foto: Carina Eckart, 2012.
- Abb. 120) Foto: Carina Eckart, 2012.
- Abb. 121) Foto: Carina Eckart, 2012.
- Abb. 122) Foto: Carina Eckart, 2012.
- Abb. 123) © Behnisch & Partner/Gauzin-Müller, Dominique: Behnisch & Partner. 50 Jahre Architektur. Berlin 1997, S. 105.
- Abb. 124) Foto: Carina Eckart, 2012.
- Abb. 125) Foto: Carina Eckart, 2012.
- Abb. 126) © Behnisch & Partner/Gauzin-Müller, Dominique: Behnisch & Partner. 50 Jahre Architektur. Berlin 1997, S. 104.
- Abb. 127) © Archiv des ILEK, Institut für Leichtbau Entwerfen und Konstruieren, Universität Stuttgart/Nerdinger, Winfried (Hg.): Frei Otto - das Gesamtwerk. Leicht bauen, natürlich gestalten. Basel/ Boston/Berlin 2005 (Ausst.-Kat. Frei Otto - Leicht Bauen, natürlich gestalten, Architekturmuseum der TU München in der Pinakothek der Moderne, München 2005), S. 98.
- Abb. 128) © Frank Stepper/Schmidt, Johann-Karl/Zeller, Ursula (Hg.): Behnisch & Partner. Bauten 1952-1992. Stuttgart 1992 (Ausst.-Kat. Behnisch & Partner. Bauten 1952-1992, Galerie der Stadt Stuttgart, Stuttgart 1992), S. 95.

- Abb. 129) Foto: Carina Eckart, 2014.
- Abb. 130) © Behnisch & Partner/Behnisch & Partner: Architekten Behnisch & Partner. Arbeiten aus den Jahren 1952-1987. Stuttgart 1987, S. 239.
- Abb. 131) Gössel, Peter/Leuthäuser, Gabriele: Architektur des 20. Jahrhunderts. Köln 1990, S. 358.
- Abb. 132) Foto: Carina Eckart, 2014.
- Abb. 133) Foto: Carina Eckart, 2012.
- Abb. 134) © Christian Kandzia/Behnisch & Partner/Behnisch & Partner: Hysolar Institutsgebäude, Universität Stuttgart.
<http://www.behnisch-partner.de/projects/civic-buildings/hysolar-institute> [Stand: 15.02.2016].
- Abb. 135) Foto: Carina Eckart, 2012.
- Abb. 136) Foto: Carina Eckart, 2012.
- Abb. 137) Foto: Carina Eckart, 2012.
- Abb. 138) © COOP HIMMELB(L)AU/Coop Himmelblau: Architektur ist jetzt. Projekte, (Un) bauten, Aktionen, Statements, Zeichnungen, Texte, 1968-1983. Stuttgart 1983, S. 55.
- Abb. 139) © COOP HIMMELB(L)AU/Coop Himmelblau: Architektur ist jetzt. Projekte, (Un) bauten, Aktionen, Statements, Zeichnungen, Texte, 1968-1983. Stuttgart 1983, S. 9.
- Abb. 140) Joachimides, Alexis: Museumsgeschichte in Kassel. 2013.
www.museumsgeschichte.uni-kassel.de [Stand: 15.02.2016].
- Abb. 141) Naredi-Rainer, Paul von: Entwurfsatlas Museumsbau. Basel 2004, S. 22.
- Abb. 142) Toman, Rolf (Hg.): Klassizismus und Romantik. Köln 2000, S. 155.
- Abb. 143) Hunter, Sam: Museum of Modern Art. New York 1984, S. 21.
- Abb. 144) Favole, Paolo: Geschichte der Architektur. 20.|21. Jahrhundert. München /London/New York 2011, S. 54.
- Abb. 145) Gössel, Peter/Leuthäuser, Gabriele: Architektur des 20. Jahrhunderts. Köln 2005, S. 458.
- Abb. 146) Naredi-Rainer, Paul von: Entwurfsatlas Museumsbau. Basel 2004, S. 88.
- Abb. 147) © ORANGE BLU building solutions/Pehnt, Wolfgang: Deutsche Architektur seit 1900. München 2005, S. 410.
- Abb. 148) © Behnisch & Partner/Pehnt, Wolfgang (Hg.): Die Erfindung der Geschichte. Aufsätze und Gespräche zur Architektur unseres Jahrhunderts. München 1989, S. 59.
- Abb. 149) © ORANGE BLU building solutions/Pehnt, Wolfgang (Hg.): Die Erfindung der Geschichte. Aufsätze und Gespräche zur Architektur unseres Jahrhunderts. München 1989, S. 176.
- Abb. 150) © Richard Meier & Partners Architects/Lampugnani, Vittorio Magnago (Hg.): Museumsarchitektur in Frankfurt. 1980-1990. München 1990 (Ausst.-Kat. Museumsarchitektur in Frankfurt 1980-1990, Deutsches Architekturmuseum, Frankfurt am Main 1990), S. 107.
- Abb. 151) © Richard Meier & Partners Architects/Blaser, Werner (Hg.)/Meier, Richard: Bauen für die Kunst. Basel/Boston/Berlin 1990 (Aus dem Englischen übersetzt von Timothy Nissen), S. 59.

- Abb. 152) © Ungers Archiv für Architekturwissenschaften UAA/Lampugnani, Vittorio Magnago (Hg.): Museumsarchitektur in Frankfurt. 1980-1990. München 1990 (Ausst.-Kat. Museumsarchitektur in Frankfurt 1980-1990, Deutsches Architekturmuseum, Frankfurt am Main 1990), S. 138.
- Abb. 153) © Ungers Archiv für Architekturwissenschaften UAA/Lampugnani, Vittorio Magnago (Hg.): Museumsarchitektur in Frankfurt. 1980-1990. München 1990 (Ausst.-Kat. Museumsarchitektur in Frankfurt 1980-1990, Deutsches Architekturmuseum, Frankfurt am Main 1990), S. 139.
- Abb. 154) © Privataarchiv Hollein/Lampugnani, Vittorio Magnago (Hg.): Museumsarchitektur in Frankfurt. 1980-1990. München 1990 (Ausst.-Kat. Museumsarchitektur in Frankfurt 1980-1990, Deutsches Architekturmuseum, Frankfurt am Main 1990), S. 78.
- Abb. 155) Lampugnani, Vittorio Magnago (Hg.): Museumsarchitektur in Frankfurt. 1980-1990. München 1990 (Ausst.-Kat. Museumsarchitektur in Frankfurt 1980-1990, Deutsches Architekturmuseum, Frankfurt am Main 1990), S. 74.
- Abb. 156) © Museumsstiftung Post und Telekommunikation. Museum für Kommunikation Frankfurt/Wesp, Rosemarie: „Es ist alles so schön hell hier“. Der Neubau des Deutschen Postmuseums 1990. In: Gnegel, Frank (Hg.): Museum für Kommunikation Frankfurt. Geschichte, Sammlungen, Architektur. Frankfurt am Main 2008, S. 78-111, S. 84.
- Abb. 157) © Museumsstiftung Post und Telekommunikation. Museum für Kommunikation Frankfurt/Wesp, Rosemarie: „Es ist alles so schön hell hier“. Der Neubau des Deutschen Postmuseums 1990. In: Gnegel, Frank (Hg.): Museum für Kommunikation Frankfurt. Geschichte, Sammlungen, Architektur. Frankfurt am Main 2008, S. 78-111, S. 84.
- Abb. 158) Werner, Thomas (Hg.): Das Deutsche Postmuseum. Heidelberg 1990, S. 45.
- Abb. 159) © Museumsstiftung Post und Telekommunikation. Museum für Kommunikation Frankfurt/Gnegel, Frank (Hg.): Museum für Kommunikation Frankfurt. Geschichte, Sammlungen, Architektur. Frankfurt am Main 2008, S. 8
- Abb. 160) © Behnisch & Partner/Lampugnani, Vittorio Magnago (Hg.): Museumsarchitektur in Frankfurt. 1980-1990. München 1990 (Ausst.-Kat. Museumsarchitektur in Frankfurt 1980-1990, Deutsches Architekturmuseum, Frankfurt am Main 1990), S. 160.
- Abb. 161) © Christian Kandzia/Behnisch & Partner/Werner, Thomas (Hg.): Das Deutsche Postmuseum. Heidelberg 1990, S. 48.
- Abb. 162) © Museumsstiftung Post und Telekommunikation. Museum für Kommunikation Frankfurt/Wesp, Rosemarie: „Es ist alles so schön hell hier“. Der Neubau des Deutschen Postmuseums 1990. In: Gnegel, Frank (Hg.): Museum für Kommunikation Frankfurt. Geschichte, Sammlungen, Architektur. Frankfurt am Main 2008, S. 78-111, S. 83.
- Abb. 163) © Museumsstiftung Post und Telekommunikation. Museum für Kommunikation Frankfurt/Wesp, Rosemarie: „Es ist alles so schön hell hier“. Der Neubau des Deutschen Postmuseums 1990. In: Gnegel, Frank (Hg.): Museum für Kommunikation Frankfurt. Geschichte, Sammlungen, Architektur. Frankfurt am Main 2008, S. 78-111, S. 81.

- Abb. 164) © Behnisch & Partner/Lampugnani, Vittorio Magnago (Hg.): Museumsarchitektur in Frankfurt. 1980-1990. München 1990 (Ausst.-Kat. Museumsarchitektur in Frankfurt 1980-1990, Deutsches Architekturmuseum, Frankfurt am Main 1990), S. 160.
- Abb. 165) © Museumsstiftung Post und Telekommunikation. Museum für Kommunikation Frankfurt/Wesp, Rosemarie: „Es ist alles so schön hell hier“. Der Neubau des Deutschen Postmuseums 1990. In: Gnegel, Frank (Hg.): Museum für Kommunikation Frankfurt. Geschichte, Sammlungen, Architektur. Frankfurt am Main 2008, S. 78-111, S. 90.
- Abb. 166) © Museumsstiftung Post und Telekommunikation. Museum für Kommunikation Frankfurt/Wesp, Rosemarie: „Es ist alles so schön hell hier“. Der Neubau des Deutschen Postmuseums 1990. In: Gnegel, Frank (Hg.): Museum für Kommunikation Frankfurt. Geschichte, Sammlungen, Architektur. Frankfurt am Main 2008, S. 78-111, S. 94.
- Abb. 167) © Christian Kandzia/Behnisch & Partner/Werner, Thomas (Hg.): Das Deutsche Postmuseum. Heidelberg 1990, S. 51.
- Abb. 168) Schmidt, Johann-Karl/Zeller, Ursula (Hg.): Behnisch & Partner. Bauten 1952-1992. Stuttgart 1992 (Ausst.-Kat. Behnisch & Partner. Bauten 1952-1992, Galerie der Stadt Stuttgart, Stuttgart 1992), S. 42.
- Abb. 169) Bartetzko, Dieter: Ein Symbol der Republik. Geschichte und Gestalt der Frankfurter Paulskirche. In: Flagge, Ingeborg/Stock, Wolfgang Jean (Hg.): Architektur und Demokratie. Bauen für die Politik von der amerikanischen Revolution bis zur Gegenwart. Stuttgart 1992 (Herausgegeben für den Deutschen Bundestag), S. 108-125, S. 113.
- Abb. 170) Frances K. Pohl: Framing America. A Social History of American Art. London 2002, S. 96.
- Abb. 171) Toman, Rolf (Hg.): Klassizismus und Romantik. Köln 2000. S. 34.
- Abb. 172) Foto: Helmut Eckart, 2015.
- Abb. 173) Foto: Carina Eckart, 2012.
- Abb. 174) © Technische Universität Berlin, Architekturmuseum/Technische Universität Berlin, Architekturmuseum: George Gilbert Scott (1811-1878) Reichstag, Berlin. Erster Wettbewerb (1872). architekturmuseum.ub.tu-berlin.de/index.php?set=1&p=79&Daten=97912 [Stand: 15.02.2016].
- Abb. 175) Cullen, Michael S.: Dem Deutschen Volke. Das Reichstagsgebäude in Berlin. In: Flagge, Ingeborg/Stock, Wolfgang Jean (Hg.): Architektur und Demokratie. Bauen für die Politik von der amerikanischen Revolution bis zur Gegenwart. Stuttgart 1992, S. 126-167, S. 140.
- Abb. 176) Welzbacher, Christian: Die Staatsarchitektur der Weimarer Republik. Berlin 2006. Zugl. Diss. Freie Universität Berlin, Kunsthistorisches Institut, S. 21.
- Abb. 177) Welzbacher, Christian: Die Staatsarchitektur der Weimarer Republik. Berlin 2006. Zugl. Diss. Freie Universität Berlin, Kunsthistorisches Institut, S. 186.
- Abb. 178) Buslei-Wuppermann, Agatha/Zeising, Andreas: Das Bundeshaus von Hans Schwippert in Bonn. Architektonische Moderne und demokratischer Geist. Düsseldorf 2009, S. 45.

- Abb. 179) © Architekturmuseum der TU München/Buslei-Wuppermann, Agatha /Zeising, Andreas: Das Bundeshaus von Hans Schwippert in Bonn. Architektonische Moderne und demokratischer Geist. Düsseldorf 2009, S. 63.
- Abb. 180) Der Bundesminister für Raumordnung, Bauwesen und Städtebau(Hg.)/Leuschner, Wolfgang: Bauten des Bundes 1965-1980, Karlsruhe 1980, S. 253.
- Abb. 181) Behnisch & Partner: Architekten Behnisch & Partner. Arbeiten aus den Jahren 1952-1987. Stuttgart 1987, S. 69.
- Abb. 182) © Behnisch & Partner/Deutscher Bundestag mit dem Bundesministerium für Raumordnung, Bauwesen und Städtebau (Hg.)/Steckeweh, Carl: Deutscher Bundestag Bonn. Neubau des Plenar- und Präsidialbereiches. Bonn 1993, S. 13.
- Abb. 183) Foto: Carina Eckart, 2012.
- Abb. 184) © Christian Kandzia/Behnisch & Partner/Gauzin-Müller, Dominique: Behnisch & Partner. 50 Jahre Architektur. Berlin 1997, S. 211.
- Abb. 185) © Christian Kandzia/Behnisch & Partner/Behnisch & Partner, Plenarbereich des Deutschen Bundestages, Bonn.
www.behnisch-partner.de/projects/civic-buildings/plenary-complex-of-the-german-bundestag [Stand: 15.02.2016].
- Abb. 186) © Christian Kandzia/Behnisch & Partner/Behnisch & Partner, Plenarbereich des Deutschen Bundestages, Bonn.
www.behnisch-partner.de/projects/civic-buildings/plenary-complex-of-the-german-bundestag [Stand: 15.02.2016].
- Abb. 187) Foto: Carina Eckart, 2012.
- Abb. 188) Foto: Carina Eckart, 2012.
- Abb. 189) Foto: Carina Eckart, 2012.
- Abb. 190) © Christian Kandzia/Behnisch & Partner/Behnisch & Partner, Plenarbereich des Deutschen Bundestages, Bonn.
www.behnisch-partner.de/projects/civic-buildings/plenary-complex-of-the-german-bundestag [Stand: 15.02.2016].
- Abb. 191) Buttler, Adrian von: Gefährdete Nachkriegsmoderne – Eine Forschungs- und Vermittlungsaufgabe. In: Buttler, Adrian von/Heuter, Christoph (Hg.): denkmal!moderne. Architektur der 60er Jahre: Wiederentdeckung einer Epoche (Jovis Diskurs). Berlin 2007, S. 14-27, S. 25.